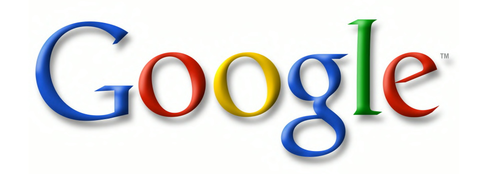


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

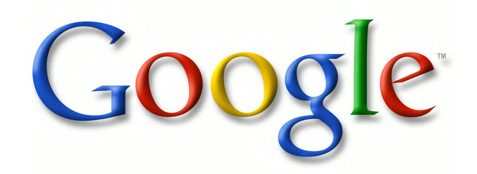
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


BR
350
.A5
W8

& Stuttgart.

thek.

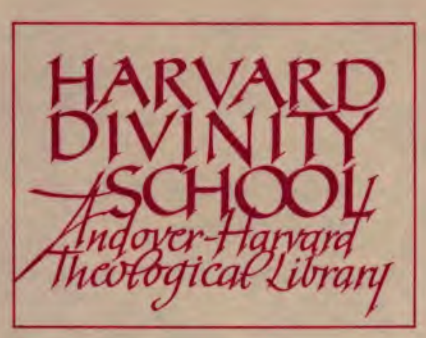
en M. 2. —;

Wirken. Von
M. 2. —.

dchens. Eine
Von Marie

4 Jahren an.

n den Sklaven-
eecher-Stowe.


HARVARD DIVINITY SCHOOL
Andover-Harvard Theological Library

Neue Ausgabe. Gebunden M. 2. —.

IV. **General Gordon.** Ein christlicher Held. Für d. Volk geschildert von **Fr. Mürdter.** Mit Bildern. Geb. M. 2. —.

V. **Katholische Zeugen evangelischer Wahrheit.** Von **Wilh. Kopp.** Mit 8 Porträts. Gebunden M. 2. —.
Das Leben, Wirken u. Leiden edler Katholiken (Bischof Sailer, Feneberg, Boos und Goßner) wird hier anschaulich geschildert.

VI. **Johann Valentin Andreä,** ein Glaubenszeuge aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs, mit Auszügen aus seinen Schriften dargestellt von **Paul Wurm.** Mit Bildnis. Gebunden M. 2. —.

VII. **Heinrich Jung-Stillings Lebensgeschichte.** Von ihm selbst erzählt. Neue Ausg. mit Bild. Geb. M. 2. —.
Diese Ausgabe umfaßt Stillings ganzes Leben, die späteren Lebensjahre in abgekürzter Form. Dadurch sowie durch Beifügung mancher Erklärungen und Ausfüllung von Lücken dürfte diese klassische Selbstbiographie an Verständlichkeit für unser Geschlecht wesentlich gewonnen haben.

VIII. **Auf den G**[illegible] **Hugenotten.** Nach dem Franzö[illegible] [illegible]den M. 2. —.

Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw & Stuttgart.

Lesebuch der Weltgeschichte oder die Geschichte der Menschheit von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit, erzählt von **W. Redenbacher. Zweite illustrierte Auflage.** 1040 S. gr. 8° mit 336 Bildern. Schön geb. M. 10.—, brosch. M. 8.—.

Lesebuch der Erdkunde. Illustrierter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Verfaßt von **Eduard Schwarz.** Neu bearbeit. von Prof. Dr. Behr u. Prof. Imm. Frohnmeyer. 890 S. gr. 8° mit 2 Übersichtskarten in Farbendruck u. 250 Illustrat. In Halbfranz solid gebunden M. 10. —, broschiert M. 8. —.

Der neue Robinson oder die Schicksale des Philipp Ashton unter Seeräubern und auf der Insel Ruatan. Von Dr. G. H. v. Schubert. 6. Aufl. In Leinw. M. 2. Kart. M. 1.40.

Erzählungen für Jung und Alt. I. Auf offener See. II. Durch Nacht zum Licht. III. Am eigenen Herd. IV. Lebenswellen. V. Verloren u. gefunden. VI. Lichtstrahlen. VII. Verpflanzt. VIII. Krumm und doch gerade. IX. Aus fernen Zonen. X. Lebensrätsel. XI. Ertappt. XII. Allerlei aus allerlei Welt. Jedes Bändchen mit 3—6 Erzählungen hübsch kart. 40 Pf.

Biblische Bilderbücher in vier Ausgaben:

zu M. 2. **Biblische Bilder und Erzählungen für kleine Kinder und ihre Mütter.** Von F. Ellwanger.
zu M. 3. **Illustrierte biblische Geschichten.** Mit 40 kolor. Bildern.
zu M. 4. **Kleine Bilderbibel.** 80 kolorierte Bilder mit Bibeltext.
zu M. 5. **Illustrierte biblische Geschichten.** Mit 80 kolor. Bildern.

Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Von **H. Gundert. Zweite vermehrte Auflage.** Eine vollständige Übersicht über das gesamte Missionsgebiet nach dem neuesten Standpunkt. In Leinw. geb. M. 2.75, brosch. M. 2.

Kleiner Missions-Atlas zur Darstellung des evangelischen Missionswerkes. Von Dr. **R. Grundemann.** 12 Karten in Quart. 2. verbess. Auflage. M. 2.—.

Bilder-Tafeln zur Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Missionsarbeit. 178 Tafeln (1690 Bilder) groß Folio in feinstem Illustrationsdruck mit Text. Gebunden in Halbleinwand M. 10.—, geheftet M. 6.—.

Die Naturkunde. Von Dr. **G. Werner,** † Prof. zu Stuttgart. I. Bd.: **Physik und Chemie.** Nebst Anhang ü. d. **Astronomie.** 384 S. mit 186 Holzschn. u. Spektraltafel. II. Bd.: **Naturgeschichte (Mineralogie, Botanik, Zoologie, Geologie).** 476 S. mit 245 Holzschn. Jeder Band schön geb. M. 2. 75., brosch. M. 2.

Gordon, der Held von Khartum. Ein Lebensbild. Nach Originalquellen. Mit Porträt u. 2 Karten. Eleg. geb. M. 6.



H. Wurm f. l. d. Gauß

Dezember 1944



Johann Valentin Andreä.



Johann Valentin Andreä,

ein Glaubenszeuge

aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs,

mit Auszügen aus seinen Schriften

dargestellt von

Paul Wurm.

—— Mit Bildnis. ——



Calw & Stuttgart, 1887.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

BR
75
.A5
W7

Vorwort.

Als Spener seine Lebensaufgabe ins Auge faßte, sagte er einmal: „Könnte ich jemand zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, es würde Valentin Andreä sein“. Wir freilich, die wir zwei Jahrhunderte später leben, finden es schwerer, den hohen Wert des merkwürdigen Mannes zu entdecken; denn es wird uns nicht leicht, uns in seine trübe Zeit und deren Bedürfnisse zurückzuversetzen und richtig zu schätzen, wie er auf sein Jahrhundert gewirkt hat. Seine Schriften haben für uns manches Rätselhafte; es muß auch zugestanden werden, daß der rasche Denker und schnelle Schreiber es mit der Form zu leicht nahm und sich nicht sehr anstrengte, den sprudelnden Inhalt in gefällige Gefäße zu fassen. Wer aber die Mühe nicht scheut, sich zu ihrem Verständnis durchzuringen, wird überall das geistvolle Auge durchleuchten sehen, das sich bemüht, die Schäden seines Geschlechts zu erkennen, um zu ihrer Heilung mitzuhelfen.

Der Verfasser dieses Lebensbildes hat sich schon vor vielen Jahren eingehend mit Andreä beschäftigt;

4/4/13 KERST

die Anregung, welche das Nahen seines 300jährigen Geburtstags gab, veranlaßte ihn zur Wiederaufnahme dieser Studien. Es lag ihm an, zum Verständnis und zur Würdigung des Mannes den Rahmen der Zeitgeschichte etwas weiter zu fassen und namentlich die Gefahr der Ausrottung unserer württembergischen Kirche den Lesern deutlicher vor Augen zu stellen, als dies in andern Biographieen geschehen ist. So werden wohl auch Theologen manches Beachtenswerte darin finden; allen Lesern aber möge, was ihnen hier geboten ist, unter Gottes Segen zur Stärkung ihres evangelischen Glaubens beitragen.

Calw, im August 1886.

Der Verlagsverein.

Erstes Kapitel.

Deutschland und Württemberg vor dreihundert Jahren.

Durch die ganze abendländische Christenheit war im sechszehnten Jahrhundert eine gewaltige Bewegung der Geister gegangen. Namentlich das deutsche Volk hatte den Worten Luthers zugejauchzt, und wenn das österreichische Kaiserhaus die Reformation angenommen hätte, so wäre ganz Deutschland evangelisch geworden, so gut wie England, das deutsche Volk wäre nicht zerspalten in zwei Nationen, von denen man sagen muß: sie verstehen ihre Sprache nicht mehr. Denn so können wir leider heutzutage das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten in manchen Gegenden von Deutschland bezeichnen. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts waren viele Städte und Dörfer evangelisch oder zum Teil evangelisch, wo nachher die Reformation wieder gänzlich ausgerottet wurde. Von weltlichen Fürsten blieben außer dem österreichischen nur das bayrische Herrscherhaus und einzelne kleinere Herren katholisch. Die Bischöfe und Äbte hatten in Deutschland zum Teil größere Landstriche, über welche sie auch die weltliche Herrschaft führten, aber selbst in diesen geistlichen Fürstentümern, Würzburg, Salzburg u. s. w. fand die Reformation zahlreiche Anhänger unter

dem Volk, und zweimal machte ein Erzbischof von Köln selbst den Versuch, sein Land zu reformieren, wurde aber durch vereinigte kaiserliche und päpstliche Gewalt daraus vertrieben. In den österreichischen Erblanden rechnet man, daß bis zum dreißigjährigen Krieg ungefähr ein Drittel der Bewohner evangelisch gewesen sei. So schien der vollständige Sieg der Reformation, soweit die deutsche Zunge klingt, nicht mehr ferne zu liegen.

Allein da die Leute schliefen, kam der Feind und säte das Unkraut. Die wenigsten Evangelischen waren durch so tiefe innere Kämpfe hindurch zu der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum gekommen, wie Luther. Nachdem einmal die Bahn gebrochen war, wurden viele Gemeinden evangelisch, weil es so Mode war, wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen. Manche Leute warfen das Joch des Papsttums ab, aber in eine unmittelbare, persönliche Gemeinschaft mit Jesu Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, traten sie nicht; unter sein sanftes Joch wollten sie sich nicht beugen. Darunter haben schon die Reformatoren schwer geseufzt, und diese oberflächlichen Christen wurden auch unter den Predigern noch zahlreicher, als die Väter entschlafen waren. Wir wollen uns nicht darüber verwundern, wenn im Reformationszeitalter allerlei Geister entfesselt wurden und ihr Wesen trieben. Hat ja doch der Apostel Paulus vorausgesehen, daß nach seinem Abschied greuliche Wölfe kommen werden, welche die Herde nicht verschonen. So wenig wir die Apostel verantwortlich machen für alle die Irrlehren und Verführungsmächte, welche im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter auf-

getreten sind, ebensowenig dürfen wir mit so manchen katholischen Geschichtschreibern sagen, die Reformation sei die Mutter der Revolution, und das Auftreten der schwärmerischen und der ungläubigen oder halbgläubigen Leute im sechszehnten Jahrhundert habe Luther verschuldet. Wo der Herr seine Kirche baut, da baut auch der Teufel seine Kapelle daneben.

Das Auftreten der schwärmerischen Partei in Wittenberg, welche in Kirche und Staat alles umstürzen und ausfegen wollte und nicht streng an das Schriftwort sich hielt, sondern im eigenen Geist Offenbarungen Gottes zu haben behauptete, auf die Reinigung des Herzens nicht so sehr drang, wie auf die äußere Reinigung der Kirche, — das Auftreten dieser schwärmerischen Partei war wohl die Hauptursache, daß Luther gegen Zwingli so scharf auftrat und ihm in Marburg zurief: Ihr habt einen andern Geist. Weil Zwingli eine ähnliche Abendmahlslehre hatte wie Karlstadt und auch bei der Reformation radikaler zu Werke ging als Luther, so betrachtete ihn dieser zu sehr als einen Genossen von Karlstadt, und wir werden wohl sagen dürfen: wenn die reformierte Kirche nur einen Zwingli gehabt hätte, wenn nicht andere, tiefer gegründete Männer nachgefolgt wären, namentlich Calvin, so hätte sie nicht die Zeugenwolke gehabt, welche ihr zur Zierde gereicht, so hätte sie auch nicht in Verfassung und Zucht so großes geleistet, wie wir später sehen werden.

Aber der Streit war nun einmal entbrannt zwischen Lutheranern und Reformierten, und bald brachen auch innerhalb der lutherischen Kirche so heftige Streitigkeiten aus, daß es den Evangelischen am inneren

Zusammenhalt fehlte, und die Gegner wieder Raum gewannen. Fragen der theologischen Schule wurden behandelt als brennende Kirchenfragen; auch die Fürsten zeigten viel Interesse dafür, aber ihre Einmischung zog häufig den politischen Gesichtspunkt zu sehr herein. So sehr wir die tüchtige Schulbildung für die Geistlichen als ein Verdienst der Reformation anerkennen müssen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß durch die Lateinschulen der damaligen Zeit eine Gelehrtenaristokratie herangezogen wurde, die dem Volk entfremdet war. In den Schulordnungen wurde häufig verlangt, daß die Lateinschüler auch unter sich in den Freistunden nicht deutsch, sondern lateinisch reden. Im Deutschen wurde gar nicht unterrichtet, sondern am lateinischen Vaterunser wurde buchstabiert. Die Volksschulen waren gewöhnlich nur ein Anhängsel zu den Lateinschulen für Leute, die nicht studieren wollten, und es wurde in denselben oft nicht einmal das Rechnen gelehrt. Während Luther ein echter Volksmann war, gestattete der gelehrte Melanchthon, der auf das Schulwesen der Reformationszeit den größten Einfluß ausübte, der humanistischen Gelehrsamkeit eine solche Herrschaft in den Lateinschulen und auf den Universitäten, daß die Wertschätzung der Prediger nach ihrem Wissen, mit Hintansetzung der Gesinnung und des Wandels und der Gabe einer volkstümlichen Predigt, mit der Zeit immer mehr aufkam. Der Katechismus wurde zwar gut auswendig gelernt, und alle Professoren an der Universität, nicht nur die Theologen, wurden auf die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche verpflichtet, aber das Leben stimmte oft gar wenig mit der Lehre überein, und ein geistlich

anregender Religionsunterricht wurde selten gegeben. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts kam es auch immer mehr auf unter den Theologen und anderen Gelehrten, in Naturwissenschaften und Mathematik neue Erfindungen zu suchen. Die einen wollten den Stein der Weisen finden, d. h. sie wollten Stoffe finden, aus welchen man durch Zusammenschmelzen Gold machen könnte. Diese Alchymie oder Goldmacherei führte dann allerdings zu einer gründlicheren Erforschung der Natur, und es ist daraus die Wissenschaft der Chemie hervorgegangen. Manche verbanden damit auch theosophische Gedanken, wie noch im 18. Jahrhundert der bekannte Prälat Oetinger. Andere suchten ein perpetuum mobile zu erfinden, d. h. einen Gegenstand, der sich immer bewegte, ohne daß man ihn aufziehen mußte, wie eine Uhr. Wieder andere beschäftigten sich mit der Quadratur des Zirkels; d. h. sie wollten eine eckige Figur finden, die dem Kreise ganz gleich wäre. Wenn auch solche Studien nicht bei allen Theologen dem geistlichen Amt Eintrag thaten, so gab es doch manche, die Zeit und Geld darauf verwendeten und um ihre Gemeinden sich wenig bekümmerten. Der Mann, von welchem wir im folgenden näheres hören werden, beschreibt das Christentum seiner Zeit in einem lateinisch geschriebenen Büchlein, das den Titel hat: „Christliche Fabeln“, in humoristischer und doch ernster Weise mit den Worten:

„Die christliche Religion hörte täglich von den häufigen Drohungen und den furchtbaren Angriffen ihrer Feinde; sie wollte Vorsorge treffen und beschloß ihre Bürger zu mustern und die Waffen derselben zu prüfen. Da traf sie alles über Erwarten gerüstet. Es war ein

ungeheures Heer von Bewaffneten, kräftige, drohende Gestalten, und die Waffen, deren sie sich mit großer Gewandtheit bedienten, alle glänzend. Aber als die Religion näher trat, wäre sie beinahe entseelt zu Boden gefallen. Denn was man für Eisen und Stahl gehalten, das war Spielzeug. Die Schwerter waren aus dem Blei der Worte gefertigt, die Panzer aus der Baumwolle des Vergnügens, die geschmückten Helme aus dem Wachs der Eitelkeit, die Schilde aus dem Papier der Meinungen, die Lanzen aus den Rohrstäben der Vermutungen, die Fahnen aus philosophischen Spinnengeweben; die Kanonen waren Bambusrohre, das Pulver Mohnsamen, die Kugeln von Glas. Soweit war es gekommen, da durch die Gewissenlosigkeit der Anführer die rechten Waffen verkauft worden waren, und sogar noch die Soldaten von alter Stärke, Treue und Rüstung lächerlich gemacht wurden. Da nun die Religion bitter klagte, rief die ganze Schar, sie solle guten Mutes sein, denn sie werden bis zum letzten Atemzug Treue und Glauben halten. Aber sie sprach: was nützt mich euer Glaube, wenn die Werke nichts taugen? Ich schwöre euch: ehemals, da ich Nackte und Unbewaffnete ins Feld führte, war ein von allem entblößter Märtyrer mehr wert als Hunderte von euch, die ihr mit vergoldeten und versilberten Umhüllungen reichlich überzogen seid."

Es ist also keine gute alte Zeit, die wir hier zu besprechen haben. Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Nachdem das frische Leben der Reformationszeit gewichen und bei vielen die bloße Form der Lehre geblieben war, ließ der Herr ein furchtbar schweres Gericht über die deutsch-evangelische Kirche kommen, durch welches sie an den Rand

des Verderbens gebracht wurde: den dreißigjährigen Krieg. Seit im Jahr 1540 der Jesuitenorden gegründet war, hatte die katholische Kirche wieder neue Kräfte gewonnen. Bis dieser Orden Eingang fand, sah es aus, als ob in Deutschland die Leute, welche noch katholisch blieben, eigentlich nur aus äußeren Gründen das Alte festhielten, aus Rücksicht auf den Kaiser oder auf Bischöfe, unter denen sie standen und von denen sie ihren Lebensunterhalt erhielten, oder aus bloßer Gewohnheit. Im Jesuitenorden traten erst wieder Männer auf, die mit wirklicher Begeisterung der katholischen Kirche und dem Papsttum anhingen, und die zugleich so klug waren, um die Schwäche und die Stärke des Protestantismus zu erspähen. Die langen, trockenen Predigten wurden allmählich vielen Leuten, die kein inneres Verlangen nach dem Wort Gottes hatten, langweilig, und sie zogen den in die Sinne fallenden katholischen Gottesdienst vor. Wer nicht in eine wirkliche persönliche Gemeinschaft mit dem unsichtbaren Herrn im Himmel treten will und doch fühlt, daß er Vergebung der Sünden haben sollte, dem ist es ganz angenehm, wenn er in der Beichte von einem sichtbaren Priester absolviert wird und nun weiß, wo er daran ist. Gegenüber der Zerfahrenheit der Protestanten war der Jesuitenorden und überhaupt die katholische Kirche aufs beste organisiert. Auf der Kirchenversammlung zu Trient (1545—1563) war das katholische Bekenntnis auch gegenüber den Einwendungen der Evangelischen aufs neue festgestellt und z. B. in bezug auf die Rechtfertigung eine Lehre aufgestellt worden, von der Laien, die nicht tiefer forschten, denken konnten, sie weiche nicht

so sehr von der lutherischen ab, daß man sich trennen müßte. Wenn die Evangelischen durch ihre Schulthätigkeit großen Eingang gefunden hatten, so warfen sich die Jesuiten nun mit frischem Eifer auf dieses Gebiet und suchten durch Aufstachelung des Ehrgeizes, durch Preise u. dgl. die Schüler von den Evangelischen weg in ihre Schulen zu locken. Dabei hatten sie es namentlich auf vornehme Leute abgesehen; sie wußten die Schüler so zu dressieren, daß sie sich in der Welt gut bewegen konnten. Sie suchten namentlich an den Höfen Eingang als Beichtväter bei Fürsten und Fürstinnen und schürten auf jede Weise den Haß gegen die Protestanten. Mit der Wahrheit nahmen sie es nicht genau. Der Zweck sollte das Mittel heiligen. Was zur Verherrlichung der katholischen Kirche diente, war alles recht; wer dazu mithalf, wurde von seinen Sünden absolviert.

Während der Jesuitenorden die Vornehmen ins Auge faßte, bearbeiteten andere Orden, namentlich die Kapuziner das niedere Volk. Auf die Vornehmen aber kam es in jener Zeit hauptsächlich an; denn was wir Gewissensfreiheit nennen, daß jeder einzelne Christ nach seiner Überzeugung katholisch oder evangelisch werden darf, das kannte man im sechszehnten Jahrhundert gar nicht oder nur in einzelnen Fällen. Wenn die evangelischen Fürsten 1529 auf dem Reichstag zu Speier dagegen protestierten, daß durch einen Beschluß der Mehrheit die Reformation verboten werden dürfe, so verstanden das weder die Katholischen noch die Evangelischen so, daß jeder einzelne Deutsche sich darüber frei entscheiden dürfe, ob er katholisch oder evangelisch sein wolle, sondern nur die Fürsten und

die Obrigkeiten der freien Städte hatten freie Wahl; das Volk sollte dem Beispiel des Fürsten folgen wie die Kinder der Konfession der Eltern. Wenn wir heutzutage in Deutschland von einem evangelischen in ein katholisches Dorf kommen, so können wir meistens darauf rechnen, daß früher zwischen beiden eine Landesgrenze gewesen, und der eine Fürst evangelisch, der andere katholisch gewesen ist. Die paritätischen Reichsstädte Augsburg, Biberach, Ravensburg u. s. f. sind dadurch paritätisch geworden, daß die katholische Partei nicht stark genug gewesen ist, um die evangelische zu vertreiben, während in einzelnen evangelischen Städten, wie z. B. Ulm, ein katholisches Kloster fortbestehen durfte, und dadurch die Katholiken nicht ganz vertrieben wurden. So wurde immerhin das Territorialrecht in bezug auf die Konfession von den Evangelischen nicht so streng gehandhabt wie von den Katholiken.

Gehen wir noch auf die engere Heimat des Mannes, von dem wir reden wollen, näher ein, auf das Herzogtum Württemberg oder Wirtemberg, wie man allgemein schrieb, bis König Friedrich die jetzige Schreibart befahl. Das Land war damals viel kleiner als jetzt. Oberschwaben und die sonstigen katholischen Gegenden gehörten damals teils zu Österreich, teils zu besonderen Herrschaften und Städten oder zum Gebiet des Deutschordens. Auch die evangelischen Reichsstädte, welche teils von württembergischem Gebiet umschlossen waren, teils an der Grenze lagen, hatten noch ihre Selbständigkeit, ebenso die hohenloheschen Fürsten. Dagegen gehörten auch Landstriche auf dem Schwarzwald und in der Gegend von Maulbronn zu Württemberg,

welche unter Napoleon I. an Baden abgetreten werden mußten, und jenseits des Rheins die Grafschaft Mömpelgart (Montbéliard) am Südabhang der Vogesen nebst einigen Herrschaften im Elsaß.

Erst im Jahre 1534 konnte in Württemberg die Reformation eingeführt werden, denn während der Vertreibung des Herzogs Ulrich war das Land unter österreichischer Herrschaft gestanden, welche die evangelischen Regungen so viel als möglich unterdrückt hatte. Viele Leute waren aber schon damals heimlich in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag in die Reichsstädte Reutlingen, Eßlingen u. s. f. gegangen, um dort eine evangelische Predigt zu hören, und der Landtag hatte vom König Ferdinand verlangt, daß er die Predigt des Evangeliums freigeben solle, dann werden bessere Zustände kommen. Österreich ging nicht darauf ein, aber als Herzog Ulrich mit Hilfe des Landgrafen Philipp von Hessen sein Land wieder erobert hatte, war das evangelische Bekenntnis bald einheimisch geworden. Ulrich hatte auf seiner Flucht in reformierten Gegenden, namentlich in Basel, das evangelische Bekenntnis kennen gelernt. Er berief zuerst den Reformierten Blarer und den Lutheraner Schnepf zu Reformatoren seines Landes. In der Abendmahlslehre mußte schon aus politischen Gründen die lutherische Richtung siegen, aber in der äußeren Form des Gottesdienstes drückt sich die Neigung des Herzogs zur reformierten Konfession in der ältesten Kirchenordnung sehr stark aus, und die Abschaffung des Altargottesdienstes ist auch in der zweiten Kirchenordnung geblieben, nachdem in Joh. Brenz ein guter Lutheraner an die Spitze der ganzen

württembergischen Kirche gesetzt war; denn nachdem durch das Augsburger Interim dem württembergischen Volke wieder einige Jahre lang die katholische Messe aufgezwungen worden war, schaffte man 1552 gerne wieder viel von den katholischen Formen ab. Luther selbst charakterisiert seinen Freund Brenz in seiner Vorrede zu dessen Erklärung des Propheten Amos mit den Worten: „Wenn man kleines mit großem vergleichen darf, so ist mir von dem vierfachen Geiste des Elias der Sturm, das Erdbeben und das Feuer zugefallen, das Berge zerreißt und Felsen zerbricht, dir dagegen und deinesgleichen jenes stille sanfte Sausen, das erquickt.“

Nach Herzog Ulrichs Tod war der edle, in der Schule der Trübsal geläuterte Herzog Christoph zur Regierung gekommen, der sich mit Herz und Mund zur evangelisch-lutherischen Lehre bekannte, und dessen umsichtigem Geiste nichts entging, was in und außerhalb seines Herzogtums zur Förderung des Evangeliums gewirkt werden konnte, der selbst für die slavischen Völker in Steiermark, Kärnten und Krain die Bibel übersetzen und drucken ließ.

Durch die Reformation waren in Württemberg die 14 Mannsklöster nicht aufgehoben, sondern in Bildungsanstalten für künftige Geistliche verwandelt worden. Der Überschuß ihrer Einkünfte bildete den größten Teil des Kirchenguts, welches bis auf den König Friedrich unter besonderer Verwaltung stand und für die Zwecke der Kirche verwendet wurde, aber allerdings auch zuweilen dem Staat aufhelfen mußte. Die Äbte oder Prälaten hatten sich vor der Reformation beinahe

zu selbständigen Fürsten erhoben; auch nachher umgab noch immer ein gewisser Nimbus ihre Person in den Augen des Volks, wenn sie in sechsspänniger Klosterkutsche einherfuhren, und auf dem Landtag bildeten sie ein mächtiges Element. Sie saßen hier nicht eigentlich als Vertreter der Kirche, sondern wie der ritterschaftliche Adel als Vertreter ihrer Kloster-Hintersaßen und hatten oft ein Interesse, zur Schonung ihrer Leute das Kirchengut für Landeszwecke zu belasten. Anfangs waren in allen Klöstern Klosterschulen eingerichtet, d. h. die Mönche oder Klosterschüler, welche sich zum evangelischen Glauben bekannten, wurden zu Geistlichen herangebildet. Im Verlauf der Zeit, als der Mangel an Predigern gedeckt war, bestanden nur noch die 4 Klosterschulen Maulbronn, Bebenhausen, Denkendorf und Blaubeuren fort. Die Prälaten der 10 übrigen Klöster: St. Georgen, Alpirsbach, Hirsau, Herrenalb, Murrhardt, Lorch, Adelberg, Königsbronn, Anhausen und Herbrechtingen hatten außer ihrem Sitz im Landtag kein bedeutenderes Amt, wenn sie nicht zugleich Generalsuperintendenten waren, deren Zahl auf 4 bestimmt war. In den Bezirksstädten wurden Spezial-Superintendenten eingesetzt, die im Volksmunde Speziale hießen, bis in neuerer Zeit der Titel Dekan auch vom Volk gebraucht wurde. Die Pröpste an den Stiftskirchen zu Stuttgart und Tübingen standen im Rang noch über den Prälaten; ersterer hatte mit dem Landhofmeister die Aufsicht über die oberste Kirchenbehörde, den Kirchenrat, der aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestand.

Bei Verwandlung der Klöster in Klosterschulen fehlten

natürlich bei manchen Zöglingen die Vorkenntnisse. Damit nun künftig durch Nachholen in den Klosterschulen nicht zu viel Zeit versäumt werde, verordnete Herzog Christoph eine Prüfung der Aspiranten durch den Pädagogarchen in Stuttgart und einen seiner Kollegen im Beisein von einem oder zwei Kirchenräten. Herzog Friedrich I. erweiterte 1597 diese Prüfung zu einem Landexamen, d. h. er verfügte, daß die Knaben aus allen lateinischen Schulen des Landes alljährlich auf einen oder zwei Tage nach Stuttgart berufen, hier geprüft und die tauglichsten für die Klosterschulen ausgewählt würden. Später kamen nur diejenigen, welche sich zu dieser Prüfung gemeldet hatten, aber der Name Landexamen blieb.

So wurde in Württemberg dafür gesorgt, daß kein Jüngling mit einer mangelhaften klassischen Bildung Theologie studieren durfte. Aber auch das Universitätsstudium selbst wurde besonders erleichtert und gefördert durch die Errichtung des Stifts in Tübingen. Ein ehemaliges Augustinerkloster wurde eingerichtet und erweitert zu einem Konvikt für Theologiestudierende, welche hier wie in der Klosterschule Kost und Wohnung unentgeltlich hatten. Sämtliche Stipendiaten sollten in den zwei ersten Studienjahren vorzugsweise die Vorlesungen der philosophischen, oder wie man sie damals nannte, der Artisten-Fakultät besuchen, dann durch eine Abhandlung und Disputation Magister der freien Künste werden, d. h. Doktor der Philosophie, dann erst begann das theologische Studium, welches 3 Jahre dauerte. Die Zahl der Stipendiaten wurde schon vom Herzog Christoph auf 100 bestimmt. Sechs ausgezeichnete Magister wurden als Repetenten an-

gestellt und beauftragt, dem Vorsteher des Stifts über den Fleiß der Stipendiaten Bericht zu erstatten.

Unter den Professoren der Theologie in Tübingen im 16. Jahrhundert heben wir einen hervor, dessen Geschlecht wir weiter verfolgen werden: Jakob Andreä. Er war geboren den 25. März 1528 in Waiblingen, hieß eigentlich Endris; gab aber seinem Namen eine lateinische Form, wie es damals bei den Gelehrten der Brauch war. Sein Vater war Schmied, daher wurde er auch zuweilen Jakob Schmidlin genannt. Durch eine Unterstützung von seiten der Stadt konnte der talentvolle Knabe, der bereits einem Schreiner in die Lehre gegeben werden sollte, das Pädagogium in Stuttgart besuchen und schon 1541, erst 13 Jahre alt, bezog er die Universität; im achtzehnten Lebensjahr wurde er Diakonus in Stuttgart. Als nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Kriegs Stuttgart von spanischen Truppen besetzt und die evangelischen Prediger vertrieben wurden, blieb Andreä, der seit einem Jahr verheiratet war, mutig auf seinem Posten. Später siedelte er nach Tübingen über, wo er von 1549 an als Diakonus in der Stiftskirche predigte, während der Interimspfarrer im Chor Messe las. Unter Herzog Christoph wurde er 1553 Spezial-Superintendent in Göppingen. Er wurde hier mehrmals beurlaubt, weil auswärtige Fürsten und Städte ihn von Herzog Christoph erbaten, um die Reformation in ihren Gebieten durchzuführen. Mehreren Reichstagen und Religionsgesprächen wohnte er mit dem Herzog bei. 1562 wurde er Professor der Theologie, Propst und Kanzler in Tübingen. Als Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz zur reformierten

Kirche übergetreten war, geriet Christoph in große Besorgnis, es möchte durch diesen Schritt der Augsburger Religionsfriede gefährdet werden, denn nur auf Grund des lutherischen Bekenntnisses war den Evangelischen in Deutschland Religionsfreiheit bewilligt worden. Wenn sie von diesem abwichen, so konnte der Kaiser sagen: „ihr habt den Religionsfrieden nicht gehalten, so bin auch ich nicht daran gebunden“. Darum war dem Herzog sehr daran gelegen, die Pfälzer zu einer Rückkehr zur lutherischen Abendmahlslehre zu bewegen. Er veranstaltete daher 1564 ein Religionsgespräch in Maulbronn, wo die beiden edlen, von ganzem Herzen evangelischen Fürsten mit ihren Theologen zusammenkamen, und bei dem Jakob Andreä ein Hauptkämpfer auf lutherischer Seite war. Man konnte sich nicht einigen, die Gegensätze wurden verschärft, und Christoph bemühte sich nun, wenigstens die Lutheraner unter sich zu einer Einheit zu bringen, denn auch in ihrem Kreise waren heftige Streitigkeiten ausgebrochen. Wiederum war Jakob Andreä sein Mittelsmann. Melanchthon war namentlich nach Luthers Tod in mehreren Punkten von der Lehre Luthers etwas abgewichen, und diese Richtung wurde von seinen Schülern, den sogenannten Philippisten, fortgesetzt. Andreä sah bald, daß er mit den Philippisten ebensowenig einig werden konnte wie mit den Reformierten, und nun trat er mit streng lutherischen Sätzen auf. Man hat ihm das schon als Charakterlosigkeit ausgelegt, überhaupt seine ganze Thätigkeit als eine ehrgeizige bezeichnet. Allerdings finden wir bei ihm nicht mehr die ursprüngliche Frische der Reformationszeit; es ist nicht mehr die Glaubenskraft und der Gebetsgeist eines Luther, der in seiner festen

Burg sich sicher fühlte, wenn auch draußen alles drunter und drüber ging. Es ist nicht mehr das volkstümliche Bekenntnis, welches in den Disputationen sich ausspricht, sondern die Gelehrsamkeit der theologischen Schule und diplomatische Gewandtheit. Aber an der Aufrichtigkeit Andreäs dürfen wir doch nicht zweifeln, wenn er zuerst einen größeren, und wie das nicht ging, einen kleineren Kreis durch seine Formel verbinden wollte. So brachte er mit den sächsischen Theologen 1577 die Konkordienformel zu stande, durch welche die lutherischen Bekenntnisschriften ihren Abschluß fanden. Noch in späteren Jahren nahm er an Religionsgesprächen teil. Als er sein Ende herannahen fühlte, sprach er noch vor Professoren und Geistlichen sein Glaubensbekenntnis aus, beichtete und genoß das h. Abendmahl mit großer Bewegung. Dem Arzt, der ihn nach seinem Befinden fragte, erwiderte er: „Von Gott ungeschieden.“ So entschlief er den 7. Jan. 1590.

Zweites Kapitel.

Joh. Val. Andreäs Geburtsort, seine Eltern und seine Jugend.

Wenn wir heutzutage mit der Stuttgart-Züricher Eisenbahn im Südwesten der Stadt in weitem Bogen durch die Rebengelände langsamen Schrittes immer höher an den Bergabhängen hinauffahren, während das Häusermeer der württembergischen Hauptstadt immer tiefer unter uns liegt, bis es durch einen Tunnel unserem Auge ent-

rückt wird, und schöne Waldpartien die Bahn umgeben, so gelangen wir zunächst auf ein wellenförmiges Hochland, das zum Teil mit fruchtbaren Feldern und freundlichen Dörfern, zum Teil aber auch mit ausgedehnten Waldungen bedeckt ist. Haben wir die Stationen Böblingen und den darauffolgenden Wald hinter uns, so treten wir in das fruchtbare obere Gäu, während zur Linken noch die waldigen Hügel des Schönbuch aufsteigen. Auf dem letzten dieser Hügel erblicken wir eine Burgruine, aber mehr noch fällt uns eine stattliche gothische Kirche ins Auge, welche am Abhang wie eine Henne über ihre Küchlein über den bescheidenen Häusern eines Städtchens sich lagert und weit ins Land hinausschaut. Das Städtchen ist Herrenberg. Man merkt es der Kirche an, daß sie nicht nur von den Bewohnern des Städtchens und für dieselben gebaut worden ist. Vor dreihundert Jahren hatte sie noch zwei schöne Türme, die hoch über das Städtchen hervorragten. Als dieselben im vorigen Jahrhundert baufällig wurden, trug man sie ab und suchte die breite Front zu einem Turme zu vereinigen, indem man nach dem schlechten Geschmack der damaligen Zeit über die Mitte einen großen Knopf setzte. Es war in Herrenberg im Mittelalter ein Chorherrnstift; daher die große Kirche, welche von der Gemeinde nicht ganz gefüllt wird. Und doch versteht man den Prediger gut in derselben, denn die schöne steinerne Kanzel mit den Reliefbildern der lateinischen Kirchenväter haben die Chorherren nicht, wie die neueren Baumeister es gewöhnlich thun, an den Eingang zum Chor gesetzt, sondern an eine Säule des Mittelschiffs. Eine reiche Stiftung für Kirchen- und Armenzwecke, auch mehrere Familien-

stiftungen für Studierende erinnern an vergangene Zeiten, da Herrenberg wohlhabender war als jetzt. Wie an so manchen Orten hat auch hier die reiche Stiftung die Betriebsamkeit der Bevölkerung nicht gefördert, und Herrenberg beherbergt weit mehr Arme, als die benachbarten Dörfer im Gäu.

In diesem Städtchen finden wir vor dreihundert Jahren einen Sohn des Kanzlers Jakob Andreä, Johannes Andreä, als Dekan oder Spezial. Es war seine dritte Stelle. Vorher war er Pfarrer in Hagelloch und in Mössingen gewesen, also immer in der Nähe seines Vaterhauses. Er hatte sich 1576 verheiratet mit Marie, Tochter des Valentin Moser, Vogts in Herrenberg, einer Frau, die als Muster in allen christlichen Tugenden geschildert wird. Ihre Mutter hatte sie frühe verloren und war von ihrer Großmutter Katharine Hiller, geb. Kurrer, erzogen worden, hatte dort die evangelische Lehre auch ins Leben einführen gelernt durch Werke der Liebe an Armen und Kranken; denn die Großmutter hielt in den Zeiten der Not, da die Armenpflege noch nicht organisiert war wie heutzutage, ein eigenes Zimmer mit Armen- und Krankenkost bereit, und die Pflege und Versorgung derselben war der Enkelin übertragen. Bei der Großmutter hatte sie auch eine Fertigkeit im Nähen, Stricken, Weben, Sticken und Kleidermachen bekommen, wie man sie selten in einer Person vereinigt fand; ja noch edlere Künste hatte sie erlernt, die damals dem weiblichen Geschlecht seltener zu teil wurden: sie war so gewandt im Schönschreiben und im Vorlesen, daß sie noch in hohem Alter dafür gerühmt wurde. Von Natur hatte sie ein rasch aufbrausendes

Temperament, das aber durch christliche Zucht in Schranken gehalten war, einen scharfen Verstand, einen männlichen Mut, aber sie war in der Schule der Selbstverleugnung geübt.

Diese Übung dauerte auch fort, als sie dem Pfarrer Johannes Andreä ihre Hand gereicht hatte. Denn der Sohn des großen Tübinger Kanzlers scheint kein geistig und geistlich bedeutender Mann gewesen zu sein, ein jovialer Herr, Freund der Musik und gesellschaftlichen Unterhaltung, vor allem aber Freund der Goldmacherei. Aber auch er hat, wie so manche andere, den Stein der Weisen nicht gefunden, sondern das ansehnliche Vermögen seiner Frau mit seinen Versuchen verlaboriert. Gleichwohl hörte man aus ihrem Munde keine Klagen. Sie selbst lebte äußerst einfach und wußte alles gut einzuteilen, und in der Freigebigkeit gegen Arme hatte ihr Gatte die gleiche Gesinnung, so daß die Ehe doch eine glückliche war.

Diesen Eltern wurde am 17. August 1586 in Herrenberg ein Sohn geboren, welcher in der h. Taufe den Namen Johann Valentin erhielt. Er war ihr fünftes Kind und drei folgten nach, so daß er in einem zahlreichen Geschwisterkreis aufwuchs. Wir dürfen übrigens nicht das jetzige Dekanatshaus in Herrenberg, die ehemalige Propstei, das wie ein Schlößchen auf der Südseite der Kirche weit in das Land hinausschaut, als Geburtshaus Joh. Val. Andreäs ansehen. Die Propstei war damals dem ersten weltlichen Beamten eingeräumt; seine Mutter wird also dort geboren sein; das alte Dekanathaus ist in Privatbesitz übergegangen und steht rechts von dem steilen Weg, welcher zur Kirche hinaufführt, etwas weiter oben als das

Diakonathaus, unter jenen altersgrauen, unansehnlichen Häusern, immerhin etwas größer als die andern.

Nur fünf Jahre verlebte Valentin in seinem Geburtsort, denn als Sohn des großen Kanzlers stieg sein Vater zu höheren Würden empor, er wurde 1591 Prälat in Königsbronn. Wir müssen dabei der Familie in einen andern Teil von Württemberg folgen. Es war nach den damaligen Verkehrsverhältnissen ein beschwerlicher Umzug. Im Osten des Landes, da wo das Flüßchen Brenz der Donau zufließt, lag die Herrschaft Heidenheim, welche schon damals zu Württemberg gehörte, aber durch das Gebiet der Reichsstädte Gmünd, Aalen und Ulm und durch die Besitzungen der Grafen von Rechberg vom eigentlichen Herzogtum getrennt war. Das Kalkgebirge der schwäbischen Alb ist auf seiner Höhe sehr wasserarm, denn der Regen sickert in Höhlungen hinab, und auf der Donauseite der Alb giebt es eine ganze Anzahl von regelrechten Thälern, die sich Stunden weit hinziehen, aber nirgends findet man ein Bächlein, wenn nicht etwa nach einem Wolkenbruch oder bei rascher Schneeschmelze ein trüber, verheerender Strom durch die Thalsohle sich herabwälzt. Wo dagegen am Fuß des Gebirges Quellen hervorbrechen, da strömt eine solche Wassermasse aus, daß die Quellen tiefe Seen bilden und die Flüßchen sogleich große Wasserwerke treiben können. Diese geheimnisvollen Quellen sind vielleicht schon bei unsern heidnischen Vorfahren Stätten der Gottesverehrung gewesen, und in christlicher Zeit wurden gerne Klöster oder Kirchen dahin gebaut, zu welchen das Volk wallfahrtete. So entstanden ohne Zweifel die Klöster Zwiefalten, Urspring, Blaubeuren, die Kirche in Lautern; so

entstand auch das Kloster Königsbronn am Ursprung der Brenz, wo ein Einschnitt im Gebirge sich findet, so daß man fast ohne Steigung von der tiefen und breiten Quelle der Brenz zu der des Kochers, vom Flußgebiet der Donau in das des Rheins gelangt.

Als Johannes Andreä dorthin befördert wurde, bestand noch die Klosterschule zur Vorbereitung künftiger Theologen auf die Universität, und der Prälat oder Abt war Vorstand derselben. Der junge Valentin hatte, obgleich ein schwächliches Kind, schon im fünften Lebensjahr den ersten Unterricht bekommen, und ohne Zweifel nach damaliger Sitte lateinisch, nicht deutsch, denn es war ihm sein Leben lang geläufiger, lateinisch zu schreiben als deutsch. Die Klosterpräzeptoren hatten auch die jungen Söhne des Prälaten unter ihre Schüler aufzunehmen. Aber bald wurde die Königsbronner Klosterschule aufgehoben, und nachdem der Diakonus eine Zeit lang den Unterricht besorgt hatte, nahm der Prälat Studierende der Medizin in sein Haus auf, deren er sich zur Bereitung von Arzneien wegen seiner Kränklichkeit und als Gehilfen für sein chemisches Laboratorium bediente. Diese mußten zugleich die jungen Lateiner weiter fördern, und Valentin rühmt namentlich einen derselben, Johann Hartig, einen Schlesier, dessen Unterricht ausgezeichnet gewesen sei und für das ganze Leben einen guten Grund gelegt habe. Zu den eigenen Kindern hatte der gutmütige Prälat noch einen Pfarrwaisen, David Steudlin, ins Haus aufgenommen. Dieser nämlich war, erst zwei Jahre alt, als man des Vaters Leiche ordnete, auf einem langen Rohr lustig vorgeritten, was dem Prälaten Thränen entlockt und das

Herz abgewonnen hatte. David wurde auch unserm Valentin ein Herzensfreund. Letzterer zeigte früh eine unersättliche Wißbegierde. Der Unterricht, der ihm ohne Zweifel mit seinen Brüdern gemeinschaftlich erteilt wurde, schritt ihm zu langsam vorwärts, so las er den Frischlin, Erasmus, Livius, Münsters Kosmographie u. s. f. und gewann dadurch auch einen Sinn für schöne Darstellung. Daneben legte er sich auf Mathematik und Mechanik. Die Quadratur des Zirkels, das perpetuum mobile und der Stein der Weisen beschäftigten auch seinen Geist schon damals.

In Königsbronn erhielt die Familie einmal einen hohen Besuch. Herzog Friedrich I., der seit 1593 regierte, war selbst ein großer Gönner der Alchymisten und unterhielt an seinem Hof allerlei Abenteurer, die ihm aber auch kein Gold zu machen, sondern nur zu verschwenden wußten. Er interessierte sich für den Prälaten, kam mit seiner Gemahlin nach dem Kloster, beschaute die Arbeiten Andreäs, billigte die Methode und schenkte ihm seine Gunst. Mit diesem Herzog Friedrich war ein anderer Geist am württembergischen Hof eingekehrt als unter Herzog Christoph. Die Hauptlinie des Fürstenhauses war mit Christophs Sohn, Herzog Ludwig, ausgestorben. Nun residierte aber noch eine Seitenlinie in Mömpelgard, und der dortige Hof hatte sich an französisches Wesen, französischen Luxus und französische Oberflächlichkeit gewöhnt. Mömpelgard grenzte an Frankreich, und die Volkssprache war dort auch unter württembergischer Herrschaft die französische. Obgleich es durch das lutherische Bekenntnis mit Württemberg verbunden war, und manche Mömpelgarder Theologen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Stift in

Tübingen studierten, so war doch dort ein andrer Boden als in Altwürttemberg. Das fühlte man, als mit Herzog Friedrich I. der Mömpelgarder Hof nach Stuttgart übersiedelte, um nun über das ganze Land zu regieren. Aber Friedrichs Gemahlin, die Herzogin Sibylla, war eine edle, fromme, gegen die Bedürftigen wohlthätige Frau und fand an Andreäs Frau ebenso großes Wohlgefallen wie der Herzog an ihm. Das sollte für die Folgezeit gute Früchte bringen.

Ein schwerer Schlag für die Familie Andreä war der frühzeitige Tod des Hausvaters, der nur 47 Jahre alt war, als er den 9. Aug. 1601 seiner Gattin und seinen 7 Kindern entrissen wurde. Die Witwe zog nach Tübingen, wo sie die Studienzeit ihrer Söhne leichter überwachen konnte. Wie sie über die thörichte Verschwendung ihres Gatten niemals Klage geführt, so war sie auch jetzt nicht kleinmütig und zaghaft, da sie fast keine Mittel mehr zur Erziehung ihrer Kinder hatte, sondern hielt sich an den Gott, der bis hieher geholfen. Sogar den David Steudlin gab sie nicht weg, sondern hielt ihn wie eines ihrer Kinder. Die Professoren nahmen sich auch der Schwiegertochter Jakob Andreäs treulich an, besonders der berühmte Mathias Hafenreffer, der als Joh. Andreä's Diakonus in Herrenberg viele Wohlthaten in ihrem Hause genossen hatte. Namentlich blieb er der mannhaften Frau zeitlebens dankbar dafür, daß sie ihn im Anfang seines ehelichen Lebens von einer ungerechten Verstimmung gegen seine Frau geheilt hatte. Sie hatte ihn tüchtig ausgescholten: „Ihr geltet für geistlich und gelehrt und seid noch so knabenhaft, nicht zu erkennen, welchen Schatz Ihr

in dieser Witwe gewonnen habt? Ihr bildet Euch ein, eine schönere und reichere Frau verdient zu haben, und seid nicht einmal wert, eine meiner Mägde zu heiraten. Lernet Gott danken, daß Er ohne Euer Verdienst dem ungeschliffenen Jungen eine so treffliche und bewährte Frau geschenkt hat." Das erzählte der Professor selbst später dem Valentin. Andern Familien, welche sie unterstützten, suchte Marie ihre Gaben durch allerlei Dienstleistungen zu vergelten. Denn einen gewissen Stolz hatte die thatkräftige Frau, daß sie keine Almosen annehmen wollte. Ein Freund gab einmal im Blick auf ihre bedrängte ökonomische Lage den Rat, sie sollte einen oder den andern ihrer Söhne ein Handwerk lernen lassen. Als der Freund weggegangen war, riß sie sich den Schleier vom Kopf, warf ihn auf den Tisch und rief unter einem Thränenstrom, was den Kindern ein ungewohnter Anblick war: „So lange ihr euch gut aufführet, werde ich euch, und wenn michs diesen letzten Schleier kosten sollte, den Wissenschaften und dem Ruhm der Familie zu erhalten suchen, und nicht zugeben, daß eures Vaters Wille und was schon auf euch verwendet worden, an euch verloren sei."

Johann Valentin begann nun in seinem fünfzehnten Lebensjahr bereits das Universitätsstudium. In das Stift wurde er nicht aufgenommen, wahrscheinlich weil sein ältester Bruder diese Wohlthat genoß, welche damals in der Regel nur einem Sohn zu teil wurde, aber durch Stipendien wurde er unterstützt. Die Mutter hielt so große Stücke auf ihn, daß sie ihm in seinem fünfzehnten Jahr schon die Sorge für das Hauswesen anvertraute und seinen Rat höher achtete, als den seiner

älteren Geschwister. Damit er nicht zu frühzeitig empor- strebe, wurde er der Leitung eines befreundeten Professors übergeben. Aber bald fing der talentvolle Jüngling mit dem Schriftstellern an. Er verfaßte Lustspiele nach eng- lischen Mustern und verschiedene kleine satirische Schriften, in welchen er die Thorheiten des damaligen Lebens geißelte. Ein solches Schriftchen, das gedruckt wurde: „Die chy- mische Hochzeit Christiani Rosenkreuz", gab ohne Zweifel den Anlaß, daß später zwei Schriften erschienen, welche über einen angeblichen alchymistischen Geheimbund, die Gesellschaft der Rosenkreuzer, Aufschluß gaben, und ebenfalls dem Val. Andreä zugeschrieben wurden. Das führte zu allerlei Verdächtigungen und Verfolgungen; Andreä hat aber die Urheberschaft dieser späteren Schriften nicht anerkannt. Für die Theologie hatte er wenig Inte- resse. Sein reger Geist war mehr nach außen gerichtet. Eine Menge Bücher aus allerlei Zweigen des menschlichen Wissens verschlang er mit einem wahren Heißhunger: philo- logische, geschichtliche, mathematische, geographische, poetische und prosaische. Ein evangelischer Belgier, namens Lin- danus, der vor den Scharen des Herzogs von Alba aus seinem Vaterland hatte flüchten müssen, ein sehr sprach- kundiger und gelehrter Mann, wurde mit Andreä be- freundet, lieh ihm eine Menge Bücher, die er sich sonst nicht hätte verschaffen können, und leitete ihn in das Ver- ständnis derselben ein. Durch viele Nachtarbeit schwächte er seine Augen und zog sich Schlaflosigkeit zu, aber er kam seinen Studiengenossen voraus und es wurde ihm bald Unterricht anvertraut, so daß er als noch nicht zwanzig- jähriger Jüngling mehr als 100 Gulden Einnahme hatte.

Er lebte so mäßig, daß er sich mit dem bescheidenen Vesperbrot zu Hause begnügte. Die Studienordnung führte ihn nicht sogleich in die Theologie, sondern in die Philosophie und die sogenannten freien Künste, bis er 1605 Magister der freien Künste wurde. Das bedeutete eigentlich, daß er das Recht habe, auf der Universität Vorlesungen über die freien Künste (Grammatik, Rhetorik, Poetik, Logik, Ethik, Physik, Musik) zu halten. Es wurden aber bis in unser Jahrhundert herein alle württembergischen Theologen Magister; es war das gleichsam das Maturitätsexamen, nach welchem erst das theologische Fachstudium begann. Andreä wurde dabei dem Rang nach der sechste in seiner Promotion.

Nun gings an das Studium der Theologie, aber ehe dasselbe vollendet war, nahm Andreäs Leben eine unerwartete Wendung. Im Jahr 1607 geriet er in die Gesellschaft von einigen schlimmen Studenten, die durch ihr ausschweifendes, unzüchtiges Leben die Strafe der Behörden herausforderten und auch Unschuldige in ihren Fall verwickelten. Der Kanzler Enzlin in Stuttgart, welcher damals bei Herzog Friedrich alles galt, wütete gegen Schuldige und Unschuldige. Valentin glaubte die Ehre seiner Familie verletzt zu haben, wenn er als ein so Gebrandmarkter länger in Tübingen bliebe, und entwich mit einem Freund Christoph Welling nach Straßburg.

Nun war auch seine Mutter nicht mehr an Tübingen gebunden. Die Herzogin hatte sie schon länger eingeladen, nach Stuttgart zu ziehen und sich im Auftrag des Hofs der Armen- und Krankenpflege zu widmen. Aus der Hof-

apotheke sollten arme Kranke unentgeltlich mit Arzneien versehen werden. Es hatten sich aber bei diesem wohlthätigen Institut allerlei Mißbräuche eingeschlichen, da es an einer gewissenhaften Verwaltung der Apotheke fehlte; es wurden manche Leckereien statt Arzneien abgegeben u. dgl. Die Witwe Andreä hatte nicht nur große Liebe zu den Armen und Kranken, sondern selbst eine anerkannte Geschicklichkeit in Bereitung ärztlicher Mittel. So war sie nach den damaligen Anforderungen ganz für die Stelle der Hofapothekerin geeignet und wußte sich auch Respekt zu verschaffen bei den leichtsinnigen Hofleuten. Den Armen war sie eine Mutter, und viele Bitten gingen durch ihre Vermittlung an den Hof. Nach dem Tode des Herzogs nahm die Herzogin Sibylla ihren Witwensitz in Leonberg und die Witwe Andreä folgte ihr dahin, bis auch die Herzogin das Zeitliche gesegnet hatte. Dann hielt sie sich abwechselnd bei ihren Kindern auf, von 1620 an ihre 12 letzten Lebensjahre bei ihrem Liebling Valentin. Doch wir müssen nun diesen zunächst auf seinen Kreuz- und Querzügen begleiten.

Drittes Kapitel.

Die Wanderjahre.

Als ein leichtsinniger Student bei den hohen Herren in Württemberg verpönt, war der 21jährige Enkel des Kanzlers Andreä nach Straßburg entwichen. Auf genauere Untersuchungen über die Schuld des Einzelnen ließen sich damals die Gewalthaber nicht leicht ein, Wider-

spruch wurde nicht geduldet; es war das Vernünftigste, wenn man ihnen aus dem Wege ging. In der altberühmten Reichsstadt im Elsaß, deren Theologen im 16. Jahrhundert der evangelischen Kirche im südwestlichen Deutschland ihr eigentümliches Gepräge aufgedrückt hatten, denn sie hatten ein Bindeglied gebildet zwischen der sächsischen und der schweizerischen Form der Reformation, — in Straßburg, dessen ehrwürdiges Münster damals noch für die evangelische Predigt seine hohen Pforten öffnete, wurde Andreä von dem Theologen Pappus, einem Freunde seines Vaters und Großvaters, freundlich aufgenommeu. Aber seines Bleibens war dort nicht. Er suchte eine Stelle, auf welcher er sein Brot verdienen konnte, denn von Hause hatte er keinerlei Unterstützung zu erwarten. Nachdem er sich in Baden vergeblich nach einer solchen umgesehen, kam er über Heidelberg nach Frankfurt und Hessen, Mainz, Worms und Speier. Die Wanderungen schienen seiner angegriffenen Gesundheit zuträglich und waren nichts so Ungewöhnliches in damaliger Zeit. Obgleich man keine Eisenbahnen hatte, kamen doch die jungen Gelehrten weit herum in der Welt, denn man brauchte nicht viel Reisegeld: die lateinische Zeche ist sprichwörtlich geworden, und man schämte sich nicht, mit dem Ränzlein auf dem Rücken zu Fuß durch die Welt zu pilgern; man lernte dabei Land und Leute wohl besser kennen als heutzutage. Für Valentin Andreä, der bis jetzt mehr in den Büchern gelebt hatte, waren diese Wanderungen ein besonderes Bildungsmittel.

Der himmlische Vater, welcher bis hieher über seinem Leben gewacht hatte, sorgte auch dafür, daß er zu Ende

des Jahres 1607 einen bestimmten Beruf bekam. Es wurde ihm durch Vermittelung eines Freundes die Hofmeisterstelle bei den Söhnen eines österreichischen Freiherrn von Katzianer angetragen, die in Lauingen studieren sollten. Wer heutzutage die katholische Stadt Lauingen in Bayern an der Donau, nicht weit vom Einfluß der Brenz, betritt, der ahnt wohl nicht, daß dort vor 300 Jahren eine evangelische Hochschule bestanden hatte. Die Stadt gehörte damals zu Pfalz-Neuburg und stand unter demselben Fürsten, welcher auch in der Oberpfalz regierte. In der Oberpfalz und in Pfalz-Neuburg war die Reformation noch früher eingeführt worden als in der Rheinpfalz, aber die Ausrottung gelang später dort vollständiger. Andreä giebt von der Lauinger Schule keinen günstigen Bericht in bezug auf die Disziplin. Er traf Privatlehrer, die auf ihre Zöglinge einen unsittlichen Einfluß ausübten und auch ihm gefährlich wurden. Überdies kamen Jesuiten vom benachbarten Dillingen herüber und suchten einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen, aber ihr schlüpfriges Wesen ekelte ihn bald an. Vergeblich wandte er sich von hier aus schriftlich an den Herzog Friedrich von Württemberg um Aufnahme in den vaterländischen Kirchendienst. Als er eine scharfe abschlägige Antwort erhielt, dachte er schon daran, einen anderen Beruf zu ergreifen. Der Aufenthalt in Lauingen wurde immer unbehaglicher in dem kalten Winter, und als Donauwörth von den Bayern besetzt und der evangelische Gottesdienst daselbst verboten wurde, fürchtete Herr von Katzianer, seine Söhne möchten auch in Lauingen einem Überfall der Feinde ausgesetzt sein. Er lud daher Andreä ein, mit

denselben zu ihm nach Laibach zu kommen. Allein dessen Mutter war nicht damit einverstanden, daß er soweit weggehe. Er war gewohnt ihr zu gehorchen, gab daher seine Stelle auf und kehrte nach der Heimat zurück, mit Segenswünschen begleitet von den beiden Theologen Philipp und Jakob Heilbronner, die ihm in Lauingen viel Liebe erwiesen hatten im Andenken an seinen Großvater. Der letztere erzählte, wie Jakob Andreä ihm beim Abschied das Wort des Johannes zugerufen: du mußt wachsen, ich muß abnehmen, und wie es in Erfüllung gegangen, da er bald nach Andreäs Tod eine angesehene Stellung in der Kirche erlangt habe. Er gebe jetzt dieses Segenswort des Großvaters dem Enkel zurück; er sei jetzt alt, und der Kirche stehen schwere Stürme bevor; er wünsche nun von Herzen, daß Valentin den Fußstapfen seines Großvaters folge, und hoffe, daß er dieselbe Stellung einnehmen werde.

Nun treffen wir den jungen Mann wieder in Tübingen. Zwei Jahre lang ist er hier Hofmeister für zwei junge adelige Herren, Truchseß von Höfingen; aber er bekommt nur die Kost, das Übrige muß er sich selbst erwerben „durch Schweiß und Nachtwachen, hauptsächlich aber durch inständiges Gebet“, wie er in seiner Selbstbiographie sagt. In den 9 Jahren, seitdem er nicht mehr bei seiner Mutter wohnte, hat er nicht mehr als 50 Gulden bekommen, von denen er nachher 20 wieder heimbezahlte. Da er das theologische Studium noch nicht vollendet hatte, benützt er seine Freizeit, um Vorlesungen bei den Professoren Osiander, Hafenreffer und Sigwart zu hören. Durch Schriftstellerei konnte er einiges

verdienen, so daß er 1610 einen Ausflug ins Elsaß machte, wo damals sein Bruder Johann Ludwig als Feldprediger stand, aber bei Molsheim wurde ihm das Pferd gestohlen, auf dem er geritten kam, und er mußte dem Besitzer 30 Gulden ersetzen. Nachdem durch eine theologische Disputation unter Andreas Osiander sein Studium einen Abschluß gefunden hatte, waren seine Gedanken und Wünsche wieder in die Ferne gerichtet. Die Universität wurde ohnehin durch einen schwere Seuche aus Tübingen vertrieben und suchte in Herrenberg und Calw eine Zuflucht.

Andreä hatte sich seit einiger Zeit auch mit französischer Sprache und Literatur beschäftigt, wozu ihm die Bibliothek seines Freundes Christoph Besold, Professors der Rechte, Gelegenheit bot. Nun benützte er die Zeit, um auch Länder französischer Zunge zu sehen und reiste über Ulm, Biberach, Konstanz, Schaffhausen, Bern, Freiburg nach Lausanne, wo er mit einigen Berner Patriziern bekannt wurde, die ihm gute Empfehlungen nach Genf mitgaben.

Der Aufenthalt in Genf, wohin er im Frühjahr 1611 kam, gewann für Andreäs ganzes Leben die eingreifendste Bedeutung. Dort war der Reformator Calvin nicht nur für die Erneuerung der Lehre, sondern namentlich des Lebens mit unerschütterlichem Mut aufgetreten und hatte es unter beständigen Kämpfen mit einer mächtigen Gegenpartei dahin gebracht, daß aus der durch ihre Sittenlosigkeit berüchtigten Stadt das Muster einer evangelisch-christlichen Gemeinde wurde, zu welcher aus weiter Ferne die Freunde der evangelischen Wahrheit wallfahrteten, um geistliche Stärkung zu bekommen. Calvins Werk war nicht

untergegangen mit dem Tode des großen Mannes. Er hatte seine Kirche so organisiert, daß noch 60 Jahre später der lutherische junge Theolog aus Württemberg voll Bewunderung vor derselben stille stand und die tiefsten Eindrücke für sein inneres Leben wie für sein kirchliches Streben empfing. Andreä beschreibt mit großer Begeisternng, wie Genf nicht nur seine treffliche Staatsverfassung, sondern einen besonderen Schmuck in dem Sittengericht habe, welches eine Aufsicht führe über das Leben aller Bürger und auch über die geringsten Exzesse alle Wochen berichte, in erster Instanz die Aufseher im Stadtviertel, sodann die Ältesten und endlich der Rat selbst, je nach der Größe des Vergehens und der Hartnäckigkeit der Schuldigen. Da werden keine Beschwörungen und Flüche geduldet, kein Würfel- und Kartenspiel, kein ausschweifendes, mutwilliges Wesen, keine Händel, kein Haß, Betrug und Hinterlist, keine Zechgelage, kein Luxus, keine Nachlässigkeit, kein maßloser Zorn, keine Roheit, geschweige denn größere Verbrechen, welche hier beinahe unerhört seien. Diese Sittenreinheit gereiche der christlichen Religion so sehr zur Zierde, daß man bittere Thränen darüber weinen sollte, daß sie bei uns so sehr fehle und ganz vernachlässigt werde, und alle Gutgesinnten an ihrer Wiederherstellung arbeiten sollten. „Hätte mich nicht die Dissonanz der Lehre zurückgehalten, die Harmonie des Lebens hätte mich auf ewig dort gefesselt, und von da an trachtete ich allen Ernstes darnach, etwas Ähnliches in unseren Kirchen einzuführen.“ Der Unterschied zwischen reformierter und lutherischer Lehre war ihm also immerhin eine Dissonanz; sein lutherisches Bekenntnis

wurde ihm nicht erschüttert; aber er erkannte den Vorzug der Genfer reformierten Kirche in der Ausprägung des christlichen Lebens unumwunden an, und sah in der Vernachlässigung der Sittenzucht seitens der lutherischen Kirchen ein entschiedenes Versäumnis, das für das christliche Leben die nachteiligsten Folgen haben mußte.

Aber auch für sein eigenes inneres Leben, werden wir wohl sagen dürfen, bildete der Aufenthalt in Genf einen Wendepunkt. Bisher war sein Augenmerk mehr nach außen gerichtet gewesen; Bücher zu lesen und die Welt zu sehen war seine Lust. Er hatte wohl manche Gottesmänner gesehen und selbst Gebetserhörungen erfahren, aber ein so recht mit Christo in Gott verborgenes Leben war ihm unbekannt geblieben, bis er in Genf in dem Prediger Joh. Scaron, bei dem er eine gastliche Herberge fand, eine solche echt christliche Persönlichkeit kennen lernte und in seinem Hause eine solche auf das Wort Gottes gegründete Hausordnung, wie er sie auch von seinem Vaterhause her nicht gewohnt war. Er beschreibt diesen Prediger als eine ernste Seele, als einen rechten Hauspriester, als einen viel gereisten und verschiedener Sprachen kundigen Mann, der aber an der damals so beliebten Streittheologie keine Freude hatte und mit manchen Lehrunterschieden zwischen Lutheranern und Reformierten gar nicht bekannt war, auch durchaus nicht schroff in seiner Anschauung. Wie die Sittenzucht in der Stadt, so machte auch die häusliche Zucht bei seinem Gastfreund den tiefsten Eindruck auf den jungen Theologen: das Anhalten im Gebet, das Lesen der heil. Schrift, der Anstand im Reden und Thun, die Mäßigkeit in Nahrung und Kleidung.

Außer Scaron lernte er noch manche Theologen und bedeutendere Männer kennen, darunter den Professor Diodati, den Übersetzer der Bibel in das Italienische. Genf war ja die Zufluchtsstätte so vieler Flüchtlinge aus den verschiedenen Ländern, in welchen die evangelischen Regungen wieder unterdrückt wurden; es war die Stadt auf dem Berge, von welcher Segensströme in die reformierten Länder ausgingen, und wo man sich von allen Seiten her Rats erholte in kirchlichen Angelegenheiten.

Von Genf reiste Andreä in Begleitung von Diodati, der gerade eine Kollekte zu sammeln hatte, nach Lyon und sah dort das katholische Leben in der Fastenzeit in seiner Stärke. Weiter ging die Reise nach Paris und in verschiedene andere bedeutende Städte. Dann aber wandte er sich der Heimat zu, machte jedoch wieder den Umweg über die Schweiz, um auch Zürich und Basel zu besuchen. In letzterer Stadt macht er mehrere Bekanntschaften, und Holbeins Totentanz interessiert den kunstverständigen jungen Mann gar sehr. Endlich kommt er über Freiburg, Villingen und Rottweil nach Württemberg zurück.

In Tübingen bekam er wieder eine Hofmeisterstelle, die ihn mehr befriedigte als die früheren, bei dem sehr talentvollen und anhänglichen Sohn eines Herrn von Gemmingen, der in Rappenau und Buttenhausen seine Besitzungen hatte. Der Gehalt war allerdings klein, aber er bekam sonst so viele Geschenke und Beweise der Anerkennung, daß er sich sehr heimisch fühlte. In den Ferien wurde er in Rappenau gefährlich krank, genoß aber eine liebevolle Pflege bei seiner Herrschaft, und in Tübingen

durfte er zu seiner großen Freude bei Prof. Hafenreffer wohnen. Schmerzlich berührt wurde er durch den Tod seines edeln, frommen Patrons, und da die Vormünder nichts weiter als den Gehalt bezahlen wollten, gab er die Hofmeisterstelle ein Vierteljahr später auf. Inzwischen hatte er im Hause des ehrwürdigen Hafenreffer viel geistigen Genuß. Das Tischgespräch hatte immer seine Würze und es sammelte sich daselbst ein fröhlicher Kreis von begabten und strebsamen Leuten, aus welchem auch ein Schriftchen von Andreä (Turbo) hervorging. Hafenreffer wußte ihm auch von seinem Vater und Großvater viel zu erzählen und die Pietät gegen seine Mutter zu nähren. Doch das Wanderleben sollte noch nicht zu Ende sein. Er wollte auch Österreich und Italien besuchen. Im Frühjahr 1612 fährt er von Ulm auf der Donau hinab bis nach Linz, wo damals sein Landsmann Daniel Hitzler als evangelischer Prediger stand. Er wurde mit Ludwig Hohenfelder und andern angesehenen evangelischen Österreichern bekannt, die ihn freundlich aufnahmen und zur Reise unterstützten. Aber auf dem Weg von Linz durch Kärnten wurde er in der Gegend von Villach von Banditen ausgeplündert, so daß er froh war, als er durch die Alpenpässe über Treviso glücklich nach Venedig kam. Einen Mikrokosmos, eine Welt im kleinen, nennt er diese merkwürdige Stadt, deren Herrlichkeiten er nun beschaute. Über Padua und Vicenza gings weiter nach Verona, wo das römische Amphitheater mit Staunen betrachtet wurde. Mit unterlegten Pferden kam er am 20. Juli nach Rom. Allein die ungeheure Hitze trieb ihn nach wenigen Tagen zurück, denn er fühlte sich unwohl und war des Reisens

müde. Möglichst schnell ritt er wieder dem Norden zu über Trient, Brixen, Innsbruck, und atmete erst wieder in Augsburg auf. In der Familie Seuter, welche mit der seinigen schon länger befreundet war, ruhte er aus, begrüßte dann in Lauingen zum letztenmal den ehrwürdigen Heilbronner und die andern alten Freunde. In Heidenheim war Andreäs Schwester verheiratet an den Vogt Brauch. Dort lernte er einen Graf Philipp von Oettingen kennen, der anfangs versuchte, ihn vom geistlichen Beruf abwendig zu machen, aber dann seinen Sinn änderte und ihn auf der Burg Hellenstein predigen ließ. Andreä hatte in Italien in seiner Todesangst gelobt, wenn der Herr ihn wieder gesund in sein Vaterland zurückkehren lasse, so wolle er sich dem Dienst der Kirche sobald als möglich widmen.

Als er nun nach Stuttgart zu seiner Mutter zurückgekehrt war, begehrte er eine Audienz beim Herzog Johann Friedrich, der seit 1608 regierte. Der vielgereiste junge Mann wurde sehr gnädig aufgenommen und ihm ein Staatsamt angetragen. Allein wie der Herzog merkte, daß Andreä ganz entschieden nach einem kirchlichen Amt sich sehnte, war er auch damit einig. Andreä wollte „nicht mit ungewaschenen Händen in das Heiligtum der Kirche eindringen“, er fühlte, daß er vom Studium der Theologie zu sehr abgekommen, und bat, man möchte ihm auf Staatskosten einen Aufenthalt in Tübingen gewähren. Das Gutachten des Konsistoriums lautete namentlich durch die Empfehlung des Probsts Johann Magirus hiefür günstig, und so wurde ihm ein Aufenthalt im Stift in Tübingen und die Kost mit den Repetenten bewilligt. Hier repetierte

er zunächst die Glaubenslehre seines väterlichen Freundes Hafenreffer und bearbeitete dieselbe zum Druck, er studierte Luthers Werke und einige der alten Kirchenväter, predigte auch öfter in Sulz a. N., wo eine seiner Schwestern an den Stadtarzt Sebastian Hesch verheiratet war. Die Kost im Stift war zwar reichlich, aber sie sagte weder dem Gaumen noch einem schwachen Magen zu, und durch einen bösen Menschen war er um sein bares Geld gekommen, so daß er sich nichts zusetzen konnte. Da rühmt er, wie seines Gottes väterliche Fürsorge ihm unerwarteter Weise einen kleinen Verdienst zukommen ließ. Er begleitete seine Freunde Christoph Besold und Abraham Hölzel, einen österreichischen Adligen, in das Bad Griesbach im badischen Schwarzwald. Dort trafen sie mehrere Söhne aus adligen Familien mit ihren Hofmeistern, und als nach Tisch Leibesübungen vorgenommen wurden, kam das Gespräch darauf, daß Andreä auf seiner italienischen Reise das Voltigieren gelernt hatte. Alsbald wurde ein hölzernes, mit Leder überzogenes Pferd verfertigt, und Andreä lehrte die jungen Herren die verschiedenen Sprünge auf und über dasselbe. Das gefiel so sehr, daß beschlossen wurde, Andreä müsse auch in Tübingen diesen Turnunterricht geben, und er trug ihm mehr Geld ein, als manche ernstere Studien. In Griesbach hatte er auch der vornehmen Badegesellschaft einen evangelischen Gottesdienst gehalten. Unter den neuen Bekannten schloß sich namentlich der braunschweigische Edelmann Wilhelm von Wense näher an ihn und nahm bei ihm auch Unterricht in der Mathematik. So konnte er seine Schulden bezahlen, für seine Gesundheit besser sorgen und sich für die Zukunft noch etwas ersparen.

Nach diesem letzten Semester in Tübingen bekam er, 28 Jahre alt, eine definitive Anstellung im württembergischen Kirchendienst, etliche Jahre später als seine Altersgenossen. Da er so hohe Gönner hatte, wagte niemand mehr unter den Mitgliedern der Oberkirchenbehörde, ihm dieselbe zu versagen, und so wurde er im Jahr 1614 auf das Diakonat Vaihingen an der Enz ernannt. Er schließt die Beschreibung seiner Wanderjahre mit innigem Dank gegen Gott, der den Waisen in seiner Dürftigkeit und Abhängigkeit von Menschen gnädig behütet, unter den schweren Arbeiten ihn gesund erhalten, auf den vielen Reisen ihn beschützt, ihm immer wieder gute Freunde zugeführt und seinen Geist zum Ertragen von allerlei Wechselfällen gestählt hatte. Er dankt Gott, daß er ihn durch seinen schwächlichen Körper zur Mäßigkeit genötigt, daß er bei seinem zarten Gemüt ihn vor Unkeuschheit bewahrt, auch vor unpassender und voreiliger Eheschließung, was ihm viermal gedroht hatte, daß er die Neigung zum Luxus durch die Dürftigkeit eingeschränkt, seiner Neugier Schranken gezogen und ihn aus mancher Lebens- und Beraubungsgefahr errettet. Daß es ihm so gut gegangen, schreibt er nicht nur seinem eigenen heißen Gebet und Flehen zu, sondern vorzüglich den anhaltenden Fürbitten seiner frommen Mutter.

Viertes Kapitel.

Das Diakonat Vaihingen (1614–1620). Verheiratung. Die Vaihinger Feuersbrünste. Reise nach Oberösterreich.

Unter den Zuflüssen des Neckars auf der linken Seite ist der einzige größere die Enz, welche ihr dunkles Wasser vom Schwarzwald bekommt, an Wildbad vorbeifließt, bei Pforzheim aus dem Gebirge austritt und die ihr an Wasserreichtum überlegene Nagold aufnimmt. Nun umgeben fruchtbare Felder, bald auch Rebgelände ihre Ufer, anstatt der dunkeln Tannenwälder. Sie fließt in vielen Windungen durch das schwäbische Hügelland in einem ziemlich tief eingeschnittenen Thal über Bietigheim bei Besigheim dem Neckar zu. Ungefähr in der Mitte zwischen Pforzheim und der Mündung in den Neckar liegt die Stadt Vaihingen, der Sitz eines alten Grafengeschlechts, an welches noch das über der Stadt auf einem Hügel gelegene Schloß erinnert, das aber schon seit Jahrhunderten in den Besitz von Württemberg gekommen ist. Heutzutage sehen nur wenige Fremde die kleine Stadt Vaihingen an der Enz (zu unterscheiden von dem Dorfe Vaihingen auf den Fildern), obgleich eine Eisenbahnstation den Namen führt, denn die Bahn verläßt zwischen Bietigheim und Mühlacker das Enzthal, nur das Schloß ist eine Strecke weit sichtbar.

Dort sollte Andreä im März 1614 seine Heimat finden als zweiter Geistlicher, der den Titel Diakonus oder Helfer führt, neben dem damaligen Dekan oder Spezial Melchior Bengel, den er als einen aufrichtigen und

wohlwollenden Mann rühmt. Den 2. August desselben Jahres trat er in den Ehestand mit Agnes Elisabeth, Tochter des Pfarrers Josua Grüninger in Poppenweiler. Ein Bruder seines Schwiegervaters, Erasmus Grüninger, Prälat in Maulbronn, wohnte der Hochzeit bei, und während sie beim Mahle saßen, kam die Nachricht, daß derselbe auf die höchste geistliche Stelle in Württemberg, auf die Probstei Stuttgart, berufen sei. Für Andreä war das nicht ohne Bedeutung, denn unter der württembergischen Geistlichkeit war noch viel Mißtrauen gegen ihn verbreitet, weil sein Universitätsstudium unter so ungünstigen Gerüchten unterbrochen worden war, und er seitdem viel außer Lands gelebt hatte. Er schien dadurch dem geistlichen Stand entfremdet zu sein. Allein Grüninger hatte ihn genauer kennen und seine wahrhaft geistliche Gesinnung hoch schätzen gelernt, und that in seiner hohen Stellung das seinige, um die falschen Gerüchte über den jungen Mann zu zerstreuen, der von Gott andere Wege geführt worden war, als die meisten Zöglinge des Tübinger Stifts.

Nachdem der Hausstand gegründet war, nahm Andreä auch seine Mutter zu sich, welche soeben durch den Tod der Herzogin Sibylla von ihrem bisherigen Berufe frei geworden war. Sie blieb jedoch nur bis zum September 1615, denn ihre Tochter Anna in Heidenheim wünschte auch ihre Hilfe. So lebte sie dort bis zum Tode des Schwiegersohnes 1620.

In Vaihingen hatte Andreä Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten, und der vielseitig gebildete Mann gewann auch Freunde in verschiedenen Ständen. Der Obervogt Franz

Zorn von Bulach, welcher auf dem Schloß seine Wohnung hatte, war ihm sehr zugethan. Aber im ganzen scheint der Geist in der Bevölkerung kein guter gewesen und nicht besser geworden zu sein durch die zwei schweren Heimsuchungen, welche Andreä dort erlebte und welche er in einem besonderen Schriftchen beschrieben hat, durch die zwei Feuersbrünste in den Jahren 1617 und 1618.

Die Gemeinde hatte am 1. Nov. 1617 das 100jährige Gedächtnis der Reformation gefeiert und es waren in Vaihingen an diesem Tage 245 Personen zum h. Abendmahl gegangen. Da schlug abends zwischen 8 und 9 Uhr die Flamme aus einer Scheune, die mit Getreide reichlich angefüllt war. Die Einwohner wurden nicht zeitig genug allarmiert und waren zum teil auch vom Wein benebelt, so daß eine große Unordnung herrschte, als das Feuer von First zu First über Gassen hinüber durch einen starken Wind gejagt wurde. Der menschenfreundliche Obervogt Zorn von Bulach nahm eine Menge von flüchtenden Müttern und Kindern zu sich auf das Schloß, das der Gefahr weniger ausgesetzt war. Schon graute der Morgen und noch war keine Hoffnung auf Bewältigung der Flamme, deren Widerschein am Himmel bis nach Eßlingen, Freudenstadt und bis in die Pfalz beobachtet wurde. Immer näher rückte sie der Kirche. Da gelang es doch, durch Gottes gnädige Verschonung ein ganz aus Stein gebautes Haus zu retten und das Feuer etwas aufzuhalten; aber 61 Wohnhänser und 33 Scheunen waren in Asche gesunken und außerdem noch einige Gebäude stark beschädigt. Manche hatten von ihrer Habe nichts gerettet, andere beinahe alles. Sehr viel Wein ging zu Grunde; man rechnete den Ver-

lust auf 846 Fässer. Gold und Silber wurde viel vergraben oder geflüchtet. Ein Menschenleben war nicht zu beklagen; nur ein 70jähriger Mann starb wenige Tage nach dem Brand an den Folgen der eiligen Flucht. Als die Sonne die rauchenden Trümmer beschien, wurden die auswärtigen Hilfsmannschaften mit Dank und Imbiß auf Veranstaltung des Gemeinderats entlassen und Wachen an die Häuser gestellt, denn es trieb sich viel schlechtes Volk herum, das im Trüben fischen wollte. Beim Aufgraben der Keller geschah es zuweilen, daß der Wein zwei Fuß hoch stand, denn durch die Hitze waren die Reife der Fässer gesprungen. In die Kirche war eine Menge von Hausrat geflüchtet, und als die Sachen wieder geholt wurden, entspann sich eine häßliche Szene, ein wüstes Geschrei, ein Fluchen und Schelten, da jedes auf sein Eigentum losstürzte und alles durcheinander geworfen ward, so daß Dekan Bengel die Kanzel bestieg und mit scharfen Worten die tobende Menge an ihre Christenpflicht erinnerte und zur Bescheidenheit ermahnte. Nachdem am Mittwoch die Kirche geräumt war, predigte Andreä über Ps. 119, 71: „Es ist mir lieb, daß du mich gedemütigt hast, daß ich deine Rechte lerne.“ Er ermahnte die Gemeinde, sie solle sich an jenes Feuer erinnern lassen, das für die Gottlosen und Verstockten ewig brennt; sie solle die Strenge des höchsten Richters erkennen, der, wenn alle Mahnungen seines Wortes nichts nützen, seinen Zorn anbrennen lasse; sie solle die irdischen Güter gering achten, die unter so viel Gefahr für die Seele und Qual für den Körper gesucht und doch so plötzlich und unerbittlich ihren Sklaven genommen werden; sie solle den goldenen

Frieden ergreifen und die Geißeln Gottes fürchten, mit welchen die Streitsüchtigen und Unruhigen heimgesucht werden; sie solle die göttliche Vorsehung preisen, welche in einer so großen Gefahr eine so zahlreiche und kopflose Menge unversehrt erhalten habe; sie solle sich hüten vor unwürdiger Behandlung des Nächsten, dessen man doch in Zeiten der Not so sehr bedürfe; sie solle das Herz aufthun für das Feuer des h. Geistes und die Nahrung aus dem Heiligtum suchen; endlich solle diese Feuerprobe nicht Ungeduld, Lästerung und Raub zur Folge haben, sondern vielmehr Demut, Geduld, Liebe und von der Gleichgültigkeit, der Sattheit in Bezug auf Gottes Wort, von der Eigenliebe und dem irdischen Sinn reinigen.

Durch Beisteuer aus dem ganzen Lande erhielten die Vaihinger beinahe 12 000 Gulden zum Wiederaufbau ihrer Stadt. Über die Verteilung der Gaben war die Unzufriedenheit groß, und Andreä selbst ist der Ansicht, daß einzelne aus dem Unglück Nutzen gezogen haben, obgleich der Schaden auf mehr als 80 000 Gulden geschätzt wurde. Manche schöne Gebäude entstanden nun; auch das Schloß wurde umgebaut; aber die Zechgelage, das Geschrei und die Händel beim Bauen und Aufrichten der Häuser zeigten, wie wenig Eindruck das göttliche Gericht auf die Bewohner gemacht hatte. Selbst Knaben sah man berauscht umhertaumeln. Die Mahnungen der Prediger wurden in den Wind geschlagen. Abgebrannte, die aus Barmherzigkeit aufgenommen waren in andern Häusern, benahmen sich übermütig gegen diejenigen, welche ihnen eine gastliche Herberge gewährten.

Da kam eine zweite Heimsuchung Gottes über die

Stadt. Den 9. Oktober 1618 zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags brach durch unvorsichtig weggeworfene glühende Asche in einem alten, beim ersten Brand stehen gebliebenen Hause ein Feuer aus, welches sich so rasch verbreitete, daß die Hausfrau nur durch einen Sprung vom Fenster sich und ihre Kinder retten konnte und ein neunjähriges Töchterlein nach zwei Tagen seinen Brandwunden erlag. Die gefüllten Scheunen gaben auch diesmal den Flammen reichliche Nahrung. Die Zahl der abgebrannten Gebäude war zwar nicht so groß wie bei der vorjährigen Feuersbrunst, aber die schöne, mit vielen Gemälden geschmückte Kirche blieb nicht verschont. Die hölzerne Pyramide des Turmes fing Feuer, und die Leitern, auf welchen man den Turm ersteigen konnte, waren so schlecht, die Öffnungen so eng, daß man nicht bei Zeiten löschen konnte. Durch die hölzerne Decke kam das Feuer in die Kirche, und nun wurden von der gewaltigen Flamme auch die benachbarten Pfarrhäuser ergriffen. Andreä war an diesem Tage abwesend, auf einem Besuch in Stuttgart; seine Gattin, von einem Wochenbett noch nicht ganz hergestellt, sah das Feuer, zog rasch ihr Hauskleid an, packte einiges zusammen und flüchtete sich auf das Schloß, wo sie von der Gattin des Obervogts mit der ebenfalls kranken Frau des Dekans Bengel gastfreundlich aufgenommen wurde. Einige Freunde sorgten dafür, daß aus dem Diakonathaus der wertvollere Hausrat und Bücher gerettet wurden. Andreä hatte die Nachricht von dem Brand auf dem Rückweg von Stuttgart durch einen Augenzeugen erfahren und kam nun eiligen Schritts am Abend des folgenden Tages auf der Unglücksstätte an, dankbar, daß doch von den

Häuptern seiner Lieben keines fehlte. Er schreibt darüber: „Als ich die Reste meiner Habseligkeiten ansah, erkannte ich, daß ich zuviel besessen; mit wenigerem lebten wir freier, nicht nur, daß es den Geist weniger in Anspruch nimmt, sondern auch der Körper sollte nicht unter der unnützen Last seufzen. Wer Christum hat, entbehrt leicht alles; wer sich Christo hingiebt, dem wird alles ihm Gebührende zufallen. Kein Buch soll uns genommen werden, damit wir nachher weniger wissen sollen, vielmehr damit wir ohne Bücher lernen. Und Gott hat mir sehr vieles übrig gelassen, damit das Hüten desselben mir ferner beschwerlich falle, oder vielmehr, damit ich durch den Anblick erinnert werde, wie schnell alles in Asche sinken kann."

Am folgenden Sonntag wurde in der Gottesackerkapelle gepredigt. Der Dekan ermahnte die Gemeinde, daß sie nicht wie die Gergesener (Matth. 9) Christum, der sie so oft besuche, ganz aus ihrem Gebiet vertreiben solle. Der Diakonus erinnerte im Blick auf den Gichtbrüchigen in demselben Kapitel daran, daß man auch die Ursache des Übels aufsuchen müsse. Beide Geistliche mußten nachher klagen über den geringen Eindruck, den das göttliche Gericht auf die Bürger im ganzen machte. Es seien wohl manche wackere Leute unter ihnen, aber einige schlechte beherrschen die anderen und lassen Zucht und Gottesfurcht nicht aufkommen; die anderen folgen ihnen, weil sie es entweder für Pflicht oder für nützlich oder für notwendig halten. Ein Untervogt Tobias Brackenheimer verklagte Andreä wegen der Beschreibung der beiden Feuersbrünste als einer parteiischen Darstellung, kam aber schließlich mit Schimpf aus seinem Amt, da ihm Unterschlagung von

Geldern nachgewiesen wurde. Brackenheimer hintertrieb es auch, daß Andreä vor seinem Abgang von Vaihingen mit einem Geschenk bedacht wurde zum Dank für ein Büchlein, das er dem Gemeinderat gewidmet hatte, wie es damals Sitte war.

Das Konsistorium hatte bereits die Pfarrei Enßingen bei Vaihingen für Andreä bestimmt. Da kam ein anderer Bewerber dazwischen, der durch einen hohen Gönner und Verwandten beim Hof es dahin brachte, daß die Wahl des Konsistoriums umgestoßen wurde. Dagegen erklärte nun der Herzog, das nächste Dekanat in der Nähe von Stuttgart, das vakant werde, müsse Andreä zufallen, und das war das Dekanat Calw.

Vorher aber müssen wir ihn auf einer zweiten Reise nach Oberösterreich begleiten, die er im Spätjahr 1619 auf eine Einladung seiner Freunde unter dem österreichischen Adel, der Barone Hohenfelder und Enenkel von Hoheneck und Goldeck, und mit Erlaubnis seines Herzogs machte. Diesmal war sein Bestreben nicht nur fremde Länder und Menschen zu sehen, sondern wir können zwischen den Zeilen seiner Selbstbiographie lesen, daß er eine offiziöse diplomatische Mission hatte, um es modern auszudrücken. Joh. Val. Andreä, der in der reformierten Kirche zu Genf die tiefsten Lebenseindrücke empfangen hatte, erscheint auf dieser Reise als Verfechter des Luthertums gegenüber den Neigungen zu der reformierten Kirche, die sich bei dem evangelischen Adel in Oesterreich kundgaben. Wie ist das zu vereinigen? — Wir müssen hier unterscheiden den religiösen und den politischen Gesichtspunkt. Schon vom religiösen Gesichtspunkt aus konnte

Andreä mit voller Überzeugung solchen Neigungen entgegentreten, denn es ist etwas anderes, wenn in einer Gemeinde die Reformation von Anfang an mit reformiertem Bekenntnis eingeführt war, als wenn Lutheraner zur reformierten Kirche übergehen wollen. Wir leugnen nicht, daß z. B. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz aus wirklich religiöser Überzeugung der reformierten Kirche sich zugewandt hat, aber bei jenen Herren in Österreich, wie auch bei so manchen angesehenen Männern in Norddeutschland, welche sich zur reformierten Abendmahlslehre bekannten, bekommen wir den Eindruck, daß ihre Neigung zu derselben Kirche nur ein versteckter Rationalismus war. Ein persönliches Glaubensleben hatten sie nicht, die Reformation betrachteten sie nur als eine Abschüttelung des päpstlichen Jochs, als eine Befreiung der Geister, und da schien ihnen bei der Zwinglischen Abendmahlslehre doch noch mehr Spielraum für die Vernunft zu sein als bei der lutherischen. Die calvinische Sittenzucht hätte ihnen gar nicht zugesagt; nach dieser Seite hin wollten sie keine Calvinisten sein, und Calvin hätte sie wohl niemals als die Seinigen anerkannt. Andreä war, wie wir gesehen haben, in Genf trotz der Übereinstimmung mit dem christlichen Leben der dortigen reformierten Kirche doch in seinem lutherischen Bekenntnis nicht erschüttert worden; er konnte also aus wirklicher religiöser Überzeugung die Österreicher vom Übertritt zur reformierten Kirche zurückhalten.

Zu dem religiösen Gesichtspunkt kam aber noch der politische. Im Augsburger Religionsfrieden (1555) war in Deutschland nur den Lutheranern, welche sich zu der Augsburgischen Konfession bekannten, Religionsfreiheit

bewilligt worden. Wenn die Evangelischen in Österreich nicht bei diesem Bekenntnis blieben, so war das den Jesuiten eine willkommene Gelegenheit zu sagen: „Ihr habt den Religionsfrieden nicht gehalten, folglich sind wir auch nicht verpflichtet, ihn euch gegenüber zu halten, wir nehmen euch eure Kirchen weg." Eben um jene Zeit, da Andreä die Reise nach Oberösterreich machte, hatten die Böhmen mit dem reformierten Kurfürsten von der Pfalz unterhandelt wegen Übernahme ihrer Königskrone. Die österreichische Monarchie schien zu zerfallen, da das Herrscherhaus den Neigungen der Stände für die evangelische Kirche so wenig entsprach, und es läßt sich denken, daß unter dem Adel des Erzherzogtums einige mit der Neigung zum Calvinismus auch den politischen Anschluß an Böhmen suchten. Der evangelische Adel in den österreichischen Erblanden stand aber schon seit Herzogs Christophs Zeiten in näherer Verbindung mit Württemberg, und es läßt sich denken, daß Herzog Johann Friedrich diese Verbindung nicht aufgeben wollte. Dieselbe stand und fiel mit dem lutherischen Bekenntnis des Adels. Bald aber wendete sich das Blatt. Nach der unglücklichen Schlacht am weißen Berge bei Prag (1620) handelte es sich für die Evangelischen in Österreich nicht mehr um reformiertes oder lutherisches Bekenntnis, sondern das ganze Land sollte wieder katholisch werden; und in wenigen Jahrzehnten war die Ausrottung der evangelischen Kirche so gelungen, daß in den österreichischen Erblanden nur noch etliche Trümmer davon übrig waren, und zwar nicht auf den Schlössern des Landadels, sondern in einzelnen Dörfern, wo einfache Bauern und arme Bergleute ihre

Bibeln als den höchsten Schatz der Familie vor den Verfolgern versteckten und in der Stille der Nacht hervorsuchten, um mit ihren Hausgenossen sich daraus zu erbauen. So glimmte das heilige Feuer unter der Asche fort 150 Jahre lang, bis durch das Toleranzedikt des Kaisers Josef II. 1781 die Evangelischen in Österreich ihren Glauben wieder öffentlich bekennen durften.

Als Andreä auf der Donau herabkam nach Linz, wandte er sich wieder wie auf seiner früheren Reise zuerst an seinen Landsmann Daniel Hitzler und wurde von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Er hörte, daß er gerade zu gelegener Zeit komme, denn die Landstände von Oberösterreich versammeln sich demnächst, unter denen allerdings manche den Zwinglianismus offen begünstigen, andere aber der unveränderten Augsburgischen Konfession treulich anhangen, darunter namentlich der allgemein geachtete Baron Ludwig Hohenfelder, derselbe, an welchen auch das württembergische Konsistorium ihn gewiesen hatte. Aber Andreä müsse vorsichtig zu Werke gehen. Hohenfelder nahm die Botschaft aus Württemberg mit Freuden auf und suchte ein engeres Bündnis der Lutheraner unter einander in allen österreichischen Kronländern und mit Württemberg anzubahnen. Er verhehlte nicht, daß die in den höchsten Ämtern stehenden einflußreichsten Männer zum Zwinglianismus neigen, aber er machte Andreä mit einigen warmen Freunden der lutherischen Kirche bekannt, die sich gerne an Württemberg anschlossen: Barth. Dietrichstein, Karl Jörger, Ortholf Geimann, Weickart von Polheim. Gerne wäre Andreä auch nach Niederösterreich gereist zu seinem hohen Gönner Georg Achatius Enenkel

von Hoheneck, aber der Kriegsschauplatz war damals in der Nähe von Wien; doch es waren Abgesandte von den niederösterreichischen Ständen zu dem Landtag in Linz gekommen, und einem derselben, mit dem er befreundet wurde, Michael Zeller, konnte er seine Aufträge an Enenkel mitgeben. Im übrigen überließ er seinem Freund Hitzler in Linz weitere Schritte in dieser Angelegenheit und kehrte mit einem Sohn von Hohenfelder, der ihm zur Erziehung anvertraut wurde, nach der Heimat zurück.

Die Amtswirksamkeit in Vaihingen neigte sich ihrem Ende zu. Andreä sagt im Rückblick auf dieselbe, man könnte diese 6 Jahre die Zeit zwischen dem Frühling und Sommer seines Lebens nennen, wenn man auf die schöne Lage des Orts und die fruchtbare Gegend, wie auch auf seine rüstige Kraft sehe, aber die Uneinigkeit unter den Bürgern, die Sittenverderbnis, die vielen Verleumdungen, denen er ausgesetzt gewesen, haben seine Haare frühzeitig gebleicht. Im Vaterland habe er viel zu leiden, aber die Freundschaft von Auswärtigen sei ihm ein Trost, und er danke Gott, der die seinigen so wunderbar führe, daß er sich zu Hause fremd und draußen heimisch fühle.

Auch im Familienleben ging es durch Freud und Leid. Mit seiner Gattin lebte er in glücklicher Ehe und es wurden ihm in Vaihingen 3 Töchter geboren: Maria, Concordia und Agnes Elisabeth, aber die zwei letzteren mußte er dem Herrn zurückgeben.

Fünftes Kapitel.

Schriftstellerische Arbeiten aus der Vaihinger Zeit.

Wie bald Andreä anfing, schriftstellerisch aufzutreten, haben wir schon gehört. Das Diakonat Vaihingen gewährte ihm so viel Muße, daß in diese 6 Jahre ein großer Teil seiner Büchlein fällt, darum möge hier der Ort sein, wo wir einiges aus denselben mitteilen.

Seine vielen Schriften sind durchaus klein. Auch diejenigen, welche mehrere Bücher enthalten, haben gewöhnlich keinen engeren Zusammenhang. Sie sind für das Leben geschrieben, und Andreäs Stärke beruht hauptsächlich in einzelnen geistvollen Gedanken und Bemerkungen. Er selbst rühmt in seinen Christlichen Fabeln den Vorzug der kleinen Schriften. Da begegnen sich das Buch und das Büchlein. Der Große verachtet den Kleinen und spricht: woher und wohin, du Wilder? Das Büchlein antwortet gereizt durch diesen Spott: und du Leerer, wohin? Nachdem sie sich stark herumgezankt, ihre Vorzüge hervorgehoben und endlich die Sache vor den Schiedsrichter gebracht haben, lautet das Resultat: „Das Buch hat keine Ursache, das Büchlein zu verspotten, denn die Geschichte hat schon lange bewiesen, daß nichts besser dazu dient, die Menschen zu bewegen und zu unterrichten, namentlich etwas neues zu empfehlen, als kleine, aber geistvolle Büchlein." — Dieses Urteil wird auch durch die Erfahrungen unserer Zeit bestätigt werden. Traktate und Broschüren haben schon viel ausgerichtet, im guten und im schlimmen Sinn.

Wir wollen auf die Jugendschriften Andreäs nicht

näher eingehen, auch nicht auf die Streitigkeiten über den schon berührten alchymistischen angeblichen Geheimbund der Rosenkreuzer; die Schriften aus der Vaihinger Zeit geben uns schon Stoff genug, die Eigentümlichkeit des Mannes kennen zu lernen, und auch hier wollen wir nicht alle Titel aufsuchen, sondern aus den Hauptschriften einige Proben mitteilen.

Wir können drei Gruppen von Schriften aus der Vaihinger Zeit unterscheiden: 1) satirische Aphorismen oder kleinere, unzusammenhängende Stücke, in denen er die Thorheiten seiner Zeit mit beißendem Spott, aber auch mit dazwischentretendem heiligem Ernste geißelt; 2) erbauliche und belehrende Schriften in der Form einer zusammenhängenden Allegorie, in Form eines Bildes, das durch die ganze Schrift sich hinzieht und nach den verschiedensten Seiten auf das geistliche gedeutet wird; 3) Gedichte, die in der kleinen Sammlung: „Geistliche Kurzweil“ 1619 erschienen sind. Diese Gedichte sind in deutscher Sprache geschrieben, alles andere lateinisch.

Unter den satirischen Aphorismen nennen wir zuerst: „Menippus[1]) oder 100 satirische Gespräche, ein Spiegel unsrer Eitelkeiten. Helikon beim Parnassus 1617.“ Es sind einfache Gespräche zwischen zwei Personen, die nur mit A und B bezeichnet werden. Wir geben daraus einige Proben, welche

[1]) Der Name Menippus rührt von einem griechischen Satiriker Menippus von Sinope her, dessen Spottreden in Prosa von den Zeitgenossen mit großem Beifall aufgenommen wurden.

namentlich auf die kirchlichen Zustände der damaligen Zeit ein Licht werfen.

Die Gelehrten (Nr. 15).

„A. Ist es nicht merkwürdig, daß die Gelehrten fast allein seit vielen Jahrhunderten dem Interesse des Christentums am heftigsten und giftigsten widerstanden haben? B. Das kann ich kaum glauben. A. Ich werde es dahin bringen, daß du es mit mir bekennst. Jedoch will ich dir nicht die ägyptischen und babylonischen Magier vorführen, nicht die Schriftgelehrten und Pharisäer, nicht die heidnischen Philosophen, wiewohl sie großenteils milder sind als die heutigen; denn du wirst sagen, unsre Gelehrsamkeit sei jetzt durchaus in der Richtung auf Christum reformiert. Nur eines möchte ich fragen: Hast du schon bei einem der gewöhnlichen Gelehrten angestoßen?" — Da nun B. erklärt, er sei sich nicht bewußt, mit einem Gelehrten einmal uneins geworden zu sein, sagt A., dann habe er den unglaublichen Ehrgeiz und die barbarische Heftigkeit dieser Männer noch nicht kennen gelernt. Darauf entgegnet B. „Aber sie sind doch Doktoren der Humanität (Menschlichkeit). A. Ja freilich der Menschlichkeit, weil sie nichts Göttliches haben." — Nun wirft B. die Frage auf, ob denn nicht die Disputationen zur Ausgleichung der streitenden Meinungen beitragen; allein A. erwidert, sie disputieren sehr gerne, wenn das Urteil und die Entscheidung bei ihnen sei, und wenn sie hoffen können, diese Übung für ihren eigenen Ruhm anzustellen; wer aber im Ernst an ihnen etwas mißfällig finde, der sei verloren. B. fragt weiter: „Woher haben sie denn die Macht? A.

Ihre rechte Hand ist der weltliche Arm, dessen schändlichsten Greueln sie schmählicherweise schmeicheln, die linke die Blindheit des gemeinen Volkes, das sie durch unendliche Künste mit immer dichterer Finsternis überziehen." — Wie nun B. fragt, wie es denn möglich sei, daß sie auf Hohe und Niedere gleichen Einfluß gewinnen, antwortet A.: „Das ist sehr leicht, weil sie das Böse, das geredet und gethan wird, entschuldigen und sogar schmücken, wenn sie einem gewogen sind, das Verständige und Unschuldige dagegen verleumden, wenn sie den Menschen hassen. B. Ich bin noch nicht überzeugt. A. O wie wünschte ich, sie möchten sogleich so milde werden, daß ich unwahr geredet hätte! B. Ich will also bitten, daß sie mir hold und gewogen sein möchten. A. Aber ich bitte Gott, er möchte diesen Gauklern bald einen Mose oder Daniel oder Josef gegenüberstellen, der da zeige, was für ein Unterschied ist zwischen dem Menschen und dem Affen, und wieviel herrlicher die wahren Wunder sind als die falschen."

Die Vergötterung (Nr. 17).

A. „Wie war doch das bei den Römern so unpassend, daß sie dieselben Personen, welche sie heute noch für Menschen gehalten, morgen als Götter angebetet haben. B. Ja noch viel unpassender oder frevelhafter handelten die, welche bereit waren, den Alexander bei lebendigem Leib um einen guten Lohn in die Zahl der Götter aufzunehmen. A. Es kommt mir vor, sie haben an gar keine Götter geglaubt und die Unwissenden betrogen. B. Dasselbe kommt mir in den Sinn, wenn ich die heutige Vergötterung ansehe. A. Die antichristliche? B. Allerdings,

aber die unsrige; denn so oft ich die Leichenreden anhöre oder die Lobsprüche über Verstorbene, so kommt es mir vor, ich müsse so viele neue Götter zählen. A. Ich dagegen sehe so viele gelungene Betrachtungen über den Tod und Beispiele des lobenswertesten Lebens. B. Ja, alle die so viel Geld hinterlassen, als zu einem großartigen Leichenbegängnis und einer guten Bezahlung der Leichenrede nötig ist, die sind sämtlich Spiegel eines rechtschaffenen und nachahmungswürdigen Lebens." — Nachdem B. auseinandergesetzt hat, wie wenig man bei den Leichenbegängnissen der Reichen die Wahrheit sage, und wie sehr man die Armen vernachlässige, „in deren Person kaum vorher noch Christus selbst umhergegangen war", so kommt er zu dem Schluß: „Glaube mir, daß viele durch Inschriften und Gemälde in die Chöre der Heiligen eingereiht sind, die vom ewigen Feuer gequält werden."

Die Pfarrbesoldung (Nr. 8).

A. „Sage mir ohne Galle: wie kommt es, daß man bei euren Zusammenkünften nichts hört von den Fortschritten des Reiches Gottes und von Übungen der Gottseligkeit, sondern von den mancherlei Arten des Erwerbs, wonach ihr euer Einkommen schätzet und gegen einander vergleichet? Der eine rühmt den günstigen Preis des Weins, der andere des Heus, dieser des Holzes, jener der Gemüse, ein andrer des Viehs, ein andrer des Obstes, so daß man euch für Krämer oder Wirte oder gar für Wucherer halten könnte, wenn man euch nicht an der Kleidung erkennen würde. B. Ich will dir offen sagen, was ich davon denke. Diejenigen, welche der Kirche vor-

stehen, teilen nach ihrer Wahl das Land, da wo es fett ist, unter sich und ihre Söhne und folgen dann einander wie auf einer Leiter bis zur höchsten Stufe. Wir arme Schlucker werden zu den Steinbrüchen verurteilt und zu desto härteren Arbeiten, je entfernter die Zweige des Verwandtschaftsbaumes sind, auf welchen wir sitzen. Weil wir nun wissen, daß weder unsere Studien geschätzt, noch auf das niedere Volk Rücksicht genommen wird, so lassen wir uns in der Verzweiflung zu dem herabziehen, was uns zu Hause ein angenehmes und reicheres Leben, und unserem heranwachsenden Geschlechte die Mittel verschafft, daß es nicht nötig hat jene Herren anzubeten und ihre Ungnade zu erfahren. A. Wie nun aber, wenn die Stelle sich weniger eignet für das Geschäft, zu welchem du eine Neigung hast? B. Dann sucht man eine andere, denn das ist möglich ums Geld. A. Aber es kann geschehen, daß du diesen Schafen weniger angenehm bist als jenen. B. Du weißt nicht, daß zuweilen die Schafe den Hirten, zuweilen die Hirten den Schafen zur Strafe gegeben werden. A. Zur Strafe? B. Ja, es giebt einige Strafplätze für diejenigen, welche etwas verbrochen haben. A. Auch für die Verwandten? B. Keineswegs; denn diese werden privatim zurechtgewiesen, die andern soll die Gottlosigkeit der Bauern ins Geleise bringen. A. Wie soll das geschehen, wenn ihr ebenso gottlos seid? denn ich glaube, du prassest nicht weniger. B. Der Kirche liegt nicht viel daran, ob die Barbaren zu Grunde gehen. A. Allein Christi Apostel haben ganz wilde Menschen zahm gemacht. B. Jetzt sind andere Zeiten. A. Aber kein anderer Christus. B. Bildung gehört in die Städte, Unwissenheit aufs Land.

A. Wenn ein gottseliges Leben geführt wird, mag man die Bildung entbehren. B. Dazu eignen sich diese unkultivierten Orte nicht. A. Ja, während ihr die Kirche unkultiviert lasset, glaube ich, ist für euch faule Pfarrer alle die ewige Pein als eure Stelle bestimmt."

Ein Seitenstück zum Menippus sind die christlichen Fabeln (Mythologia Christiana) in 3 Büchern mit je 2 Abteilungen, die in Straßburg 1619 erschienen und dem österreichischen Baron Georg Achatius Enenkel von Hoheneck gewidmet sind. Diese Schrift besteht aus einzelnen Fabeln oder Gleichnissen, ist also mehr poetisch eingekleidet als der Menippus, aber die Bilder sind nicht immer künstlerisch ausgeführt. Andreä hat in dieser Form den italienischen Dichter Boccalini nachgeahmt, mit dessen Schriften er auf seinen Reisen bekannt wurde. Wir haben aus den christlichen Fabeln bereits eine Probe mitgeteilt (I, 13), wie die christliche Religion ihre Truppen mustert, und wollen noch einige beifügen.

Die begrabene Wahrheit (Abt. II., 42).

Gott allein hat die Macht Tote aufzuwecken, und nur durch die größte Gunst wird dies einem Menschen gestattet; aber unsre Sache ist es, die heiligen Überreste zu ehren und die Behausungen der himmlischen Gaben anderen zur Nachahmung zu schmücken. Wie nun verschiedene Zeichen darauf deuteten, daß die Wahrheit begraben sein müsse, wurde an der Stelle die Erde aufgegraben, und nach der Arbeit einiger Tage kam eine keineswegs kost-

bare Totenbahre zum Vorschein. Als dieselbe herausgezogen wurde, fand sich keine Aufschrift außer den wenigen Worten: „zu meiner Zeit“. Nachdem die Latten aufgebrochen waren, sah man einen verstümmelten, häßlichen Leichnam, mit Dingen bedeckt, die ich nicht nennen will. Er war offenbar nicht mit Balsam und Gewürzen, sondern mit vielem Unrat eingesargt worden. Nun wurde er mit großer Mühe gereinigt, und dann fand man am Kopf eine eherne Tafel mit der Inschrift: „Ich, die Wahrheit, Gottes Tochter, liege hier unter dem Schmutz der Lügen, durch Satans Betrug, durch die Befleckung der Welt, durch die Weichlichkeit des Fleisches, durch die Gewalt der Tyrannei, durch die Gleichgültigkeit der Priester, durch die Bosheit der Staatsmänner, durch die Leichtfertigkeit der Geschichtschreiber, durch die Thorheit der Grammatiker und durch die Stumpfheit des Volkes getötet. Nach 100 Jahren wird mich die Sonne wiedersehen. Sei gegrüßt, Nachwelt!“ Als diese Grabschrift veröffentlicht wurde, erregte sie eine mit Schmerz gemischte Freude; mit der Verdammung der vergangenen verbürgte sie das Glück der gegenwärtigen Zeit. Nun wurde ein Grab von Marmor errichtet und die Wahrheit mit großem Aufwand wieder begraben, die Grabschrift selbst angehängt und darunter die stolzen Worte gesetzt: „Wenn wir zur Zeit unserer Vorfahren gelebt hätten, wir wären nicht ihre Genossen bei der Ermordung der Wahrheit gewesen.“

Der Wirt (Abt. III., 5).

Es hatte sich einer den Anschein gegeben, als ob er bei allen Guten beliebt wäre. Daher suchte er mit vielen Schmeichelreden die Freundschaft aller besonders talentvollen und gelehrten Leute zu gewinnen. Und er hielt sich nicht an die Anhänger einer Partei, sondern der verschiedensten, so daß er gegenseitige Todfeinde gleichmäßig liebte und in die größten Geheimnisse aller eingeweiht schien. Es war ein Mann von ausgezeichneten Anlagen, von vielseitigem Geist, von eindringendem Urteil und von freundlichem Gemüt, so daß er die vielen Leute au sich fesseln konnte. Hier fand sich, was allen gefiel, das Mißfällige war weg oder wurde aufgehoben. Inzwischen aber wurde der Mann reich und stopfte sein Haus voll mit der Beute oder der abgezogenen Haut von allem, und doch wollte er dafür gelten, als ob er diese Schätze verachtete und nur im Namen von Freunden verwaltete. Aber als einmal die Unschuld im Gewande der Armut um seine Gastfreundschaft bat, wurde sie schmutzig behandelt und mußte in der Wohnung selbst, wie bei einem Geizigen oder Räuber, die schändlichsten Dinge mit ansehen. Als sie aus der unglücklichen Hausthüre heraustrat, sprach sie: wahrlich, hier wohnt ein Wirt, nicht ein Philosoph.

Der Glaube (Abt. IV., 10).

Die mathematische Schule hatte, weil sie durch die geistvollsten Erfindungen täglich berühmter wurde, für sich weiß nicht welche Titel, Freiheiten und Privilegien erlangt. Dadurch wurde sie übermütiger und rühmte sich, jetzt werde sie die Erde von der Stelle bewegen, die Sonne

verschieben, das ganze Himmelssystem im Glas darstellen, und sie genoß mit nicht geringem Stolz die Bewunderung des Volks. Die Zeitungen besprachen die Sache und brachten Nachrichten über die himmlischen Dinge, sie berichteten über den Lauf der Sterne, über Zusammenkünfte, Beratungen oder Drohungen, so daß beinahe der Mathematik göttliche Ehre erwiesen wurde. Denn weil sie mit dem Himmel Verkehr habe und in die Geheimnisse der Oberen eingeweiht werde, da sie alles messe, zähle und wäge, so werde sie mit Unrecht unter die Sterblichen gerechnet. Aber Mose, Josua und Hiskia widerstanden heftig und bewiesen, daß sie niemals das Menschliche überstiegen, solang sie nicht die Sonne entweder verfinstert oder stille gestellt oder zurückgezogen habe; sie stehe vielmehr an Stärke weit zurück hinter dem Glauben.

Die Disputation (Abt. V. 12).

Als Belial, der Oberste der Sophisten, den Prozeß gegen Christum beendigt und verloren hatte, versuchte er in anderer Weise, ob er nicht sich mit ihm versöhnen oder einen Vertrag und Waffenstillstand schließen könnte. Er begab sich auf die Universität und schlug mitten unter einem Trinkgelage Thesen an, die er zu diesem Zweck besprechen lassen wollte. Als der Tag der Disputation gekommen war, und er selbst zur Verteidigung seiner Meinung bereit stand, erschienen die Metaphysik, die Logik, die Rhetorik und die übrigen Jünger der Wissenschaft, sie griffen den Belial heftig an und mühten sich ab, bis sie heiser wurden. Aber er war sehr schlüpfrig, allenthalben mit feinen Unterscheidungen bewaffnet und in

der Sprache gewandt; er schwieg am wenigsten, wenn man glaubte, er sei besiegt. Als endlich zufällig zwei Landmädchen eintraten in einfachster Kleidung, das eine der Glaube, das andere die Liebe, da erblaßte plötzlich der Sophist, dann geriet er in Schweiß und drehte sich nach allen Winkeln. Zuletzt verstummte er, raffte mit Unwillen sein Papier zusammen und murmelte beim Herabsteigen vom Katheder: Ich glaubte, ich habe es mit der Schminke zu thun, aber nun ist die Wahrheit da.

Manche Leute waren ungehalten über die satirische Schreibweise Andreäs und fanden sie eines Christen und Geistlichen unwürdig. Darüber verantwortet er sich, indem er in seiner Selbstbiographie sagt: „Ich wollte nicht im Mutwillen Leute verfolgen, ich hatte keine Lust zu schaden, wie meine Gegner den Leuten vorschwatzten, sondern mein Herz brannte für die Sache des Christentums und ich wollte dieselbe auf jede Weise fördern. Da mir der gerade Weg verboten wurde, versuchte ichs auf Umwegen und unterirdischen Gängen, nicht mit spöttischem Geist, wie es einigen schien, sondern mit einer Kunst, die viele Fromme angewendet haben: durch Scherz und anziehenden Witz bezweckte ich Ernsthaftes und wollte ich Liebe zum Christentum einflößen.“

Gehen wir nun zu der zweiten Klasse von Schriften über, zu den erbaulichen und belehrenden zusammenhängenden Allegorien oder Gleichnissen, so hat Andreä diese Art von Schriftstellerei nicht erst in Vaihingen begonnen. Es existiert ein Schriftchen von ihm, das er schon in Tübingen geschrieben, und das zuerst ohne sein Wissen von einem Amtmann in Héricourt bei Mömpel-

gard herausgegeben wurde: die Erzeugung des Christen, des Fremdlings in der Welt (De Christiani cosmoxeni genitura). Bei der Erzeugung eines solchen Christen, der ein Fremdling in der Welt ist, streiten Christus und Adam; Christus behält den Sieg. Die Temperamente müssen nun einen neuen Inhalt bekommen, denn durch keine Mischung der Temperamente des natürlichen Menschen entsteht ein Temperament, das eines Wiedergeborenen würdig wäre, ein Bild Gottes. Es ist weiter von den Sitten und dem Geist, von der Statur, Form und Haltung des Körpers, von den Krankheiten und der doppelten Gesundheit des Christen die Rede. In letzterer Beziehung heißt es: „Krankheiten sind hier keine vorhanden, solange Christus, der vollkommene und immer glückliche Arzt zugegen ist. Aber seine Diät und Vorschrift überschreiten heißt nicht nur: sich der Gefahr aussetzen, sondern ist selbst die gefährlichste Krankheit. Die Luft der Welt, das Zusammenleben mit der Welt, die Berührung der Welt ist das Verderblichste und läßt keinen unangetastet, ja keinen unangesteckt, der von seinem Christus sich entfernt.“ In dieser Weise werden die gewöhnlichen Lebensverhältnisse allegorisch behandelt.

Da das Schriftchen gute Aufnahme fand, ließ Andreä 1615 ein ähnliches folgen: Die 24 Kämpfe des christlichen Herkules. Die Kämpfe des Christen sind also hier mit denen des griechischen Helden verglichen, welcher seine außerordentliche Stärke erprobte. Daher lauten die Überschriften der Kapitel: die Schlangen des Müßiggangs und der Ausgelassenheit; die Zeit als schnellfüßige Hindin; der Löwe der Gewohnheiten; der Eber der Vergnügungen;

der Stier der Sklaverei; die Vögel der Gedanken u. s. f. Das 23. Kapitel: Der Atlas der Gebete, beginnt mit den Worten: „Vielleicht erwartet ihr schon lange, daß eine entsprechende Belohnung auf die Arbeiten des Herkules folge, und daß er nach Erfüllung seiner Pflicht als tapferer Kriegsmann einen ruhigen und ehrenvollen Wohnsitz bekomme, aber ihr täuschet euch. Denn es ist nicht etwas Sterbliches, was er wünscht, und nicht etwas Sichtbares, was Gott dem tapfern Kämpfer bestimmt hat. Nein, nachdem er alles irdische besiegt hat, muß er die Last des Himmels selbst tragen und die Schmerzen so vieler seufzenden Kreaturen lindern. — Betrachten wir die Klagen so vieler Kreaturen, das ängstliche Harren auf Erlösung, und sehen wir daneben, wie die Gotteslästerung und Gottlosigkeit sich brüstet, wer sollte da glauben, daß auf den Schultern des Herkules der Himmel ruhe und sein Einsturz verhindert werde! Ja die Christen, diese unnütze Last der Erde, der Auskehricht der Welt, sie sind die Stützen der Himmels und die festesten Nägel in diesem ganzen Weltgebäude. Sie zu verletzen ist zwar hier leicht und ein Kinderspiel, bei Gott aber ist es ein Frevel, ein Verbrechen gegen das Heiligtum.“

In diese Klasse gehören noch 2 Schriften, die in einem näheren Verhältnis zu einander stehen und sich an das oben genannte von der Erzeugung des Christen, des Fremdlings in der Welt, anschließen; es sind: „Die Irrfahrten des Fremdlings im Vaterland (Peregrini in patria errores)“ 1618, und: Der christliche Bürger oder wie man aus der Irre auf den rechten Weg, aus der Fremde in die Heimat

kommt (civis Christianus, sive peregrini quondam errantis restitutiones) 1619. In der ersten Schrift wird der Ausgang des Menschen aus sich selbst und das Eintreten in die Welt beschrieben, wo ihm die bewegenden Kräfte und Erscheinungen der Welt der Reihe nach entgegenkommen: Fleisch, Selbstsucht, Glück, Wechselfälle, Lüge u. s. f. Dagegen schildert der Christliche Bürger[1]) die Einkehr in die verborgenen Tiefen des Herzens. Da bekommt der Christ die Gewißheit, daß er zu Hause sei, daß er nicht mehr Fremdling, sondern Bürger in der rechten Heimat geworden. Er lernt verstehen, daß er Gott und nicht der Welt angehöre. Auf den Ruf eines Unsichtbaren betritt er eine Kapelle, in welcher ihm Christus erscheint und zu ihm spricht: „So kommst du endlich, mein Sohn und Bruder, um das einmal zu thun, was du längst von mir gehört hast. Denn obgleich unzählig viele meinen Namen anerkennen und bekennen, so wandeln doch die wenigsten zu meines Namens Ehre. Christen giebt es wohl viele, aber wenige, in welchen Christus eine Gestalt gewonnen hat; mit dem Evangelium tragen sich wohl viele, aber wenige tragen das Kreuz mir nach, weil die Welt sich beredet, es sei hinlänglich, meinen Willen zu wissen. So umarme und küsse ich dich und verpflichte dich dazu, daß du von nun an auf mich als den Erschienenen sehest, meine Stimme hörest, meine Lehre annehmest, meine Werke nachahmest, auf meinen Wink merkest, meinen Fußstapfen nachfolgest, meinem Rate Gehör gebest, meine Gebote befolgest, auf meine Thaten hinschauest und meine

---

[1]) Der Civis Christianus ist ins Deutsche übersetzt von W. Fr. Oehler. Heilbronn 1878.

Geduld nachahmest, daß du mich liebest beim Verschonen und meine Schläge ertragest, d. h. daß du weder mein Buch ohne das Kreuz, noch mein Kreuz ohne das Buch, also meine Lehre nicht ohne mein Beispiel und Leben dir aneignest und mit einem unauflöslichen Liebesbande dich mit mir vereinigen lässest, woraus dir die überschwengliche Frucht erwachsen wird, daß dir nach der Schande allerlei Ehre, nach dem Leide vielfache Freude, nach den Mühseligkeiten Ruhe, nach dem Mangel unvergängliche Schätze auf ewig zu teil werden." — Hiemit reicht ihm Christus seine rechte Hand und er wird ganz von göttlichem Tau übergossen, abgewaschen und mit himmlischem Manna erquickt. Er bekommt die Versicherung, daß er nun Christi Eigentum sein und bleiben soll. Die Angst weicht völlig; er übergiebt sich ganz seinem Herrn und die kleine Kapelle erweitert sich zu einem majestätischen Tempel mit vielen Hallen, einem Abbild des Weltalls. Nun werden ihm an den einzelnen Teilen dieses Tempels die christlichen Heilsgüter und die Pflichten eines Christen bildlich erklärt. Der Tempel ist eine großartige Einheit und das Herz Gottes ein Magnet von unbeschreiblicher Kraft, welcher alle in Christo geheiligten und auf Nadelspitzen des Glaubens schwebenden Seelen an sich zieht und zwar von der Seite, auf welcher sie sich an dem heiligen Stein gerieben haben, und dagegen alles von sich stößt, was durch die Berührung mit der Welt befleckt ist. Alle Seelen schauen nach einer Richtung und lassen sich von der Kraft der göttlichen Liebe regieren, so daß sie nicht abwärts fallen. Nur wenn einzelne in die Weltnetze sich verstricken lassen, stürzen sie hinab. Doch werden etliche wieder aufwärts

gezogen, wenn sie nicht mutwillig und hartnäckig dem göttlichen Beistand widerstreben."

Aus den folgenden Abschnitten heben wir zunächst den 31. über den Glauben hervor.

„Der Schatz der Kirche ist der Glaube oder das gewisse und ganz einzige Vertrauen in unsern Herzen auf Christum, angezündet durch die heiligen Verheißungen und vom heiligen Geiste selbst mit heiligen Zeichen besiegelt und bekräftigt, so daß selbst die Pforten der Hölle nicht widerstehen, die Verführungen der Welt nicht herrschen, auch die Schwachheiten des Fleisches zum Schaden eines Christen nicht hindernd in den Weg treten können. Dieser Glaube ist die Wurzel alles Guten, welches durch das Wort Gottes eingepflanzt, unfehlbar gute Früchte trägt. Er ist das heilige Feuer, welches vom h. Geist angezündet, unzweifelhaft den Menschen erwärmt. Er ist jene himmlische Bewegung, welche vom höchsten Urgrund aller Bewegung ausgeht und notwendigerweise aufwärts ziehen muß, obgleich es den Anschein hat, als wolle er das nicht, sondern treibe etwas anderes. Denn Gott schätzt nicht die Werke, sondern den Glauben, obgleich auch die ersteren niemals fehlen werden, außer wenn der Wille sich nicht dazu hergiebt und Hindernisse eintreten. Daher unterscheidet sich des Christen Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und was noch andere Tugenden sind, von der Unbescholtenheit, wie sie die Welt aufweist, dadurch, daß hier der Glaube allein die Quelle ist, daraus sie hervorgehen, während die Welt von andern, zumeist ehrsüchtigen Motiven geleitet wird. Darin aber irrt man heutigen Tags schändlich, daß viele aus Sorge, es möchte den Anschein ge-

winnen, als wollten sie durch ein lobenswürdiges Leben bei Gott ein Verdienst sich erwerben, von einem solchen ganz geflissentlich abkommen. Da kann es dahin kommen, daß man, um Zeugnis abzulegen, wie wenig man auf gute Werke halte, täglich in Übelthaten sich verirrt. — Welche Hoheit und Erhabenheit dem Glauben innewohnt, das ist hinlänglich bekannt aus den Beispielen des heiligen Altertums. Zu unsrer Zeit tritt dies leider nicht ebenso zu Tage. Ehemals waren Meer, Felsen, Mauern, wilde Tiere, Feuer, Luft, selbst die Sonne und der ganze Himmel dem Glauben gehorsam, und Christus hat versichert, daß auch Berge weichen werden, wenn man nur ein Körnlein desselben habe. Wie kommts nun? Hat der Glaube heutzutage seine Kraft verloren oder fehlt es an uns, nachdem wir seine Kraft verleugnet haben und nur noch an Worte uns halten? All unsre Sache besteht in schön klingenden Redensarten, und wenn jemand Kräfte und Wirkungen verlangt, so vernichten und entkräften wir sie durch witzige und kleinliche Ausflüchte. Soweit sind wir in der Schamlosigkeit gekommen, daß wir es für einen Vorzug unsres Jahrhunderts ansehen, daß es die Wunder des Glaubens nicht mehr nötig habe. Da die Sache gewiß sei, sagt man, seien Bestätigungen durch Wunder nicht mehr nötig. Damit aber kann ein Christ sich nicht begnügen. Denn er hält sich an den Glauben, der von so augenscheinlicher Wirksamkeit und offenbarer Herrlichkeit ist, daß er sich unter diesem schwächlichen Leben nicht verbergen und nutzlos der Verwesung anheimfallen kann. Auch wird der Glaube weder bei den Brüdern für so kraftlos, noch bei Gott für so nichts-

würdig geachtet, daß er unter jenen nichts leistete und bei Gott nichts Herrliches erlangte. Wir halten es daher für eine böswillige List, wenn man den Glauben aller außerordentlichen Wirkungen entkleiden will, um sich des Vertrauens zu Gott zu entschlagen. Wohl klagst du dich selbst der Schwäche an im erfolgreichen Kampf mit dem Satan, in der Herrschaft über die Natur, in der thätigen Liebe zum Nächsten — aber das alles hat Christus dem Glauben zugesagt. In der That so ists — der Welt dienen wir von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und vertrauen ihr, Christo dagegen vertrauen wir nur einen kleinen Teil von uns an. So sehr auch die Glaubensflamme diesen Teil von uns erwärmen und anfachen mag, gegen die übrige Eismasse vermag sie so wenig, daß ihre Wirkung geradezu verschwindet. Daher glauben wir, solange kein Widerstand da ist; wir trauen, solange keine Gefahr vorhanden ist; wir lieben, wenn uns niemand beleidigt; wir geben, wenn wir uns nichts entziehen müssen; wir leiden, wenn es nicht anders sein kann; wir teilen mit, wenn Hoffnung auf Gewinn vorhanden ist; wir halten es mit andern, wenn uns alles zusagt; wir setzen andere hintan, wenn man uns im Stiche läßt; wir sterben gerne, wenn wir keine Möglichkeit vor uns sehen, länger leben zu dürfen. Kurz, wir Gläubige unterscheiden uns in nichts von den Ungläubigen."

Ferner möchten wir aus dem 42. Abschnitt „die Seele", Andreäs Anschauung vom h. Abendmahl, mitteilen: „Es fehlt der Seele auch hier nicht an höherem Genusse. Denn da sie alles Irdische verschmäht und in

der Welt keinen würdigen Genuß findet, so wird sie von oben stets gesättigt und erquickt. Um diese göttliche Wohlthat uns zu gut kommen zu lassen, hat Christus sich selbst gegeben, da er in seinem heiligen Abendmahle eine wunderbare Speise und Trank eingerichtet hat, indem er unter Brot und Wein seinen Leib, der für uns gelitten hat, und sein Blut, welches für uns vergossen worden ist, mitteilt und übergiebt, um uns nicht nur zur Hoffnung der künftigen Seligkeit zu ermuntern, sondern auch durch seine wirkliche Gegenwart die Seele zu stärken, zu erquicken, zu beleben und mit diesem allerheiligsten Mahle zu erfreuen. Daran nehmen die Gottlosen nie ohne Gericht teil, während die Frommen und Gläubigen unaussprechliche Freudigkeit empfinden, die solchen Einfluß auf sie übt, daß sie alle Genüsse dieser Welt gerne vermissen im Bewußtsein, wie für ihre Seele aufs beste gesorgt und ihnen Wonne über Wonne bereitet sei. Doch welche Finsternis lagert sich auf den menschlichen Verstand, daß eben dieses Wahrzeichen christlicher Eintracht die Brüder in verschiedene Parteien auseinander gerissen hat, von denen die meisten sich selber mehr glauben als Christo und sich lieber in allerhand Zweifeln über die Worte ergehen wollen, als die heiligsten und geheimnisvollsten Stücke zu gebrauchen. Auch die, welche sich rühmen, wie sie Christo in einfältigem Glauben anhangen, wie kalten Herzens, wie selten, wie unrein erscheinen sie als Gäste bei diesem Mahle und wie speien sie die himmlische Kost so bald wieder aus. Mir graut vor der tausendfältigen Untreue, die schon zur Gewohnheit geworden ist, daß man nichts von all dem hält, was man

Christo, dem guten Wirte, zugesagt und versprochen hat. So oft ein Christ dieses Manna, diese Seelenspeise genießt, und er thut es so oft als möglich, so wird er in Staunen versetzt über die Liebe Christi, der die Menschen in ihrer ganzen Unwürdigkeit dieses herrlichen Mahles gewürdigt hat. Allemal wünscht er seinem Leibe Glück, daß ihm vergönnt ist, diesen göttlichen Gast zu empfangen. Allemal wird er zu neuem Glauben, zu neuem Gehorsam, zu neuer Liebe, zu neuer Beständigkeit erweckt, angetrieben, entzündet und darin bestärkt."

Der letzte Abschnitt Nr. 52 handelt von der Kirche. „Ein Christ schließt sich an die Kirche an. Sie ist zwar über den ganzen Erdkreis zerstreut, zusammengehalten mit unsichtbaren Banden des h. Geistes, doch hat sie da und dort wie in Herbergen sich niedergelassen und macht ihr Dasein bemerklich in lauterer Verkündigung des göttlichen Wortes und in Darreichung der Gnadenmittel. Mit ihr glaubt, betet, mühet und geduldet sich der Christ und unterzieht sich willig all den Berufsgeschäften der heiligen Familie. Für sie opfert er Hab und Gut, Blut und Leben. Sie hört, ehrt, schützt er und begleitet sie bis in den Himmel. Welch ehrwürdiger Chor, in welchem Väter, Patriarchen, Propheten, Apostel, Lehrer, Märtyrer und Bekenner in richtiger und ununterbrochener Reihenfolge bis auf uns Christo nachfolgen, wohin er geht, und Hallelujah anstimmen und Ruhm, Herrlichkeit, Ehre und Macht dem Herrn unserem Gott darbringen! — Ein Christ ist seinem Schöpfer großen Dank schuldig, daß er ihn als Mensch hat geboren werden lassen; sodann, weil er ihn aus einem solchen Volke hat geboren werden lassen,

welches schon von vielen Jahrhunderten her als der Wächter der lauteren Wahrheit und des Rechtsgefühls gilt, einem Volke, das von dem unreinen, leichtfertigen und wilden Geiste anderer Erdstriche sich nicht hat bethören lassen und zuerst das Joch des Antichrists von sich geworfen hat; kurz, daß er ihn unter solchen Leuten zur Welt kommen und das Licht hat erblicken lassen, welche den Christennamen erkennen und bekennen und sich von allen Völkern durch dieses Kennzeichen unterscheiden. Doch wie die menschliche Vernunft vielseitig mißbraucht wird und der Glaube von den Vätern ererbt erkaltet und die Unbescholtenheit abnimmt, und dazu der Christenname viele schlimme Handlungen decken muß, so erkennt der Christ das auch als eine große Wohlthat an, daß er in der Kirche als in einer Umzäunung eingeschlossen und unter diejenigen aufgenommen ist, welche mit dem Licht des Evangeliums erleuchtet, zur Gnade angenommen, in dem göttlichen Leben unterrichtet, zum Bekenntnis ermuntert, zur Nachfolge angeworben und mit dem Zeugnis des Geistes versiegelt sind. Wie dies ein Wahrzeichen des unendlichen Erbarmens Gottes ist, so tröstet es einen Christen unter jeglichem Kreuz, unter dem er seufzt, stärkt ihn in jeder Lage, in welche er kommt, verleiht ihm Mut in jeder Gefahr, die ihm naht, erquickt ihn unter jedem Hohn, dem er ausgesetzt ist, und heißt ihn gute Hoffnung haben, ob auch die Hilfe zögert, und fest bleiben im Glauben. Er fürchtet sich also nicht, wenn auch die Erde erbebte und die Berge mitten ins Meer hinabsänken, und mit so großem Ungestüm die Meereswogen tobeten, daß von ihrem Brausen die Berge erzitter-

ten, weil die Stadt Gottes, die heilige Wohnung des Höchsten, ihr Ergötzen findet an der Fülle ihres Stromes."

Wenn schon der „Christliche Bürger" auf die Gemeinschaft der wahren Christen als das höchste Ideal hinweist, so führt eine andere Schrift aus demselben Jahr 1619 diesen Gedanken noch weiter aus: „Beschreibung des Staates in der Christenstadt" (Reipublicae Christianopolitanae descriptio). Auf einer fernen Tafel wird hier ein Idealstaat vorgestellt, wobei manche Schlaglichter auf die politischen und kirchlichen Verhältnisse der damaligen Zeit fallen. Aber praktischen Wert hat dieses Schriftchen weniger, da es eine Gesinnung der Menschen voraussetzt, die nun einmal nicht vorhanden ist und manches Spiel der Phantasie enthält, das nicht auf biblischem Grunde ruht. Deshalb sind auch die bisher besprochenen Schriften nicht eigentlich Erbauungsschriften geworden, weil sie neben so manchen tiefen Wahrheiten doch auch Bilder enthalten, welche dem Geschmack einer anderen Zeit nicht mehr zusagen; und die Bilder sind wiederum zu wenig künstlerisch ausgeführt, als daß der ästhetische Wert ein bleibender wäre. Volkstümlich konnten die Schriften schon deswegen nicht werden, weil sie in lateinischer Sprache geschrieben sind, aber es war die Sprache der Gebildeten in damaliger Zeit, in welcher sie redeten, und es läßt sich denken, daß sie (etwa wie heutzutage Funckes Schriften) manche Leser fanden, denen eine einfach biblische Kost nicht zugesagt hätte.

Nun kommen wir an die Gedichte Andreäs, die in deutscher Sprache 1619 in der kleinen Sammlung „Geistliche Kurzweil“ in Straßburg erschienen sind. Dieselbe beginnt mit einem längeren Gedicht „Christenspiegel“, in welchem die christlichen Tugenden allegorisch beschrieben sind, die Hauptgedanken des „christlichen Bürgers“ sind also hier in Reime gefaßt. Dann folgt dasjenige Gedicht, durch welches Andreäs Name in unserer Zeit am bekanntesten geworden, denn Herder hat es in seinen Briefen über das Studium der Theologie abgedruckt und empfohlen, und Löhe hat es seinem „Evangelischen Geistlichen“ vorangestellt. Wenn man das Gedicht liest, bekommt man den Eindruck, als ob ein hochbetagter Mann hier die Erfahrungen seines Pastorallebens niedergelegt hätte; allein Andreä war höchstens 33 Jahre alt, als er es dichtete. Wir geben es hier nach dem Original; Herder hat einiges abgeändert oder weggelassen, wo er vielleicht schwäbische Provinzialismen nicht verstanden hat, oder derbe Ausdrücke vermeiden wollte. Nur in der Orthographie binden wir uns um der leichteren Lesbarkeit willen nicht an das Original.

Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes.

Herrn M. Johanni Huttenlocher, Pfr. zu Illingen.

Als ich in meinen jungen Tagen
Oft hört von guten Pfründen sagen,
Wie daß nit feistre Suppen wären,
Als die man geb geistlichen Herren,
Die möchten mit geschmutztem Mund
Umgaffen manche gute Stund;
Da dacht ich: hats die Gelegenheit,
So muß ich auch ins lange Kleid

Und sehen, wie ichs dahin bring,
Daß ich um lange Bratwürst sing;
Denn, sollt ich viel umgehn mit Rechten,
So müßt ich erst mein'n Kopf ausfechten,
Sollt ich dann jeden Bauren salben,
So wär ich schmeckend[1]) allenthalben.
Hie will doch auch kein Feder glücken:
Mein Sach wird sich auf d' Kanzel schicken;
Da red ich, muß ein andrer schweigen,
Da poch ich, muß ein andrer leiden,
Da geh ich vor, ein andrer nach,
Da schlaf ich zu,[2]) ein andrer wach!

Hierzu war ich nun wohl gerüst't,
Denn alle Künst in mich genist't,
Ich hatt durchlernt der Logik Strick
Und der Rhetorik Büchlin dick;
Ich hatt erlernt des Himmels Sphär,
Und was die Physik bringt für[3]) mehr,
Und was von Sitten Ethik sagt,
Und was Homerus einher tagt;
Das konnt ich gar, als wärs nur Kraut,
Kein Baur hätt mir das zugetraut.

Drauf fiel ich ins Compendium[4])
Und kehrt mich auch drin dreimal um,
Bis ich vor Kunst ganz überging
Und mir der Witz zum Maul aushing,
Auch mir mein Röcklein rauscht daher,
Als ob ich schon Dekanus wär.
Was ich nun sah, das konnt ich richten,
Was mir fürkam, das konnt ich schlichten,
Was mir aufgeben, ward vollendt,
Was die Augen gsehen, machten d' Händ.

Noch war kein Stell mir ausgeleert,
Wiewohl ich wär der besten wert.

---

[1]) Übelriechend. [2]) Schlaf ich, so lang mirs beliebt. [3]) Fürbringt. [4]) Das Handbuch der Dogmatik arbeitete ich dreimal durch.

Jedoch dacht ich: nit jede Pfarr
Wird für dich sein die lange Harr;
Gleichwohl muß sein diakoniert
Und bald darauf wohl pastoriert,
So gräts dann auf das Dekanat,
Bis daß du wirst mein Herr Prälat;
Will man dich dann zum Propst auch haben,
So mangelts doch nit an den Gaben.
Doch bhüt mich Gott vorm Harzenwald,
Den Bergen und den Klüften kalt!
Denn mein Bauch ist an Wein gewöhnt,
Darum des Bacchus Gäu mir ziemt;
Da kann ich noch mein Glück erschleichen,
Inzwischen mich mit Wein bereichen.
Es geht doch so: wer wenig hät,
Der kommt nit von seiner ringen Stätt.
Soll ich mein Karren weiter führen,
So muß nichts mangeln an dem Schmieren.

Noch mußt ein Paß ich thun quittieren,
Daß ich auch möcht die Kanzel zieren. [1])
Es gschwand mir manchmal vor den Leuten,
So ging mir aus die Red zu Zeiten,
Das Best mir manchmal gar ausfiel,
Und fallt am meisten auf die Stühl. [2])
Da mußt ich andre zu mir bringen,
Die mehr umgangen mit den Dingen:
All die, so gute Postillen gmacht, [3])
Und sonst dern Namen hochgeacht't,
Die mußten mir wohl unter d' Preß,
Bis ich davon brächt alle Eß; [4])
Und käm in mich die Quintessenz,
Auch manch unaufgesucht Sentenz,
Damit ich wär für Groß und Klein
Gewürfelt wie ein Müllerstein,
Und ja kein Kasus käm' auf d' Welt,
Dem ich nit hätt sein Thema gstellt.

---

[1]) Ich mußte mein theologisches Examen bestehen. [2]) Die Rede stockte in den Predigten, und den Angesehenern unter den Zuhörern fiel das am meisten auf. [3]) Ich las gute Predigtbücher. [4]) Alles Wesentliche.

Also hatt ich mich ausgerüst't
Und fehlt nur, daß man es auch wüßt.
Darauf zog ich ins globte Land,
Da Wein wie Wasser, Korn wie Sand,
Und sucht mir aus ein feinen Platz,
Da ich mich einließ wie ein Ratz.
Ich fragt die Leut, wo wär der Herd,
Da man nur hätt, was man begehrt,
Da wär Wein, Korn, Obst, Holz und Waid.
Ich hört nit allweg guten Bscheid;
So wollt das Pflaster in den Flecken
Mich auch zuweilen lassen stecken.
Da gfiel mir nit der Kirchenturn,
Dort war nicht recht gericht't die Uhrn.
Bald wollt das Pfarrhaus mir nit ein,
Bei mir sollts wohl noch anderst sein.
In Summa, was ich kontempliert,[1])
Das war von mir alls reformiert;
Ich war der Mann, auf den gewart't,
Was man so lange Zeit gespart;
Einr jeden Laus ein Stelz zu machen,
So ging ich um mit Narrensachen.

Indem reist ich durchs grüne Gras,
Weil da ein schönes Wiesthal was.[2])
Da traf ich an ein alt Person,
Von Haaren weiß, von Gsicht noch schon,[3])
Die ging mit einem Rechenstiel
Im Gras um, thät doch nit gar viel.
Einm Pfarrer sie sich wohl vergleicht,
Doch hätt ich gmeint, sie hätt sich gscheucht,
Mit grober Arbeit sich zu plagen,
Sie möcht doch wohl ein Kunstbuch tragen,
Darin lesen, wie mancher Mann
So meisterlich im Bann gethan.

Drauf mußt ich den Mann registrieren
Und in d' Schul erst wieder führen;

---

[1]) Betrachtet. [2]) War. [3]) Schön.

Sprach: Bona dies[1]) alter Herr,
Was habt Ihr da für ein Geschirr?
Er antwort: Semper quies[2]) schnell,
Mein Domine, das Gras ich zähl,
Daß mir kein Hälmlein komm davon.
Ich dacht: mit dem Mann kriegst zu thun.
Drauf mich räusper und so anfang:
Mich dünkt, Ihr seid des Dorfs Pastor.
Er sprach: ich bins lang gwesen vor,
Eh dann der Herr die Welt ersehen;
Vor vierzig Jahren ist's geschehen,
Und möcht nun wünschen, daß ein junger
Auch unter meine Bauren donner,
Denn mir entgeht all Kraft und Saft;
Je matter Leib, je mehr man schafft.
Je wenger Kunst, je mehr mans treibt,
Je unwerter, je mehr man bleibt.

Ich sprach: Mein lieber alter Herr,
Ihr habt euch nun gemästet sehr
Und habt der alten Batzen viel,
Drum wöllt ihr kehren um den Stiel.
Das möchten doch wir junge leiden,
Die jetzund zehren auf die Kreiden,
Erwarten Glück bei gsundem Leib,
Ein guten Dienst und reiches Weib.
Der alt Herr sprach: mein Studios,
Mich dünkt, Euer Kunst die mach sich los;
Die Logik wird sich in euch regen,
Daß ihr mit mir redt so verwegen.
Wißt ihr, was Luther in der Sach
Einsmals zu einer Nasweisen sprach:
„Wir Alte, die mit Angst und Flehen
Dem Teufel in den Hintern gsehen,
Grüßen vor euch Gnad-Dokterlein,
Auf weichen Polstern gsessen fein:
Guckt vor so lang darein als wir,
Der Scherz wird euch gelingen schier." [3])

---

[1]) Guten Tag! [2]) Nur ruhig! [3]) Wenn ihr die Macht der Sünde erfahren habt, wie wir, so wird euch der Scherz bald vergehen.

Der Filz war mir sehr ungewohnt.
Ich wünscht, ich hätt des Manns geschont;
Drum zog ich bald ein andre Pfeifen,
Sprach: alter Herr, laßt das fürstreichen;
Es war mein Ernst ja nimmermehr,
Ich bin euch z' dienen gwogen sehr.
Nu will ich etwas Bscheidners sagen,
De illo tempore[1]) was fragen.

Ihr könnt mir geben guten Bscheid,
Was waren zu eurer Zeit für Leut,
Die selbst in Künsten wohl studiert,
Die Jugend löblich angeführt?
Er sprach: ich denk der guten Tag,
Da war an G'lehrten wenig Klag.
Sollt ich die tapfern Leut all nennen,
Ich glaub, ich würde viel nit kennen.
Die sein nun tot und leben noch,
Nu leben viel und faulen doch.
Ich dank ihn ihrer guten Lehr,
Doch wie ich kommen bin hieher,
Hab ich viel anders müssen lernen:
Die Hülsen brechen und den Kernen
Mit bittrem Schweiß herfürgewinnen.
Das werdt Ihr auch noch einmal innen.

Ich sprach: Ihr gabt aufs Geistlich acht
Und der Philosophie nichts acht;
Daher möcht es wohl kommen sein,
Daß euch die Welt nicht wollt ein.
Er lacht und sah mich höhnisch an.
Was meint Ihr denn, daß ich gethan?
Sprach er, was möchte doch mein Hirn
Zu der Zeit g'habt han für Gestirn?
Ich war grammartig[2]) und was fein,
Und pochet überzwerch[3]) herein,

---

[1]) Über jene Zeit. [2]) Ungeberdig. Die unterstrichenen Wörter sind Anspielungen auf die sieben freien Künste der damaligen Zeit: Grammatik, Poetik, Rhetorik, Musik, Physik, Logik und Ethik. [3]) Zu ungeschickter Zeit wollte ich hochfahrend auftreten.

Ich redt thörlich an manchem Ort
Und macht mich mausig[1]) immerfort;
Im Kopf hatt ich manches Gesperr
Und sonst visierlich Sachen mehr.
Ich log dick, daß die Balken stoben,
Und ecket aus, was krumm gebogen.
Meint Ihr, daß man zu unsern Zeiten
Hab Meister gmacht aus Eselshäuten,
Oder hab einen graduiert
In dem, das er gar nie studiert,[2])
Oder hab einen heißen treiben,
Das er sein Lebtag wird verschweigen,
Oder hab so grob numeriert,
Daß aus zwei über sieben wird?[3])

Der alt Herr hat mich wieder g'schreckt
Und mir mein Meisterschrei besteckt.[4])
Noch wehrt ich mich mit aller Kunst,
Daß ich nit hätt g'studiert umsonst,
Und sprach: dürft ich einig's fragen?
So Ihr die Künst habt all getragen,
Wie ist doch möglich, daß ein Bauer,
Der nur umgeht mit Arbeit sauer,
Euch soll erst anders informieren?
Er sprach: ja freilich deponieren,
Bis daß sich packt der hübsch Schulsack
Und nimmer quackt der Hackemack,[5])
Bis daß verschwindt der Luft Gebäu,
Bis daß verdaut der Pappenbrei,
Bis daß verraucht des Hirnes Dampf,
Bis daß vertobt der Witze Kampf,
Und nun die Praktik kommt zu Haus,
Die all Theorik treibet aus.
Da find't sich erst, was wir gethan,
Daß wir uns haben brauchen lan.

---

[1]) Übermütig. [2]) Man habe einen, der nicht studiert habe, zum Magister gemacht. [3]) Man habe nicht genau nach den Kenntnissen die Lokation gemacht. [4]) Zum Schweigen gebracht. [5]) Bis man den hübschen Schulsack dahinten läßt, und der Frosch, der angehende Student, nicht mehr sich geltend macht.

Die Ding mir spanisch Dörfer waren,
Ich hatt dergleichen nie erfahren.
Wie? sagt ich, sollt der geistlich Stand
Von Bauern haben sein Verstand?
Soll nit die hohe Schul uns weisen,
Wie wir bezähmen die Unweisen?
Was wär dann die Theologei
Anders als ein Bauern-Kirchweih?

Er sprach: Ich muß Euch das verzeihen,
Weil Ihr noch lauft unter den Freien;
So Ihr einsmals kommt in den Karren,
Da wird man mit Euch anders narren,
Da werdet Ihr sein Dorfkarr, Pfarrnarr
Und alles Rußes Ofenscharr;
Da müßt Ihr glauben, wissen, thun,
Leiden, lassen, fürchten und hon,
Was niemand darf, kann, mag noch will,
Und dieses alles in der Still.
Denn wer sich dieses will beschweren,[1])
Der mag sein Pfarr ei'm andern leeren.
Ich bat durch Gott den alten Herren,
Er wollt die Sachen mir erklären,
Denn ich fragt nit aus Übermut,
Sondern wie thät ein junges Blut;
Könnt ich der Sachen han Bericht,
Mein Tag wollt ichs vergessen nicht.

Gern, gern, gern, sprach mein alter Held,
Die Weis' mir nu viel baß gefällt.
Weil Ihr erst kommet von der Preß,
So seid Ihr noch zu viel zapfreß,[2])
So muß man Euch ein wenig mischen;
Ich hoff, Ihr sollt es noch erwischen
Und mit der Zeit den breiten Rucken
Lernen in engen Stand zu schmucken.
So hört mit Fleiß, was Ihr nit g'wußt
Und büßet dann den Pfarrerslust!

---

[1]) Wem das zu viel ist. [2]) In der Gärung.

Höret zu von des Ordens G'satz
Und zehret drauf die Einstands-Collatz![1])
Höret zu von meines Dorfs Beschwer,
Juckt Euch die Haut, so kommet her!

Ich hab gesagt: ein Pfarrer glaubt,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt.
Er glaubt ein'n Gott, des niemand acht't;
Ein jeder nach sei'm Götzen tracht't.
Er glaubt ein'n Himmel, der verschmächt;[2])
Ein jeder gern hier ewig zecht.
Er glaubt ein Höll, die niemand fleucht;
Ein jeder die breit Straße zeucht.
Er glaubt ein G'richt, das niemand b'sorgt;
Ein jeder auf die Rache borgt.
Er glaubt ein' Lohn, den niemand will;
Ein jeder will hier Hüll und Füll.
Er glaubt ein göttlich Regiment;
Ein jeder meint, das Glück sei blind.
Er glaubt ein' Tod, der alles scheid't,
Und jeder pocht auf lange Zeit.
So glaubt er, was die Welt verneint
Und ihren Augen ungereimt.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein' Narren.

Darnach so weiß ein Seelenhirt,
Das die Welt ungern inne wird.
Er weiß, daß großer Herren Pracht
Bei Gott aufs äußerst wird veracht't.
Er weiß, daß großer Hirten Schlaf
Dem Wolf liefert manch armes Schaf.
Er weiß, daß große Leuteschinder
Verflucht sein auf Kindeskinder.
Er weiß, daß große Klappermäuler
Endlich werden zu Höllenheuler.
Er weiß, daß große Federhahnen
Noch kommen in dem Pfuhl zusammen.

---

[1]) Das Mahl zum Einstand. [2]) Der verschmäht wird.

Er weiß, daß die groß' Üppigkeit
Der Welt gereicht zu Schmach und Leid.
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärkt in ewig Schmerz.
Das weiß er, wills schon niemand wissen,
Und wird sehr oft darob geschmissen.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein' Narren.

Drittens so muß ein Pastor thun,
Das jedermann will überstohn.
Er muß die Wahrheit jedem geigen,
Darüber wird ihm zeigt die Feigen.
Er muß aufwischen jede Stund,
Darüber man ihm Übels gunnt.
Er muß in d' Pest und Lazaret,
Da mancher weit vorüber geht.
Er muß zum Feuer, Galgen und Rad,
In G'fängnis und der Huren Bad.
Er muß verzweifelt' Buben trösten,
Die Ruchlosen durchs G'setze rösten.
Er muß jedermann helfen, bitten,
Raten, warnen, kratzen und b'schütten.
Er muß in alle Pfützen treten
All Unlust putzen und ausjäten.
Das muß er thun ohn' seinen Dank,
Bis er drob wird alt, krumm und krank.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein' Narren.

Viertens ein Prediger muß leiden,
Da sonst der Turn ist zu bescheiden.
Er leid't der Leut Abgötterei,
Aberglaub, Seg[1]) und Zauberei.
Er leid't der Hansen Sakrament,[2])
Dadurch Gott und der Nächst geschänd't.
Er leid't Verachtung Gottes Lehr,
Dafür Wollust wird trieben mehr.

---

[1]) Abergläubisches Segenspenden. [2]) Sektierer.

Er leid't Ung'horsam und Gespött,
Das mancher Pfaff für Ohren geht.
Er leid't Zorn, Neid, Rachgier und Grimm,
Zank, Hader, Schelten, Ungestüm.
Er leid't Ehbruch, Unzucht und Schand,
So nur geacht't für Narrentand.
Er leid't große und kleine Dieb,
Finanz, und was ihm sonst nit lieb.
Er leid't Lügen und Afterreden,
Praktik, Gelüst und viel Düp.[1])
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein' Narren.

Zum fünften muß ein Priester lassen,
Das die Welt liebt ohn' alle Maßen.
Er läßt dem Hof sein weiches Kleid,
Und bleibt ihm die Kamelhaut bescheid't.
Er läßt der Schul ihr große Witz
Und übt sich in der Liebe Hitz.
Er läßt der Reichen Silberg'schirr
Und trinkt die Bächlein in der Irr.
Er läßt der Aufgeblas'nen Wind
Und sich bei Christi Demut find't.
Er läßt des Fleisches Lust und Geilheit
Und bind't sein'n Rücken jederzeit.
Er läßt sein Recht, sein Nutz, sein Fried
Und nügt sich, daß er Christi Glied.
Er läßt sein' Haut, sein Fleisch, sein Bein,
Damit er mög bei Christo sein.
Das alles muß er willig lassen
Und noch dabei sich selber hassen.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein' Narren.

Zum sechsten fürcht't ein geistlich Mann,
Das sonst bei andern leicht gethan.
Er fürcht't mit Scheu das End der Welt,
Dafür mancher sein Hauptgut[2]) zählt,

---

[1]) Betrug. [2]) Kapital.

Er fürcht't der Kirchen böse Feind,
Gewalt und Witz, die manches Freund.
Er fürcht't der Ärgernis Gefahr,
Darin sich übt die größte Schar.
Er fürcht't des Glückes gute Wort,
Daß nit die Seele werd bethort.
Er fürcht't sein's eignen Gewissens Stimm,
Daß es nit schreie wider ihn.
Er fürcht't der bösen G'sellschaft Schein,
Ohn welche mancher nit kann sein.
Er fürcht't der hohen Gaben Glanz,
Die sonst auch Guts verblenden ganz.
Das ist sein' Sorg, sein' Furcht, sein' Angst,
Welch's all's die Welt verlacht, vorlangst.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein' Narren.

Zum siebenten ein Clericus,
Was niemand will, wohl nehmen muß.
Er nimmt wenig als niemand glaubt,
Denn der thut wohl, der Pfrunden b'raubt.
Er nimmt das Schlecht'st vom Pfleger sein,
Die schwächste Frucht und sau'rsten Wein.
Er nimmt mit Müh das sau'r Verdient';
Noch hält man als für G'schenk die Pfründ.
Er nimmt mit Schmerz von seinen Bauren,
Die ihn bezahlen wie die Lauren (Betrüger).
Er nimmt als faul von falscher Hand,
Der gilft[1]) als er den Tod empfand.
Er nimmt mit Dank, was ungern geht,
Und bitt ein'n Dieb um Seinig's stet.
Er nimmt, das er niemal geneußt,
Denn jedermann ihn d'rum bescheußt.
Also muß er im Bettel reisen
Und endlich lassen arme Waisen,
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

---

[1]) Der beim Geben der Gebühren seufzt, als ob es ihm schrecklich schwer fiele.

Wie dünkt Euch nu, mein junger Hach,
Ist Euch zur Pfarr nochmal so gach?[1])
Dünkt Euch nachmal, Ihr seid g'faßt
Zu dem Stand, den so mancher haßt?
Gelüst Euch noch der Pfarrer Braten,
Oder wollt Ihr den gern entraten?

Ich sprach: O liebster Vater mein,
Euer Red, die geh'n ins Herz hinein.
Ich bin erschlagen und erstummt
Und dank doch Gott für diese Stund,
Daß ich durch Euren weisen Mund
Erfahren soll den rechten Grund.
Doch bitt ich, wollt mich weiter lehren,
Wo ich mich nu hinaus soll kehren,
Denn ich einmal Gott bin verbunden.
Er sprach: der Weg ist längst gefunden.
Ich habt gewählt den höchsten Stand,
Der hat mehr G'fahr denn Meeressand
Und wird durch d' Welt stets angerannt,
Darum bedürft Ihr Gottes Hand.
Kein Stand auf Erd je werter war,
Als der durch Gott berufen dar,
Sein Wort und Willen zu verkünden
Und dadurch pflegen Gottes Kinden:
Sein' Wahrheit und Gerechtigkeit,
Sein' Weisheit und Barmherzigkeit,
Sein' Langmut und auch großen Zorn,
Sein' Wunder und des Heiles Horn
Fürtragen durch des Geistes Sprach,
Den Frommen z' Gut, der Welt zu Rach;
Da Gott ein's Menschen Zung und Hand
Gebraucht gleichsam zu sei'm Beistand,
Sein Geist und Pfand zu dispensieren,[2])
Damit in sein Reich einzuführen.
Dem wird vertraut Gott's liebstes Gut
Und Jesu Christi Fleisch und Blut,

[1]) Wollt Ihr so jählings Pfarrer werden? [2]) Auszuteilen.

Als auch des Geistes Freudenöl,
Damit beseligt manche Seel.
Den Stand laßt Euch kein Mensch entleiben,
Vor dem all andre Ständ sich neigen!

Ist nu der Stand so hoch und wert,
So hat er billig sein Beschwerd.
Der Teufel ist kei'm Ding so feind,
Dann wo Christi Pferch wohl verzäunt;
Die Welt braucht nimmer mehr Betrug,
Als daß der Pfaff werd g'schweigt mit Fug;
Das eigen Fleisch laßt nit sein Tück,
Daß er ein fromm, treu Herz berück.
So bringt der Baalspfaffen Schar
Der Kirchen erst die größte G'fahr,
Denn nie kein Blutvergießen hat
Wie Heuchelei der Kirche geschad't,
Da man sich selbs, nit Christum sucht,
Und mangelt stets an guter Frucht,
Da man mehr witzt und klügeln will,
Als Christi Einfalt steckt das Ziel,
Oder sonst geht im großen Haufen
Den Leithämmeln all nach hin laufen.
In Summa: wer nit fleißig wacht,
Der ist in manche G'fahr gebracht.
Je mehr Gefahr, je minder Sold.
Ei'm Diener Gottes soll kein Gold.
Wer hie sein' B'soldung will einnehmen,
Den wird der Herr einmal nit kennen.
Hie solls sein g'arbeit't, g'hüt't und g'wacht,
Dort wirds sein b'lohnt und hochgeacht't.
Hie solls sein mühsam und unwert,
Dort wirds sein ruhsam und hochgeehrt.
Hie solls sein arm, schlecht und bethört,
Dort wirds sein warm, recht und gelehrt.
Kein Frommer legt hie Gülten an,
Wie der aus U X machen kann.
Fromm Geld wird hie nicht augmentiert[1])
Wie dem der die Schreibfeder führt.

[1]) Fromme können ihr Vermögen nicht so vermehren, wie es bei Leuten vom Schreibereifach vorkam.

Fromm Geld mußt[1]) nit so wunderbar
Wie dem, so feißt wird in ei'm Jahr.
Fromm Geld läßt sich nit z' Fuß ereilen
Wie bös Geld von den auf den Gäulen.
Fromm Geld vergnügt, wie es Gott fügt,
Bös Geld verstiebt, wie viel man trügt.

Wollt Ihr nu weiden Christi Herd,
So seht, daß Ihr berufen werd't
Durch Christi Ordnung, nit oblique,[2])
Durch G'schlecht, Weib, Geld und sonst inique.[3])
Gott b'ruft recht durch der Obern Mund,
Er beruft auch in des Herzens Grund;
Und wie der fromme Luther g'meint,
So stünd auch sehr viel bei der G'meind.
Eilt nit zu sehr! Gott weiß Euch wohl;
Euer Teil Euch noch werden soll.
Laß laufen, was nit bleiben will:
Gott find't die Seinen in der Still.
Wahrlich, daß man viel Mietlinge duld't,
Das ist des losen Laufens Schuld.[4])
Kein Wurm dem Körper ist so g'fähr,
Als der gern an sein Stelle wär.
Den Leichnam läßt man kaum erkalten,
So will schon ein'r sein Dienst verwalten.
O wenn Verfolgung reget sich,
Wie mancher schrie nit: hie bin ich.
Seid Ihr dann zu der Kirchen kommen,
Den schweren Eid auf euch genommen,
So rüst euch nu mit Herz und Mut,
Daß Ihr all's nehmen wöllt für gut!
Ja wie jener uns thät bescheiden,
Müßt Ihr auch lernen henken leiden.
Weh Euch, so man Euch zu viel lobt,
Wohl Euch, wenn die Welt heftig tobt!
Weh Euch, so Euch der Dienst wird süß,
Wohl Euch, so Ihr findt viel Verdrieß!

---

[1]) Wächst. [2]) Schief, auf krummen Wegen. [3]) Ungerecht. [4]) Daß die Bewerber sich den einflußreichen Personen persönlich empfehlen.

Weh Euch, so Euch die Welt gefällt,
Wohl Euch, so sie Euch Fallen stellt!
Weh Euch, so Ihr nach Ehren strebt,
Wohl Euch, so Ihr im Niedern lebt!
Weh Euch, so Ihr auf Titel schaut,
Wohl Euch, so Euch wenig's vertraut!
Weh Euch, so Ihr hie haltet mit,
Wohl Euch, so Euch die Welt ausschütt't!
So könnt Ihr Gottes Haushalter sein,
Der Welt ein Dorn, ein Rut' und Pein.

Noch müssen wir das Hauskreuz tragen,
Wie jeder Ehmann wird beladen.
Was jedem g'schieht, das kann uns werden:
All täglich Fäll gehör'n auf d' Erden.
Wöllt Ihr doch hie den kürz'sten Weg,
Daß Euch genüg göttlicher Seg,
So laßt nit z' viel auf Erden gan!
Der Himmel steht Euch besser an.
Gewöhnt Eu'r Leut zu schlechter Art,
Nichts ehers lernt sich als Hoffart.
Laßt Arbeit thun, was essen will!
Zur Ruh bleibt Zeit noch überviel,
Traut nit zu wohl ei'm jeden Maul!
Das Bös' ist frisch, das Gut' geht faul.
Veracht nit leichtlich arme G'stalt!
Gott viel G'heimnis dabei vorb'halt.
Wißt nit zu viel! das sag ich vor,
Daß Ihr nit seid des Dorfs Doktor.
Glaubt auch nit alles, was man leugt!
Unzeitig Eifer manchen trengt.
Ich gieb Euch auch das noch zu B'richt:
Verlaßt Euch auf kein' Menschen nicht!
Gott sei Euch einig Euer Scopus,[1])
Dazu der Mensch Euch helfen muß!
Sonst wo ohne Gott der Mensch soll helfen,
Da gilts laufen, schmieren und gelfen,

---

[1]) Ziel.

Und ist doch nichts als Wort und Schein.
Der gewinnts, der über Euch kann sein.
Damit hat Euch Euer Götz gelassen;
Wer nimmer hat, der mag fort passen.
O kurze Zeit und schnöde Freud,
Wie manchem hast du Gold gezeigt
Und ihn gesetzt in tiefen Kot!
Der glaubt es, der's versuchet hat.
Ich bin mit Züchten z' reden auch
Der Leut, die nit gehangt im Rauch;
Könnt man mich gar in Ofen stecken,
Man wird nit brauchen andre Stecken.
Han meine Leut so g'halten d' Leut,
So ist es Zeit, daß ich mich leid.

Hiemit hätt er sich schier erzürnt,
Vielleicht viel Bschwerlichs aufgezwirnt.
Ich fiel in Dreck und sprach: ich Thor
Nenn Euch mit Ehren Präzeptor.
Mein lieber frommer, weiser Herr!
Wär ich vorlängsten kommen her,
Mein Ohren sollten kürzer sein,
Mein Rüssel reiner als beim Schwein.
Ich hab gefolgt der Narren Zunft,
Da oben herrscht die Unvernunft;
Ich meint, ein jedes Dorf hätt Schätz,
Die man nur fing ohn Strick und Letz [1]).
Nun gieb ich mich in Euer Lezgt,
Daß Ihr meinen Wurm recht metzgt,
Und legt mir ab mein Ring und Hut, [2])
Das Röcklin und das Sträußlin gut,
Und stoßt ein d' Nasen in das Buch,
Daß ich solch neue leges [3]) such,
Damit, wenn ich komm unter d' Leut,
Ich nit umgeh als der nit gscheid.

Das schlug dem alten Herren zu.
Er sprach: Ich nichtsit lieber thu,

---

[1]) Netz. [2]) Die Zeichen der Magisterwürde. [3]) Gesetze.

Als jungen Leuten, die noch jähren,
Was ihnen noch weit fehlt, zu lehren.
Es mag es aber, was noch glitzt
Und noch wohl hintern Ohren schwitzt,
Nit allweg leiden, daß wir Gecken
Thun wöllen ihr groß Kunst erschrecken,
Die sie im großen Buch erguckt,
Darum sich mancher Alter duckt
Und denkt: laß vor die klugen Nasen
Anlaufen, daß die roten Maßen[1])
Ihnn geben Lehr, wie in der Welt
Es manchem Frechen hab gefehlt.
Doch muß ich leider auch bekennen
Und werd es mit meim Schmerzen innen,
Daß nit alls, was schwarz, geistlich ist,
Daß nit all Geistlichs lauter Christ,
Daß nit all Lauters ist gesund,
Daß nit all Gsundes ist fürn Mund.

Hierauf bat mich der ehrlich Mann,
Ich wollt mit ihm nach Hause gahn,
Daselbst ein Süpplin helfen essen,
Das Schwätzen wird sich nit vergessen.
Er müß heimtragen an der Stangen
Den hübschen Vogel, den er gfangen,
Und ihn seiner alten Mutter bringen,
Die weiß doch auch von diesen Dingen,
Darum sie auch den jungen Tropfen
Die Gauchfedern wiss' auszuropfen,
Und sagt ihn' umsonst ihren Text.
Das Haus das sei doch allernächst,
Da er mit seinem Holderstock
Oft spalten manchen dicken Block,
Manch tiefe Hauswunden geheilt,
Lieb und Leid williglich geteilt,
Vor manchem Sturmwind sich gedruckt,
In manchem Wetter sich geschmuckt,
Vor manchem Unglück sich entzuckt,
Durch manches Löchlein durchhin guckt.

1) Die Beulen, die sie davontragen.

Also ging ich mit Scham und Freud,
Mein Herz war eng und sich ansbreit,
Mein Kunst war klein, und hört doch viel,
Mein Reu war groß, eilt doch zum Ziel.
Ich wollt nit, daß ich welsche Land
Dafür hätt gsehen allesamt;
Denn ein deutsch Herz, so man das findt,
Ist werter als viel fremdes Gsind.
Der sagt, was fehlt, und rat hiezu;
Hiemit kommt man mit Gott zur Ruh.
Was aber nur schwätzt: mum, mum, mum!
Und wirft den Brei im Maul herum,
Das braucht viel Zeit, Geld, Müh und Sorg,
Daß man im Eiteln gar erworg.
Nun wünsch ich, daß all meine Gsellen
Ihn'n auch abtrennen lan die Schellen
Und geben sich in Christi Orden,
Der nie keim Frommen süß ist worden.
Hiermit folg ich meim Alten nach,
Wer Bessers weiß, der besser d' Sach!

So hoch stellt der Mann das geistliche Amt, welcher damals noch von manchen angefeindet und beneidet wurde, als ob er gar kein Recht zu diesem Amt hätte, weil er nicht auf der gewöhnlichen Laufbahn der württembergischen Kandidaten geblieben war. So fest stand es ihm schon in damaliger Zeit, wo noch keine kritischen Zweifel den Theologen die Lust zum geistlichen Amte benahmen, daß eine einseitige Verstandsbildung, eine bloße Forderung der Gelehrsamkeit, ohne daß das Herz des Kandidaten dem Herrn der Kirche persönlich zugethan sei, der Kirche den größten Schaden bringen müsse. Es ist die Sprache eines Luther, welche uns in diesem Gedicht mit ihrer Derbheit und Klarheit entgegentritt; es ist der volkstümliche Mann der Kirche, der hier nicht mit sächsischem, sondern mit

schwäbischem Accent sein Deutsch redet (die Formen „meim" statt „meinem", „ein" statt „einen", das Fehlen des e am Schlusse des Worts und in den Vorsilben u. dergl., und so manche Ausdrücke in dem Gedicht sind schwäbisch). Herder sagt über diese Pastoraltheologie in Versen: „Er hat in ihr den ganzen Schatz seines Herzens über das, was geistliches Amt, was dieses Standes Leid und Freude, Schimpf und Ehre ist, ausgeschüttet. Und in einer Sprache, die ich ihm beinahe in jedem abgebrochenen Artikel, in jeder verkürzten Silbe, in jedem Reime und Reichtum beneide. Und mit einem Salz! einer Wahrheit! wo es fein sein soll, mit einer Feinheit! wo es gerade heraus sein soll, mit einer Deutschheit!" (Herder, Werke zur Religion und Theologie, Cotta'sche Ausg. 10. Th. S. 125).

Wir teilen noch einige Gedichte aus der Geistlichen Kurzweil mit, die weniger bekannt sind, aber wohl der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten.

Geistes Freud.

Frau Maria Andrein, geborne Moserin, Wittiben,
seiner getreuen herzlieben Mutter.

Mit Freuden will ich singen
Auf diese Morgenstund,
Recht soll mein Geist sich schwingen
In Gottes Huldabgrund.
Ach Herr, thu auf mein Mund!

Mit Freuden will ich leben,
Als mir mein Herr verleiht,
Richtig seim Wort nachstreben;
Innerlich Sorge weicht.
Ach Herr, mein Herz erleucht!

Mit Freuden will ich lehren
All, die mir Gott beschert,
Ratlich ihrn Nutzen mehren.
In ihn'n werd Gott geehrt!
Ach Herr, regier mein Herd!

Mit Freuden will ich danken
Auf jede Gottesgab,
Rund gschwaigen mein Gedanken.
In Gott ich alles hab.
Ach Herr, mein Geist erlab!

Mit Freuden will ich geben
Armen, und wer will han,
Reichlich mein Händ erheben,
In Gott mein Bächlin lan.
Ach Herr, mein Gab nimm an!

Mit Freuden will ich lassen
Alls, was mir Gott verbeut,
Reinlich sein Gaben fassen,
In Ihm bleiben gefreit.
Ach Herr, sei du mein Freud!

Mit Freuden will ich werken
An Gottes Bau und Werk,
Rühmlich mein Arme stärken
In diesem gähen Berg.
Ach Herr, bis[1]) du mein Stärk.

Mit Freuden will ich lieben
Auch der Welt Freund und Feind,
Ruhig Geduld stets üben,
In Gott bleiben verzäunt.
Ach Herr, bleib mir vereint!

Mit Freuden will ich harren
Allein auf Gottes Hand,
Ringlich ziehen im Karren,

---

[1]) Sei.

Ich werd doch nit zu Schand.
Ach Herr, bis du mein Pfand!

Mit Freuden will ich leiden,
An meim Kreuz tragen fort,
Redlich hie meiden, schweigen
In diesem finstern Ort.
Ach Herr, bleib du mein Hort!

Mit Freuden will ich glauben
An Gottes wahren Bund,
Reulich mein Fleisch betauben
Im wahren alle Stund.
Ach Herr, sei du mein Grund!

Mit Freuden will ich sterben,
Auf daß ich hab Gewinn,
Rüstig verlassen d' Erden,
In Himmel steht mein Sinn.
Ach Herr, mein Seel nimm hin!

Geistliche Wallfahrt.

Frau Barbara Grüningerin, geb. Effenhemin.

Bleibe bei uns Herr Christe!
Der Tag hat sich geneigt,
Dar ich zum Weg mich rüste,
Den mir dein Wort gezeigt.
Itzund in dieser finstern Nacht
Ohn dein Geleit und Lichte
Würd ich in Irrtum bracht.

Ach Herr, dein Schein mir leihe,
Der leucht ins dunkle Herz!
Mein Umschweif mir verzeihe!
Gieb mir Reu, Leid und Schmerz,
Daß ich nit folg einr andern Stimm,
Als deiner Lehr und Leben,
Und geh getrost dahin!

Regier mit deinem Stecken
Mein ungewissen Gang!
Thu meinen Schlaf aufwecken,
Daß ich mit Mut anfang
Der Welt mit Gwalt zuwider sein,
Mich willig lass' verspotten
Und folg dem Willen dein.

Bekehr mein Fleisch und Blute,
Das nur sich selber liebt!
Halt es unter der Rute!
Damit es werd betrübt!
Denn sollt ich seinen Willen thun,
So müßt ich hie hart dienen
Und kriegen bösen Lohn.

Auch lehr mich eifrig beten
Wider all meine Feind,
Im Glauben zu dir treten,
Damit ich bleib verzäunt
Wider des Satans List und Tück,
Der mir begehrt zu schaden
All Stund und Augenblick.

Richt auch all meine Glieder
Zu deinem Dienst bereit,
Daß sie nit gehn zuwider
Deim himmlischen Bscheid,
Damit der Nächst durch meine Hand
Werd gnähret und beschützet
Als ein teur göttlich Pfand.

Also will ich es wagen
Mit Gott auf dieser Fahrt,
Mein Fleisch und Blut nit fragen,
Auch der Welt Widerpart
Mit Freuden wider mich lan gohn;
Denn der hat Lohn und Wonne,
Der bei ihm Gottes Sohn.

Seelen-Triumph.

Frau Elisabeth Wellingen, geborner Röthin, seligen.

Im Ton: L'escalade.

Es ist fürwahr Noch allzeit wahr,
Daß unser Gott In aller Not
Kann und will erretten die,
So ihm vertrauen an allem Ort hie.

Leint sich schon auf Der gottlos Hauf
Mit Schand und Spott, So ist doch Gott
Allzeit fest und sehr getreu,
Sein Hilf kein Glaubiges nit gereu.

Ich habs probiert, Bin von ihm gführt
In manche Gfahr Und wieder dar.
Wo er leit't, ist sicher gehn,
Sein Hand muß doch vor aller Welt bstehn.

Sieh ich sein Wort, Was größer Hort
Wird mir gezeigt? Mein Herz sich neigt
Gegen solcher großen Gnad,
Darin mein Gott sich so entdecket hat.

Ach Herr, wie oft, Hab ich gehofft,
Dir dankbar z' sein Für die Gnad dein;
Aber mein Dienst sein nit gut,
Darum ergänz sie mit deins Sohns Blut!

Bleib, Herr, bei uns, Denn gwißlich sonst
In dieser Welt, Die so verstellt,
Kein Mensch bleibt ohn große Gfahr,
Drum, Herr, sieh du zu deinr kleinen Schar!

Ewiger Herr, Wie weit und ferr[1])
Laufen die Leut Zu dieser Zeit
Von deim Wort so vermessen,
Die Liebe ist doch gar vergessen.

---

[1]) Fern.

Tilg aus mein Sünd, Die mich verblendt,
Daß ich nit seh Das große Weh,
So der sichern Welt ist b'reit,
Und dein Gsetz allen Sündern andräut.

Also werd ich Fein sicherlich
Durch Schand und Spott, Durch Welt und Tod
Fröhlich dringen durch zu Gott,
Der meiner Seelen Ruh bereitet hat.

Die verborgene Lieb.

Frau Elisabeth Rebin, geborner Seuterin, Wittiben.

Edele Lieb, wo bist so gar bei uns verstecket,
Daß sich dein hoch Ankunft so gar selten entdecket?
Aus Gnad bist du geboren, Gott selber hat dich zeugt,
Dem Menschen auserkoren, All Kreatur sich beugt.

Liebliche Lieb, wo bist so gar bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft und Kraft nicht schmecken heut noch morgen?
Die Welt thust du erfüllen Mit süßem Honigseim!
Das größt Leid thätst du stillen Mit deinem milden Schein!

Innige Lieb, wo bist so gar bei uns verschlossen,
Daß wir zu deiner Treu uns schicken so verdrossen?
Alles kannst du verbinden, Was durch die Erd zerstreut;
In dir alles mag finden, Was Menschen Herz erfreut.

Stetige Lieb, wo bist so gar bei uns verloren,
Daß dein Standhaftigkeit nit kommt für unsre Ohren?
Den Bund thust du fest halten, Der mit uns aufgericht,
Die Lieb mag nicht veralten, Ihr Treu kann rosten nicht.

Aufrichtig Lieb, wo bist so gar bei uns verdecket,
Daß uns dein Licht und Recht in unsrem Mund nit schmecket?
Das Wahr thust du uns lehren, Das Gut du uns befiehlst,
Bhältst uns bei unsern Ehren Und nach dem Himmel zielst.

Billige Lieb, wo bist so gar bei uns vergraben,
Daß wir nicht achten wert dein teur und schöne Gaben?

Du lehrst dem Nächsten dienen, Wie Gott verordnet hat,
Du läß't uns gar nichts rühmen, Weil alls von Gottes Gnad.

Eifrige Lieb, wo bist so gar bei uns verworfen,
Daß dein Hitz unbekannt in Städten und in Dorfen?
Mit Ernst lehrst du uns treiben Das evangelisch Gsatz,
Daß unter uns mög bleiben Des Reiches Christi Schatz.

Tröstliche Lieb, wo bist so gar bei uns vertrieben,
Daß dein Mut uns nit stärkt, wie viel auch aufgeschrieben?
Du nimmst dem Kreuz sein Gwichte, Du nimmst dem Kelch sein Gall,
Daß sich ein Christ aufrichte, Trink mit den Brüdern all.

Heilige Lieb, wo bist so gar bei uns verschlagen,
Daß wir dein Himmelsart stets unter uns verklagen?
Daß wir viel geistliches Schwätzen Und fleischliches treiben fort,
Damit in Gfahr uns setzen, Daß uns entgeh das Wort.

Andächtig Lieb, wo bist du so gar bei uns verjaget,
Daß an 'deim Gottesdienst mancher Maulchrist verzaget?
Nit leidt, nit meidt, nit giebet, Nit faßt, nit laßt, nit rast't,
Nit bett, nit geht, nit tötet, Sich doch auf Gnad verlaßt?

Der Welt Urlaub.

Der Autor ihm selbsten.

Im Ton: Nun, welche hie ihr Hoffnung &c.

Unruhig's Herz, wie lang willt noch
Mit so viel Müh und Zagen
Dich schleppen mit der Welt Joch,
Und nit einmal abladen
Die schwere Bürd, So allen wird,
Die mit der Welte buhlen,
Und für ihren Lohn, Mit Spott und Hohn
In eitlem Wust umwuhlen!

Ach bist noch nit betrogen g'nug
Durch so viel falsch Zusagen,
Und kennst noch nit die List und Trug,
Damit sie dich thät plagen!

Für Ehr groß B'schwer, Für Kunst bloß Dunst,
Für Reichtum Siechtum giebet,
Für Freud groß Leid, Für Lohn bös B'scheid,
Für Rast die Last herwieget.

Laß dich nit mehr verführen thun,
Noch forthin schändlich blenden
Die glatte Wort und großen Lohn,
Den sie zusagt ihr'n Kinden.
Dich lehrt kein Thor, Dich ziert kein Mohr,
Dich wird kein Bettler nähren,
Dich kühlt kein Brunst, Dich speist kein Dunst,
Was willt die Welt mehr ehren?

Es ist noch um ein Kleins zu thun,
So wird ihr Schand entdecket,
Und ihr bezahlt werden ihr Lohn,
Denn das Ziel ist gestecket.
Ihr Regiment Wird gar zertrennt,
Und ihre Kind geschändet,
Die sich hoch g'acht, Und doch nie dacht,
Daß sie so schnöd verblendet.

Nit Wunder wär, all Menschen Kind
Die große Bosheit merkten,
Und lösten sich von Banden g'schwind,
Zur Freiheit sich bald stärkten;
Denn nie kei'm Knecht Sie lohnet recht
In so viel tausend Jahren.
Das g'horsamst Kind Kein Dank nit find't;
Mit Schmerz sie das erfahren.

Trau aber du dei'm Herren Christ!
Der kann dich nit betrügen,
Weil er die Wahrheit selber ist;
Er sagt's, und giebt's ohn' Lügen.
Sein' Lieb und Ehr Je mehr und mehr
In dei'm Herzen zunimmet;
Sein Lohn und Gut, Sein' Freud und Gut
Nichts Zeitliches bestimmet.

Jesus ist der einzig Mann,
In dem du all's kannst haben,
Kunst, Fried, G'nüg, Freud und guten Nam,
Darzu wundersam' Gaben.
Er giebt's mit Will und in der Still,
Er giebt umsonst sein Gschenke,
Und will der Herr Von uns nicht mehr,
Denn daß mein, sein gedenke.

Nun ist doch je ein billig Recht,
Wer liebt, daß man ihn liebe,
Wer viel anbeut, nit werd verschmächt,
Ein Freund man nit betrübe.
Wie wollst du denn Dem teuren Mann
Sein emsig Bitt' abschlagen,
Dein Herz zur Ruh Ihm sagen zu
Und in der Welt umtragen.

Und ob dir das würd' nit gar leicht,
Sein' Lehr und Leben zu treiben,
So glaub, wenn nur dein Herr nit weicht,
Du werd'st mit Ehren bleiben.
Kein' Dräuer acht! All G'spött veracht,
Kein' Hoffnung laß dich blenden,
Kein Witz nit frag, Dein Kreuz fort trag!
Gott wird's mit Ehren wenden.

So ist die Summ, daß du dich ganz
Dei'm Gott in G'horsam gebest,
All Fleischliches schlag'st in die Schanz,
Nach sei'm Exempel lebest.
Den Willen dein' Laß dein Feind sein!
Laß Gott stets in dir leben!
Was nit von ihm Gieb vollends hin!
Andre Schätz' will Gott geben.

Das bitter süß Kreuz.

Frau Anna Maria Besoldin, geb. Plattenhartin.

Ach bitter süßes Kreuze,
Sei mir von Gott willkomm'!

Geht schon mein Fleisch beiseitse,
Mein Geist erfreut sich schon.
Du bringst mir traurig Freude,
Du bringst mir fröhlich's Leid.
Mein' Seel in Gott sich weide,
Mein Leib, hör harten B'scheid!

Mein Kreuz, richt' aus den Willen
Deß, der dich hat gesandt!
Thu mich mit Schmerz anfüllen,
Doch sei dein' Treu mein Pfand,
Denn wen du thust verwunden,
Der wird gewiß gesund;
Wen du drückst, wird entbunden,
Dein' Striemen heiln zur Stund.

Bleib, Kreuz, solang Gott heißet!
Der weiß die rechte Zeit;
Denn der für mich geschweißet,
Trägt mit mir an der Seit;
Der wird die Last mir ringern,
Kürzen die lange Weil;
Das End' zeigt er mit Fingern,
Darum zur Ruh ich weil.

Gieb mir, o Kreuz, den Lohne,
Wie ich wohl hab' verschuld't,
Damit mein Gott mein' schone
Und trag mit mir Geduld.
Durch seines Sohnes Leiden
Reich mir sein' starke Hand,
Daß ich das Bös' mög meiden,
Üb mich in gutem Stand!

Preß aus, mein Kreuz, mein Safte!
Druck aus mein Adamsblut,
Daß mich stärk' Christi Krafte
Und tränk sein's Geistes Mut!
Damit ich mög' verlassen
Mich selbst mit Haut und Bein,
Mein Herrn Jesum fassen,
Ewig sein eigen sein!

Sechstes Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg. Andreäs praktische Wirksamkeit in Calw bis 1634.

Als Andreä seine Reise nach Österreich machte, war der furchtbare Krieg schon ausgebrochen, welcher den deutschen Protestantismus an den Rand des Untergangs bringen, das Land in eine Wüste verwandeln, den Wohlstand und die politische Stellung auf Jahrhunderte hinaus zerstören und schwächen sollte. Niemand ahnte wohl damals die Dauer und die schrecklichen Folgen des blutigen Kampfes. Sorglos lebten die Protestanten dahin, denn sie schienen der stärkere Teil zu sein. Was konnte auch ein streng katholischer Kaiser Ferdinand II. gegen sie ausrichten, der in seinem eigenen Heer protestantische Soldaten hatte, in dessen Erblanden ein Drittel der Bevölkerung, in dessen Wahlkönigreich Böhmen mindestens die Hälfte evangelisch oder wenigstens nicht römisch-katholisch war, der auch in Ungarn die evangelischen Regungen nicht unterdrücken konnte, der im Osten den Fürsten Bethlen Gabor in Siebenbürgen und die Türken fürchten mußte! Aber die Protestanten waren in kirchlich-politische Parteien zerspalten und gaben sich ihren Streitfragen hin; es wurde viel Ehre bei den Menschen gesucht, und es gab wohl manche treue Zeugen der Wahrheit, die in der Stille dem Herrn dienten mit aufrichtigem Herzen; aber bei andern wurde die prunkende Gelehrsamkeit und die Gunst der Fürsten, das Interesse der Partei höher geschätzt, als ein mit Christo in Gott verborgenes Leben. Die Lutheraner

waren darauf bedacht, daß die Reformierten aus Deutschland wieder vertrieben werden sollten; die Reformierten dagegen suchten sich immer weiter auszubreiten und im Zerstören der Bilder, im Zerbrechen der Altäre das Dasein ihrer Reformation zu beurkunden.

Böhmen, das Land, wo schon hundert Jahre vor Luther durch Hus das Licht des Evangeliums angezündet worden und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt trotz den Bannflüchen der Päpste wieder ausgeteilt worden war, sollte die Stätte werden, von welcher der verheerende Brand ausging, der in 30 Jahren ganz Deutschland verwüstete. Schon durch die Hussitenkriege hatte die Reformation in Böhmen einen schärferen, gegen den Katholizismus schrofferen Charakter angenommen. Wir dürfen uns deshalb nicht verwundern, wenn dort neben der lutherischen auch die reformierte Kirche ihre entschiedenen Anhänger fand, und wenn am 23. Mai 1618 die heißblütigen böhmischen Stände mit roher Gewalt die kaiserlichen Räte Martinitz und Slawata zum Fenster hinauswarfen im Sitzungssal, weil der Majestätsbrief, welcher den Protestanten in Böhmen Religionsfreiheit zusicherte, durch die Niederreißung einer evangelischen Kirche und durch die Schließung einer andern gebrochen war. Das Zeichen zur Empörung gegen den Kaiser war gegeben. Damals lebte noch Kaiser Matthias, aber Ferdinand II. war bereits zum König von Böhmen gekrönt und hatte den Majestätsbrief Rudolfs II. beschworen, deutete jedoch denselben so, daß die Bischöfe und Äbte nicht verpflichtet seien, in ihren Gebieten evangelische Kirchen zu dulden; die niedergerissene Kirche aber lag in dem Besitztum des Erzbischofs von Prag, die ge-

schlossene in dem eines Abts. Nur wenige Städte in Böhmen blieben dem habsburgischen Hause treu, darunter das wohlbefestigte Pilsen, das aber nach tapferer Gegenwehr im November desselben Jahrs dem Grafen Ernst von Mansfeld, dem Feldherrn der Aufständischen, sich ergeben mußte. Hunger und Pest wüteten in den folgenden Wintermonaten in und um Pilsen; Mansfeld rückte mit seinem Heer gegen Südosten vor, um den Kaiser in Wien anzugreifen, wurde aber bei Budweis zurückgedrängt. Wir haben gehört, wie Andreä auf seiner österreichischen Reise nicht bis Niederösterreich vordringen konnte, weil dort der Kriegsschauplatz war. Gleichzeitig hatte nämlich Graf Thurn Mähren erobert und rückte gegen Wien vor. Der Kaiser wurde für abgesetzt erklärt, die Böhmen wählten den reformierten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der protestantischen Union, eines Bündnisses von protestantischen Fürsten und Städten, zu ihrem König, und der Kaiser schien verloren zu sein. Allein die Protestanten hielten nicht zusammen, Friedrich war kein würdiger Gegenkönig, und die Entscheidung der Schlachten fiel wieder günstig für Ferdinand. Wir haben gehört, wie Württemberg den calvinischen Neigungen unter dem evangelischen Adel im Erzherzogtum Österreich entgegenzuarbeiten suchte. Damit arbeitete es für den Kaiser gegen die Vereinigung aller österreichischen Protestanten unter König Friedrich, ohne zu ahnen, daß der Kaiser in wenigen Jahren gegen die Lutheraner ebenso schonungslos vorgehen werde, wie gegen die Reformierten. Den lutherischen Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen-Darmstadt hatte der Kaiser auf seine Seite gebracht,

Württemberg blieb wenigstens neutral. So hatte Friedrich keine Unterstützung aus Deutschland zu erwarten, und er selbst, seine ehrgeizige Frau, eine englische Königstochter, und sein Hofprediger Scultetus benahmen sich taktlos in Böhmen. Die Domkirche in Prag wurde den Katholiken weggenommen, Altäre und Bilder zerstört, alte Gebräuche abgeschafft und dadurch auch die Lutheraner und die Utraquisten, d. h. die Katholiken, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt feierten, erbittert. Der König lebte herrlich und in Freuden und sah nicht, wie das Ungewitter sich gegen ihn zusammenzog; er war nicht im Felde, sondern saß bei der Tafel in Prag, als den 8. November 1620 der unglückliche Ausgang der Schlacht am weißen Berge gemeldet wurde, welche ihn seine Krone kostete, den Katholiken in Deutschland das Übergewicht verschaffte und dem Protestantismus in Österreich den Todesstoß versetzte. Während die Union der protestantischen Fürsten durch den konfessionellen Zwiespalt zwischen Pfalz und Sachsen auseinandergegangen war, hatte die katholische Liga unter Maximilian I. von Bayern fest zusammengehalten und sich der Sache des Kaisers kräftig angenommen. Der Herzog von Bayern erhielt dafür die Kurwürde und die Oberpfalz, wo nun die Reformation trotz allen Verträgen mit Gewalt ausgerottet wurde. Dasselbe geschah in Böhmen. Am 26. Juni 1621 wurden vor dem Rathaus in Prag 27 vornehme Protestanten hingerichtet, und ihre Güter den Jesuiten übergeben. Der Oberstlandrichter von Böhmen, Graf von Schlick, rief vor seinem martervollen Tode aus: „Zerreißet diesen Leib in tausend Stücke, durchwühlet meine Eingeweide! Ihr werdet

nichts anderes darin finden, als was wir in der Apologie bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Freiheit und zur Religion hat uns das Schwert in die Hand gegeben. Weil aber Gott dem Kaiser den Sieg verliehen hat, so geschehe des Herrn Wille!" Es wurde ihm zuerst die rechte Hand abgehauen, dann der Kopf vom Rumpfe getrennt. Dem Universitätsrektor von Jessen wurde vor der Hinrichtung die Zunge ausgeschnitten, weil er durch seine Beredsamkeit das Volk angefeuert hatte; dann riß man durch vier Pferde seinen Leib in Stücke u. s. f. Die Leichen wurden auf Pfähle gesteckt und an den Straßen ausgestellt. Auch vom niederen Volk wurden viele mit dem Tode bestraft; alle evangelischen Prediger wurden vertrieben, nicht nur die reformierten, sondern auch die lutherischen, trotz der Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen, der den Kaiser unterstützt und dafür die Lausitz bekommen hatte. Die Protestanten wurden von allen Ämtern ausgeschlossen, die Güter des Adels eingezogen und an Katholiken verteilt. 3000 Familien, darunter 185 Adelsgeschlechter, verließen Böhmen um ihres Glaubens willen; die Bevölkerung des Landes sank auf ein Drittel herab. Den Majestätsbrief zerriß und verbrannte der Kaiser mit eigener Hand.

Der besiegte Böhmenkönig war nach Holland entflohen, aber es sollte noch nicht Friede werden, denn der Prinz Christian von Braunschweig hielt sich für berufen, die Verteidigung des kurpfälzischen Hauses zu übernehmen. Er plünderte und beraubte die geistlichen Stifter in Westfalen. Auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden wollte das Schwert nicht in die

Scheide stecken, sondern zog sich mit dem kriegslustigen Ernst von Mansfeld aus der Oberpfalz über die fränkischen Bistümer nach dem Rhein und in das Elsaß, von dem kaiserlichen Feldherrn Tilly verfolgt. So schlossen die Protestanten keinen Frieden, hielten aber auch nicht zusammen, und die Katholiken konnten sich immer weiter über das Reich ausbreiten. Mansfeld war aus dem Elsaß wieder auf das rechte Rheinufer herübergekommen und hatte den Tilly bei Wiesloch geschlagen, so daß sich dieser gegen Heilbronn zurückziehen mußte. Da trennte sich auch der Markgraf von Baden von Mansfeld und erlitt bei Wimpfen am 6. Mai 1622 eine vollständige Niederlage. Nun war Württemberg in großer Gefahr, von den kaiserlichen Truppen überschwemmt und gebrandschatzt zu werden. Durch einen Vertrag in Heilbronn wurde zwar die Neutralität des schwäbischen Kreises anerkannt, aber Tilly verschonte die Grenzorte nicht, die Kontributionen und Einquartierungen hörten nicht auf, und in kurzer Zeit war Württemberg so ausgesogen, daß Herzog Johann Friedrich eine schlechte Münze prägen ließ, den sogenannten Hirschgulden, der nicht ein Fünftel von dem Silberwert eines richtigen Guldens hatte. Im folgenden Jahr wurde derselbe auf Begehren der Landstände auf seinen wahren Wert herabgesetzt, was natürlich für viele Privatleute wieder große Verluste zur Folge hatte. Verheerende Krankheiten folgten der Teurung.

Inzwischen war Württemberg doch noch nicht Kriegsschauplatz geworden, denn Tilly hatte sich nach Norddeutschland gewendet, um Christian von Braunschweig und Mansfeld zu vernichten. Bereits schien der Krieg seinem Ende

nahe zu sein, als er durch die Einmischung des Auslands von neuem auflebte. König Jakob I. von England, der Schwiegervater des vertriebenen Friedrich, schloß mit Holland eine Allianz und bewog den König Christian IV. von Dänemark zu einem Einfall in Deutschland, Mansfeld wurde von Frankreich unterstützt; aber auch auf katholischer Seite ging ein neuer Stern auf. Tilly war nicht eigentlich der Feldherr des Kaisers, sondern der katholischen Liga, an deren Spitze Maximilian von Bayern stand. Der Kaiser war einigermaßen eifersüchtig auf denselben geworden und wünschte ein eigenes kaiserliches Heer aufzustellen. Da trat ein böhmischer Edelmann ins Mittel, der schon in der Schlacht am weißen Berge mitgefochten hatte, Albrecht von Waldstein oder Wallenstein, und erbot sich, auf eigene Kosten dem Kaiser eine Armee auszurüsten, völlig zu bekleiden und auch im Kriege zu unterhalten, wenn ihm gestattet würde, dieselbe bis auf 50000 Mann zu bringen. Man wollte ihm anfangs nur 20000 bewilligen, aber er erklärte: „Ein Heer wie dieses muß vom Brandschatzen leben; 20000 Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit 50000 kann ich fordern, was ich will“. So wurde ihm freie Hand gegeben, und als er seine Werber ins Land schickte, zog sein Name eine Menge von hungrigen, unbeschäftigten und verwegenen Leuten an, aus denen er mit richtigem Blick die tüchtigsten zu Offizieren auswählte, die er zu disziplinieren wußte, und für die er in einer Weise sorgte, daß alle mit Freuden ihm folgten. Wie eine Lawine wuchs sein Heer an, mit dem er nun in wohlhabende Länder zog, die noch nicht vom Krieg ausgesogen waren.

Wir können hier die Einzelheiten des Kriegs in Norddeutschland nicht verfolgen, die Niederlage des Königs von Dänemark, die heldenmütige Verteidigung der Stadt Stralsund gegen Wallensteins Heer, seine Erhebung zum Herzog von Mecklenburg, seine Kreuz- und Querzüge, sein Verhältnis zu Tilly. Niemals sehen wir die Protestanten Deutschlands geeinigt den katholischen Heeren gegenüberstehen; darum verlieren sie immer mehr Boden, und der Kaiser kann nicht nur in Österreich, sondern auch im Reich immer weitere Schritte zur Wiederherstellung des Katholizismus thun. Der Herzog Johann Friedrich von Württemberg erntet wenig Dank für seine ängstlich gewahrte Neutralität, denn im Jahr 1628 erscheint Wallensteins Heer in Schwaben, um im Namen des Kaisers die Zurückgabe aller württembergischen Klöster mit ihren Besitzungen an die katholische Kirche zu verlangen. Vergeblich protestierte der Herzog, indem er nachwies, daß die in Württemberg befindlichen Klöster nicht unabhängigen geistlichen Fürstentümern gleichzuachten, sondern schon Jahrhunderte vor der Reformation dem Herzogtume einverleibt und dessen Obrigkeit unterworfen gewesen seien, und daß es gegen die Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens wäre, wenn sie jetzt von Württemberg getrennt und den Orden, welche sie ursprünglich inne gehabt, zurückgegeben würden. Allein die Prälaten in Oberschwaben betrieben die Restitution, und in den Augen des Kaisers war der Augsburger Religionsfriede ein wertloses Blatt Papier geworden auch gegenüber denjenigen Fürsten, welche sich ernstlich bemüht hatten, denselben zu halten und deswegen von der Unterstützung

ihrer Glaubensgenossen im Krieg abgestanden waren. Vergebens reiste der Herzog selbst in das Wallenstein'sche Lager und bat um Verschonung seines hart bedrückten Landes. Krank kehrte er zurück und wurde den 18. Juli 1628 durch den Tod erlöst, ehe noch größeres Elend über Württemberg hereinbrach. Sein Sohn Eberhard III. war erst 14 Jahre alt und wurde unter die Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Ludwig Friedrich, eines klugen und thätigen Fürsten, gestellt.

Im Jahr 1629 erschien wirklich das Restitutionsedikt, durch welches in ganz Deutschland alle Kirchengüter, in deren Besitz die Protestanten seit dem Passauer Vertrag (1552) gekommen waren, den Katholiken zurückgegeben werden sollten. Die Anwendung dieses Edikts auf Württemberg wurde nur dadurch möglich, daß man die Reformation der Klöster unter Herzog Ulrich ignorierte und dagegen betonte, daß sie während des Interims katholisch gewesen, folglich erst nach dem Passauer Vertrag reformiert worden sein. Die württembergischen Stände stellten dem Kaiser vor, daß im Augsburger Religionsfrieden (1555) keine Restitution verlangt worden sei, und daß der Kaiser selbst im Prager Vertrag die Sorge für Erhaltung des „in den Kirchen und Schulen des Herzogtums angerichteten Religionswesens übernommen habe". Man holte auch Gutachten von mehreren Hochschulen ein über die Frage, ob Klöster, die vor dem Passauer Vertrag reformiert, und in welchen nur zur Zeit des Interims die Katholiken geduldet worden seien, nach den Grundsätzen des Religionsfriedens restituiert werden müssen, und alle Gutachten, selbst das der katholischen Juristenfakultät

in Freiburg, fielen zu Gunsten der Evangelischen aus. Der württembergische Kanzler Löffler säumte nicht, das alles dem Kaiser vorzulegen, aber vergeblich. Der Bischof von Konstanz und der Graf von Sulz waren bereits mit der Exekution beauftragt. Der Herzog-Administrator Ludwig Friedrich griff endlich mit Einwilligung der Landstände zum bewaffneten Widerstand, mit der Verwahrung, daß er sich nicht dem Kaiser, sondern nur dem übereilten Verfahren der Kommissäre widersetzen wolle. Er legte Soldaten in die am meisten bedrohten Klöster Herrenalb und St. Georgen, und wirklich mußten die Kommissäre vor St. Georgen unverrichteter Dinge wieder abziehen. Der Herzog wandte sich auch an die Kurfürsten und stellte ihnen vor, wie alle Gesetze, Rechte und Freiheiten der Reichsstände zu Grunde gehen, wenn sie gegen diese widerrechtliche Restitution keine Einsprache erheben; aber er wurde mit leeren Versprechungen hingehalten. Indessen hatte sein Widerstand den Kaiser noch mehr erbittert, und er mußte es am Ende geschehen lassen, daß selbst diejenigen Klöster, welche während des Interims gar nicht von Katholiken besetzt waren, herausgegeben wurden. Anfangs wichen die württembergischen Klostervögte überall der Gewalt und begnügten sich mit Protestationen; die Unterthanen der Klöster wurden ihres Eides gegen den Herzog entbunden und mußten dem Kaiser huldigen, die evangelischen Pfarrer und Schullehrer wurden vertrieben und die den Kommissären mißfälligen Beamten entsetzt. Die Klosterschüler konnte man in dem Mönchshaus in Urach, das kein selbstständiges Kloster gewesen, notdürftig unterbringen. Die katholischen Klosterbewohner bekamen übrigens bald nach

ihrem Einzug Streit untereinander. Die Klöster sollten natürlich denjenigen Orden zurückgegeben werden, welche vor der Reformation in ihrem Besitz gewesen. Nun wußten aber die Jesuiten, die unentbehrlichen Kämpfer für das Papsttum, die gar kein Recht hatten, sich ebenfalls einzuschleichen und bereiteten den anderen Mönchen viel Verdruß. Im folgenden Jahr thaten die Kurfürsten einen Schritt in der Sache, und der Kaiser redete etwas milder, so daß der Herzog den vertriebenen Kirchendienern befahl, in den zu den Klöstern gehörigen Dorfkirchen wieder zu predigen, sich von den Klosterunterthanen wieder huldigen ließ und ihnen den Besuch des katholischen Gottesdienstes in der Klosterkirche verbot. Aber das erregte den Zorn des Kaisers so sehr, daß noch mehr Truppen nach Württemberg gelegt wurden. Auch im übrigen Deutschland war die Hoffnung auf Erhaltung der evangelischen Kirche fast ganz geschwunden in jenem Jahr 1630, bis der Held aus dem Norden, Gustav Adolf von Schweden, als der von Gott gesandte Retter ihr zu Hilfe kam, und durch seinen Siegeslauf in kurzer Zeit alles in eine andere Bahn brachte. Es kam zwar nicht sogleich zu einem Bündnis zwischen Schweden und Württemberg, aber Unterhandlungen mit Maximilian von Bayern hatten infolge der schwedischen Siege die Wirkung, daß im Februar 1632 die feindlichen Truppen und bald darauf die Ordensleute aus Württemberg abzogen. Es war freilich nur eine Windstille vor dem größten Sturm, welcher 1634 infolge der Nördlinger Schlacht über das Land hereinbrach. Ehe wir diese Schreckenszeit beschreiben, kehren wir zu unserem Joh. Val. Andreä zurück, der als Dekan in Calw seit

1620 eine große praktische Wirksamkeit entfaltet und neue Seiten seines reichen Geistes entwickelt hatte, und sehen, wie in seinem Leben die schweren Zeitereignisse sich spiegeln.

Der Abschied von Vaihingen scheint Andreä nicht schwer geworden zu sein, denn er hatte in der dortigen Gemeinde gar wenig gefunden, was ihn in seiner Amtsthätigkeit ermutigte. Nun begleiten wir ihn am 5. März 1620 das Enzthal hinauf bis nach Pforzheim. Dort mündet von Süden her ein Thal ein mit einem etwas größeren Flüßchen, der Nagold. Wir folgen dem klaren, muntern Wasser; das Thal wird enger, die Gegend einsamer, die Berge höher. Wir sehen keine Fruchtfelder mehr, sondern sind rechts und links in dem grünen, vielgewundenen Thal von dunkeln Tannenwäldern umgeben, denn wir befinden uns im Schwarzwald. Nur wenige Ortschaften unterbrechen die Einsamkeit, darunter das Bad Liebenzell mit seiner Burgruine, und das ehrwürdige Benediktinerkloster Hirsau, das damals noch mit seiner schönen romanischen Kirche die Gegend zierte, aber 50 Jahre später durch Ludwigs XIV. Mordbrennerbanden eingeäschert wurde, sodaß jetzt nur noch einige Reste von seiner Herrlichkeit zeugen, und zwischen den Umfassungsmauern eines ehemaligen herzoglichen Jagdschlosses in der Nähe des Klosters eine mächtige Ulme ihren lieblich-grünen Wipfel emporhebt. Das Thal macht noch einmal eine kleine Wendung, am östlichen Bergabhang hört der Wald auf, und vor uns liegt die Stadt Calw, der Sitz eines alten Grafengeschlechts, die aber frühzeitig an Württem-

berg kam und zu Andreäs Zeiten die Hauptħandelsstadt des Landes genannt werden konnte, denn die jetzigen württembergischen Handelsstädte waren freie Reichsstädte. Die Wollmanufaktur war ein einträglicher Industriezweig und brachte die Calwer in Geschäftsverbindungen bis nach Italien. Mehr als 400 Webmeister waren in der Stadt, etwa 1200 Personen, darunter auch manche in der Umgegend, verdienten ihr Brot durch Weben und Spinnen. Der Wollertrag von Württemberg reichte nicht hin für die Calwer Fabrikation. Die Kunstfarben, mit welchen die zahlreichen Färber die gewobenen Stoffe vollends ausrüsteten, wurden aus Frankreich und Spanien bezogen. Einzelne Familien gelangten zu großem Wohlstande, der noch jetzt besteht, aber im ganzen ist die Stadt in unserem Jahrhundert in ihrem Wachstum zurückgeblieben, von der Großindustrie anderer Städte überholt. Für eine äußere Ausdehnung der Stadt in die Breite wäre freilich auch kein Raum zwischen den steilen Bergabhängen, welche den Blick nicht in die Weite schweifen lassen; es müßte noch mehr als im Wupperthal der Thalsohle entlang gebaut werden. Die Bevölkerung war nicht bloß wohlhabend, sondern bei den vielgereisten, feiner gebildeten Kaufleuten fand Andreä auch einen christlichen Sinn, der die Schäden der Zeit erkannte, und eine offene Hand für die Nöten aller Art, von denen man umgeben war.

Den 12. März wurde Andreä von Prälat Rucker aus Hirsau zu seinem Amt eingesegnet. Der Vorgänger hatte 40 Jahre lang dieselbe Stelle bekleidet, und es war manches der Verbesserung bedürftig. Als die Calwer Kaufleute und Tuchmacher die Straßburger Messe besuchten,

begleitete sie Andreä dorthin und benützte die Gelegenheit, unterwegs über die Herstellung besserer Ordnung in kirchlichen Dingen und besserer Sittenzucht zu reden. Über Erwarten günstig nahmen sie seine Vorschläge auf. Auch hatte er an dem Diakonus Erhard Machtolf einen wackeren, gleichgesinnten Kollegen. Inzwischen wurden jene angesehenen Kaufleute von dem Obervogt Jakob Bestlin aus Neid und Schmähsucht des Betrugs und der Münzfälschung angeklagt. Von dem rechtskundigen Dr. Wilhelm Bidembach, welcher die Sache zu untersuchen hatte, erfuhr Andreä die Grundlosigkeit der Beschuldigung und war nun eifrig bemüht, bei der Bürgerschaft den bösen Gerüchten entgegenzutreten; aber er sah, daß er vorsichtig zu Werke gehen müsse.

Das Erste, was er nun in Calw unternahm, war die katechetische Unterweisung der Jugend. Unsere Kinderlehren bestanden damals noch nicht. Nur Katechismuspredigten waren seit der Reformation eingeführt und etwa ein Abhören des auswendig gelernten Katechismus in der Kirche. Andreä erkannte, daß es am Verständnis desselben und an der Anwendung auf das praktische Leben bei der Jugend und bei den Erwachsenen fehlte. Er gab daher im Jahr 1620 katechetische Fragen unter dem Titel: Evangelische Kinderlehre heraus und behandelte dieselben mit den Kindern in der Kirche, nicht ohne daß sich Widerstand gegen diese neue Einrichtung geregt hätte. 1626 besorgte er eine neue Ausgabe von Christoph Vischers Auslegung der Evangelien und Episteln für Kinder, die er von seinem elterlichen Hause her kannte, verkaufte sie um einen ge-

ringen Preis in der Stadt und predigte zwei Jahre lang darüber, so daß Kinder und Erwachsene nach der Kirche zu Hause den Hauptinhalt der Predigt in dem Büchlein nachlesen konnten. So hat Andreä die Unterweisung der Jugend in den christlichen Heilswahrheiten sich angelegen sein lassen und damit ein Werk begonnen, das später von Spener und in Württemberg von Joh. Konr. Zeller weitergeführt worden ist, wie wir sehen werden.

In einem andern Bestreben darf er ebenfalls ein Vorläufer Speners genannt werden, obgleich er es in etwas anderer Gestalt ausführte, als der Urheber der Privaterbauungsstunden: eine Gemeinschaft von wahren, lebendigen Christen herzustellen, war ein Plan, den er sein Leben lang verfolgte. Er hatte dabei nicht nur Einheimische, sondern auch Auswärtige im Auge, mit denen er in beständigem Briefwechsel stand. Schon in Vaihingen hatte er 1617 und 1618 zwei lateinische Schriftchen herausgegeben, in welchen er zu einer Brüderschaft Christi einlud. Der Kreis von christlichen Freunden wurde allmählich so groß, daß er im Jahr 1630 als die Orte, nach welchen er korrespondiere, aufzählt: Paris, Genf, Basel, Straßburg, Heidelberg, Worms, Köln, Lüneburg, Celle, Rostock, Stralsund, Lesna in Polen, Wittenberg, Leipzig, Hildesheim, Jena, Linz, Wien, Augsburg, Nürnberg, Altorf. Man muß sich verwundern, daß in jenen Kriegszeiten und bei den mangelhaften Verbindungen doch ein solcher Briefwechsel möglich war. Nach den Handelsstädten Straßburg, Nürnberg und Augsburg kam er selbst mehrmals, um die dortigen Prediger und andere christliche Freunde zu besuchen. In Straßburg waren namentlich die

Theologen Bernegger, Joh. Schmid und J. G. Dorsch, der Bürgermeister Heller und der Dichter Samuel Gloner mit ihm verbunden, in Nürnberg Joh. Saubert, Pfarrer zu St. Marien, Christoph Leibniz, Diakonus zu St. Sebaldus und die Patrizier Wolfg. Jak. Pömer, Hiob Christoph Kreß, Konrad Baier, Christoph Furer und G. Chr. Volkamer, in Augsburg Andreas Reinhard, der Senior Joh. Konr. Göbel und der Patrizier Philipp Heinhofer. Es war im November 1632, daß er Augsburg besuchte und mit seinen Freunden die Herrlichkeiten der Stadt, das schöne Rathaus und den kostbaren, kunstvollen Schreibtisch betrachtete, welchen die Stadt ihrem Befreier Gustav Adolf zum dankbaren Andenken gestiftet hatte; da wurden sie in dem prächtigen Heinhofer'schen Hause wie von einem Donnerschlage gerührt durch die soeben eingetroffene Nachricht vom Tode des Heldenkönigs, welche die Stadt mit tiefster Trauer erfüllte. Auf dem Rückweg von jener Reise hatte Andreä in Ulm das Mißgeschick, daß sein Pferd mitten auf dem Marktplatz auf dem Glatteis stürzte und er am rechten Knie stark verletzt wurde. Doch konnte er den Senior der Geistlichkeit Ludwig grüßen und in Geislingen seinen Freund Joh. Leonh. Roth, einen Ulmer Patrizier, der dort als Pfarrer angestellt war, besuchen. In Eßlingen traf er seinen österreichischen Freund Hohenfelder von Weidenholz, der in den schweren Verfolgungstagen, welche seit Andreäs Besuch in Oberösterreich über die evangelischen Unterthanen des Kaisers hereingebrochen, nicht wie so mancher seiner Standesgenossen den Mantel nach dem Wind gehängt hatte, sondern seinem evangelisch-lutherischen Glauben treu

geblieben war, alle seine Güter dahinten gelassen und in der Reichsstadt Eßlingen eine neue Heimat gefunden hatte. Auch andere österreichische Flüchtlinge hatte Andreä in jenen Jahren in seiner Heimat wieder gesehen. Es fehlte überhaupt nicht an Gelegenheit, das Wort: herberget gerne! an vertriebenen Glaubensgenossen zu bewähren. Als im September 1630 die Klöster von den Katholiken wieder besetzt wurden, irrten ungefähr 200 Kirchendiener und ebensoviele Schuldiener heimatlos umher. Andreä schrieb ein Schriftchen zum besten derselben: Gespräch zwischen Xenora und Philolea, und fand in seiner Gemeinde eine offene Hand für die Flüchtlinge, aber es fehlte an der Organisation durch die höheren Behörden. Als nach dem ersten Schrecken die Geistlichen wieder wagten in ihre Gemeinden zurückzukehren, konnte auch er die zwei Pfarrer, welche bei ihm Zuflucht gefunden hatten, wieder entlassen. Mit den Mönchen, welche das benachbarte Kloster Hirsau besetzt hatten, stand er, soweit es möglich war, auf gutem Fuß; es waren anständige Leute, ja einer von ihnen, Kaspar Frois, neigte sich zur evangelischen Lehre und flüchtete zu Andreä.

Es läßt sich denken, daß die Aufgabe für die Hausfrau keine geringe war, bei vollem Haus und nicht ebenso voller Kasse für das tägliche Brot zu sorgen, denn es waren auch Kostgänger, namentlich Söhne von österreichischem Adel, dem trefflichen Mann zur Erziehung anvertraut, und ein Basler, M. Matthias Giger, ein Schüler des berühmten Lehrers der hebräischen Sprache Joh. Buxtorf, war durch Unterredungen mit Andreä zu der Überzeugung gekommen, daß die lutherische Lehre die schrift-

gemäße sei; er versah eine Zeit lang die Dienste eines Hauslehrers, so daß von der ersten Zeit in Calw an ungefähr 12 Personen am Tisch des Dekanathauses gespeist wurden. Andreä rühmt, daß seine Frau immer in größter Eintracht, Gehorsam und Genügsamkeit mit ihm zusammengelebt habe. Seit 1620 wohnte, wie wir gehört haben, auch Andreäs Mutter und seine verwitwete Schwester Anna im Hause. Unter den in Calw geborenen Kindern starben mehrere frühzeitig, während ein Schmerzenskind Ehrenreich, geb. 1624, am Leben blieb, schwachsinnig von Geburt an, von dem Andreä sagt: „ein Hauskreuz, vom Himmel herab gegeben und ein Spiegel des unerforschlichen göttlichen Willens, den man immer anbeten muß.“ Dieses Kind brach auch noch 1631 den rechten Oberschenkel. Doch wurde es noch vor den Eltern in die ewige Heimat abgerufen in dem Schreckensjahr 1634, während der zwei Jahre ältere Sohn Gottlieb zu ihrer Freude heranwuchs. Die Gesundheit des Hausvaters, welche 15 Jahre lang stand gehalten hatte, wurde im Jahr 1626 durch ein langwieriges Gliederweh mit heftigen Kopfschmerzen so geschwächt, daß er von da an gegen scharfe Luft empfindlicher war, und 1628 wurde er auf einer Reise in Stuttgart von einem so heftigen Fieber befallen, daß er in einer Sänfte nach Calw getragen werden mußte. Doch segnete Gott eine Kur in dem benachbarten Mineralbad Teinach so, daß er nach einem Vierteljahr wieder gesund war. Immerhin war er von da an nicht mehr so rüstig an Körper und Geist wie früher.

Die „Münzpest“, wie Andreä die Zeit des Hirschguldens nennt, brachte ihm an seinem Vermögen einen

Verlust von ungefähr 800 Gulden, und sie war begleitet von einer wirklichen Seuche, so daß im Jahr 1622 in Calw 233 Personen starben. Die Zahl der Bettler stieg natürlich ins ungeheure, und hier entfaltete der Dekan sein Organisationstalent für Werke, die man heutzutage innere Mission nennt.

Zunächst müssen wir ein Werk nennen, das mit seinem Streben nach christlicher Gemeinschaft zusammenhängt, das aber bereits auch den praktischen Zweck hat, die Not der Zeit zu lindern. Auf jener Reise nach Straßburg mit den Calwer Kaufleuten, bald nach seinem Amtsantritt, als sie in dem Dorfe Scherzheim am Frühstück saßen, hatten die Anwesenden den Entschluß gefaßt, sie wollen zu einer christlichen Gesellschaft zusammentreten, welche „durch Anlegung eines ansehnlichen Kapitals für die Gegenwart die Armen unterstützen, für die Zukunft aber, wenn es möglich wäre, drohende Nöten abwenden und für die Nachkommen besser sorgen, zugleich aber ein Band der Freundschaft festhalten und dem Verfall der Sitten steuern sollte.“ Im folgenden Jahre wurde in Andreäs Gartenhaus der Plan festgestellt. Der wackere Christoph Demmler und Andreä machten den Anfang mit Beisteuern für diesen Zweck, andere folgten nach, und als Andreä den betreffenden Teil seiner Lebensbeschreibung verfaßte, waren bereits 18 000 Gulden beisammen, gewiß für jene Zeit eine ansehnliche Summe. Die Stiftung besteht noch unter dem Namen Färberstift[1]) und hat

[1]) Der Name Färberstift rührt wohl daher, daß die meisten Mitglieder der Zeugfabrikations- und Färberzunft angehörten. Die Stiftung wird noch jetzt von 12 Calwer Bürgern oder Einwohnern

schon manchem wackern Calwer Bürgerssohn die Mittel zum Universitätsstudium verschafft. Die Pflege der christlichen Gemeinschaft unter den Teilnehmern und Verwaltern wird wohl nach dem Tode der Stifter nicht fortgesetzt worden sein; aber es war gewiß ein richtiger Gedanke, daß ein solches Werk der Liebe aus dem Glauben hervorgehen sollte, aus dem freudigen Bekenntnis zu dem Herrn und seiner Kirche, aus dem Kreise einer christlichen Gemeinschaft, die sich nicht der gottlosen Welt gleichstellen wollte, und daß dann ein reicher Segen darauf ruhen werde. Andreä sah mit Freuden die Kapitalien, die er selbst verwaltete, von Jahr zu Jahr wachsen.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß damals eine so große Summe für die Zukunft gesammelt wurde, wenn man hört, wie viele Arme in Calw versorgt werden mußten. Im Jahr 1625, da alle Wege von Bettlern wimmelten, und selbst Bürger alle Scham beiseite setzten, um sich denselben anzuschließen, auch Arbeitsscheue und Lasterhafte fremdes Brot forderten, die Last aber für die wenigen Gebenden immer drückender wurde, sann der unermüdliche Seelsorger auf eine bessere Organisation der Armenpflege, durch welche die wirklich bedürftigen Bürger versorgt und die trägen Heuchler abgewiesen werden konnten. Er brachte es dahin, daß von den Bürgern Beiträge eingesammelt und dadurch die Kinder der Bedürftigen im Spital zweimal des Tags gespeist, den Alten und Kranken zu Hause ein Almosen gereicht und für solche,

verwaltet, hat ein Vermögen von 240 000 Mark und soll nach ihren Statuten Studierende der Theologie, bedürftige Lehrlinge und Handwerker, bedrängte Witwen und Waisen, verlassene Kranke und Vertriebene, wie auch christliche Anstalten unterstützen.

die zur Schule oder zu einem Handwerk tüchtig waren, ein Lehrgeld bezahlt wurde. Das galt also nur für die Bürger. Weiter konnte er damals nicht gehen, weil der Stadtrat auf vernünftige Vorschläge gewöhnlich nicht einging und die Bereitwilligkeit der besser gesinnten Bürger wieder hintertrieb.

Im folgenden Jahr wurde die Teurung noch größer, so daß ganze Scharen nicht nur von einzelnen Bettlern, sondern von Familien, die der Hunger fortgetrieben hatte, auch von evangelischen Flüchtlingen, die ihr Vaterland verlassen mußten, die Häuser der Bürger belagerten. Nun konnte der Dekan mit vieler Mühe es durchsetzen, daß eine Kopfsteuer gesammelt wurde, die nicht nur die Not der Bürger lindern, sondern auch die Fremden mit einem mäßigen Reisegeld weiter befördern sollte. Der Erfolg war so groß, daß vom Jahr 1626 bis 1631, einem außerordentlich fruchtbaren Jahr, wo diese Sammlung aufhörte, mehr als 110000 Arme gespeist, unterstützt und weiterbefördert wurden. Andreä setzt hinzu: „ein nicht zu verwerfendes Beispiel für die Nachwelt, wie viel von einer kleinen Anzahl Bürger geleistet werden kann, wenn alle in christlicher Liebe einig sind und jene bäurische Zähigkeit, welche viele Thüren verschließt, mit unermüdlichem Eifer abzulegen suchen.“ So lag ein wunderbarer Segen in diesen vom rechten Geiste beseelten Bestrebungen, denn sie ruhten nicht auf dem Grunde einer religionslosen Menschenfreundlichkeit, sondern es stand ein Mann an der Spitze, der von der Liebe Christi wirklich durchdrungen war.

Ja, wer sollte es glauben? in dieser schweren Zeit

geht der kunstsinnige Mann an eine Renovation und Ausschmückung der beiden Kirchen in Calw, der Stadtkirche und der Spitalkirche. Erstere hatte zu wenig Raum und unbequeme Sitze. Sie wird so hergestellt, daß sie 1000 Menschen weiter faßt, und überdies mit prächtigen Gemälden von Jakob Spiegler und Leonhard Haag ausgeschmückt, die ungefähr 800 Gulden kosten. Nicht ohne Widerspruch geschah diese Kirchenrestauration im Jahr 1627 und 1628, obgleich die Gemeinde gar nichts daran zu zahlen hatte, sondern die Stadtkirche ganz durch freiwillige Beiträge hergestellt wurde, wobei der hochherzige Christoph Demmler beinahe die Hälfte bezahlte. Die Spitalkirche war bis jetzt gar nicht zu gottesdienstlichen Versammlungen eingerichtet. Ihre Herstellung kostete 4000 Gulden. Dafür wurde ein Kapital aufgenommen, welches die folgende Generation abzahlen sollte.

Hohe Gönner gewann Andreä von Calw aus namentlich in den benachbarten Badeorten Teinach und Liebenzell. Die Herzogin Witwe Ursula Dorothea besuchte 1624 das Bad in Liebenzell und wohnte im Kloster Hirsau. Dorthin ließ sie Andreä mehrmals rufen, und er benützte die Gelegenheit, die Verleumdungen, welche von seinen Gegnern am Hof gegen ihn ausgestreut worden waren, zu widerlegen. Er wurde sehr freundlich von der Herzogin auch später in Stuttgart aufgenommen und reichlich beschenkt. Im folgenden Jahr besuchte das Bad ein Baron Wilhelm Ludwig von Freiberg, Herr von Öpfingen und Staufeneck, der bisher zu der Schwenkfeldschen Sekte gehalten hatte, aber durch Andreäs Unterredungen so für die Kirche gewonnen wurde, daß er sich

ihm völlig anschloß und ihn seinen geistlichen Vater nannte. Auch einen Baron von Franquemont brachte Andreä zum Abfall von der Schwenkfeld'schen Separation und zum entschiedenen Anschluß an die evangelisch-lutherische Kirche. In Teinach besuchte im Jahr 1632 der Markgraf Friedrich von Baden die Heilquelle und fühlte sich als kunstsinniger Fürst von Andreä angezogen, besuchte ihn in seinem Haus, um seine Gemälde zu sehen, und beschied ihn auch in Pforzheim auf sein Schloß, um ihm seine mechanischen Werke zu zeigen. Auch der Herzog Friedrich von Württemberg, der Bruder des regierenden Herzogs, besuchte ihn 1634 auf der Reise nach Frankreich und überbrachte ihm ein prächtiges Gemälde, eine Blume darstellend. Von einem Freiherrn Eberhard von Rappoltstein im Elsaß hatte er ein besonders wertvolles Gemälde bekommen, die Bekehrung Pauli von Holbein, von Senior Imhof in Nürnberg die Jungfrau Maria von Dürer. So war eine Kunstsammlung entstanden, welche allerlei Leute anzog.

Wenn man hört, wie Andreä für seine Kirche Entfrembete gewonnen hat, so sollte man nicht erwarten, daß orthodoxe Lutheraner gegen ihn aufgetreten seien. Aber das geschah in Tübingen, wo damals die Heißsporne Theodor Thumm und Lukas Osiander der Jüngere das Regiment führten in der theologischen Fakultät. Dieselben wußten, während der Krieg wütete und Tausende von Evangelischen um ihres Glaubens willen aus katholischen Ländern flüchten mußten, nichts besseres zu thun, als mit den Gießener Theologen aufs heftigste zu streiten über die Frage, ob Christus auch im Stande der Er-

niedrigung allgegenwärtig gewesen sei oder nicht. Ja Lukas Osiander hielt sich für berufen, als Wächter des wahren Glaubens das reich gesegnete Buch von Joh. Arnd: Das wahre Christentum, welches damals seinen Gang durch die deutschen Länder zum Trost und zur Förderung vieler Christen angetreten hatte, als ein ketzerisches zu verdächtigen in der 1623 erschienenen Schrift: „Theologisches Bedenken und christliche treuherzige Erinnerung, welcher Gestalt J. Arndten genanntes wahres Christentum nach Anleitung des h. Wortes Gottes und der reinen evangelischen Lehre und Bekenntnissen anzusehen und zu achten sei.“ So fromm und bescheiden der Titel klingt, so ist das Buch doch voll Gift und Galle. Weil Arnd die Schriften des mittelalterlichen Mystikers Tauler einführe und empfehle, so mache er sich papistischer Irrtümer schuldig; weil er Gebete von dem Mystiker Weigel aufgenommenn, sei er seiner Ketzerei teilhaftig u. s. f. Wenn Arnd darauf dringt, daß das Wort Gottes in uns müsse lebendig gemacht werden, so sind das Weigel'sche und Schwenkfeld'sche Ketzereien; wenn er gegen eine tote Orthodoxie redet, verachtet er das geistliche Amt. Wenn Arnd (B. I, Kap. 26) sagt: „die Erkenntnis Gottes und Christi muß aus der Erfahrung und Empfindung gehen. Wer kann Christum recht erkennen, der von der Liebe nichts weiß?“ — so entgegnet Osiander: „das ist päpstlich, da man vermeint, der Glaube sollte durch die Liebe formiert werden; so ist es auch das hinterste zuvörderst gekehrt, dieweil wir Christum nicht lieben können, wir haben ihn denn zuvor erkannt.“ — Arnd sagt (B. III,

Kap. 20): „Du kannst den Teufel nicht besser überwinden denn durch Demut.“ Dem entgegnet Osiander: „Behüt Gott, wo kommen doch endlich die Leute hin? Sollen wir mit der Demut den Teufel überwinden? Viel anders redet St. Petrus davon und spricht: Dem Teufel widerstehet fest im Glauben! Noch muß es alles auf taulerisch, päpstisch und mönchisch bei Arndten auf die Demut hinausgehen!“ — In dieser Weise werden alle Ausdrücke Arnds unter das Seciermesser der lutherischen Dogmatik genommen und schließlich die Obrigkeiten daran erinnert, daß durch die Mystik Thomas Münzers vor 100 Jahren unter dem Schein göttlicher innerer Erleuchtung viel Not angerichtet und der leidige Bauernkrieg erweckt worden sei; darum sollen sie wohl aufmerken auf die Wirkungen dieses Buches. — So geistlos war dieser blinde Eiferer geworden, daß er einen Arnd nicht von den Schwarmgeistern der Reformationszeit unterscheiden konnte.

Diese Schrift Osianders erregte die gerechte Entrüstung Andreäs, um so mehr, da Arnd nicht mehr unter den Lebenden weilte. Aber sobald die gelehrten Herren in Tübingen hörten, daß er ihre Ketzerrichterei und Streitsucht mißbillige, wurde er von ihnen bei Hof und bei der Kirchenbehörde und wo man konnte verklagt und verdächtigt. Da schrieb Andreä seinen Theophilus, wohl das gediegenste unter allen seinen Schriftchen, gab ihn aber erst 1649 heraus, weil er fürchtete, er möchte in der Hitze des Streits mehr aufreizen als heilen Wir werden daher später auf dieses Schriftchen zurückkommen.

Weil Andreä der Streittheologie abgeneigt war, wandte sich ein schottischer Prediger namens Duräus, der eine

Vereinigung der getrennten evangelischen Kirchen in dieser schweren Trübsalszeit anstrebte, in einem sehr freundlichen Schreiben an ihn. „Da diese Sache einer gründlicheren Untersuchung bedürfte, sagt er darüber, legte ich sie beiseite, bis mehr Klarheit in den Plan käme, während ich ein aufrichtiges und entschiedenes Streben nach Eintracht unter den Evangelischen mit Freuden begrüßen und einen freundschaftlichen Verkehr durchaus nicht geringschätzen möchte."

In der Gemeinde Calw gab es auch immer neue Kämpfe auszufechten. Das rohe Benehmen der Soldaten, welche das Land durchschwärmten und sich alles erlaubten, machte eine Sittenzucht immer schwieriger, und eine Partei in der Stadt, an deren Spitze ein Johannes Schauber, genannt Freudenhans, stand, suchte alle ernsten Mahnungen des Dekans zu einem einfachen Leben und christlicher Zucht und Ordnung zu verhöhnen, indem sie in dieser schweren Zeit desto ausgelassener lebte, Zechgelage bis tief in die Nacht hinein hielt, große Kleiderpracht entfaltete, der Unzucht fröhnte und um die Kirche sich nicht mehr bekümmerte. Diese Partei gewann im Gemeinderat soviel Boden, daß bei der nächsten Kirchenvisitation starke Klagen über Andreäs Unduldsamkeit neben einem geheuchelten Lob über seine Verdienste von der Gemeindebehörde ausgesprochen wurde. Der Generalsuperintendent rechtfertigte jedoch die Strenge des Dekans; aber der Stadtvorstand nahm immer einzelne unordentliche Personen, gegen welche Andreä Kirchenzucht übte, in Schutz.

Siebentes Kapitel.

Die Schreckenszeit in Württemberg von der Schlacht bei Nördlingen bis zur Rückkehr des Herzogs Eberhard III. (1634–1638). Die Zerstörung von Calw.

Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen furchtbar klein. Das mußte auch Württemberg erfahren, das bis zum Jahr 1634 noch nicht so viel vom Krieg erlitten hatte, wie manche andere deutsche Länder, und wo doch von einer ernsten Umkehr zu Gott wenig zu verspüren war, während Tausende von vertriebenen Protestanten die Gefahr vor Augen stellten, in welcher die ganze evangelische Kirche Deutschlands schwebte, solang die Kaiserkrone bei dem fanatisch katholischen österreichischen Herrscherhause blieb. Wir können es daher dem König Gustav Adolf von Schweden nicht so sehr verargen, daß er nach der deutschen Kaiserkrone strebte, denn ohne ein evangelisches Kaisertum hätten die Protestanten nicht in ihren Besitzstand vor dem Krieg wieder eingesetzt werden können. Die größeren deutschen Fürsten aber, welche sich zum Protestantismus bekannten, Sachsen, Brandenburg, Pfalz, waren unter sich so uneinig gewesen und hatten sich zum Teil so eigennützig benommen, daß keiner von ihnen als deutscher Kaiser sich hätte behaupten können. Eine stramme Einheit, welche den deutschen Protestanten notthat, hätte nur der Schwedenkönig schaffen können. Ob sie ohne weiteres Blutvergießen zu stande gekommen wäre, ist eine andere Frage. Aber Deutschland wäre dabei nicht eine Provinz von Schweden geworden, sondern wohl eher das um-

gekehrte. Doch in Gottes Rat war es anders beschlossen. Die Sichtungszeit für den deutschen Protestantismus war noch nicht vorüber, und die evangelische Kirche sollte es erfahren, daß der Herr erst erhört, wenn man aus der Tiefe zu ihm ruft, und daß er noch helfen kann, wenn der weltliche Arm zerbrochen ist, aber auch, daß die ganze Verbindung der Politik mit der Kirche auf Jahrhunderte hinaus ihre schweren Folgen haben kann.

Gustav Adolf wollte seine Macht in Deutschland hauptsächlich auf die vier oberdeutschen Kreise stützen, wo die noch immer verhältnismäßig wohlhabenden Reichsstädte zahlreicher, die Fürsten weniger einflußreich waren. Diese Politik wurde auch nach dem Tode des Heldenkönigs von dem schwedischen Kanzler Oxenstierna beobachtet. Eine Zeit lang waren die schwedischen Waffen noch immer siegreich. Aber es mischte sich bereits auch eine andere fremde Macht stärker in den deutschen Krieg ein, um die Protestanten zu unterstützen, der es nicht wirklich um die Religionsfreiheit, sondern nur um die Schwächung Deutschlands zu thun war, nämlich Frankreich. Unter der Beihilfe des französischen Gesandten kam 1633 das Bündnis von Heilbronn zwischen den Schweden und den oberdeutschen Kreisen zu stande, durch welches auch Württemberg aus seiner Neutralität heraustrat. Es hatte 4000 Mann zu dem Heere zu stellen, welches unter Bernhard von Weimar und Horn am 6. und 7. Sept. 1634 in der blutigen Schlacht von Nördlingen eine völlige Niederlage erlitt. Nun eilte das Heer des Rheingrafen Otto Ludwig, das vom Oberrhein her zu spät nach Nördlingen gekommen war, um die Schweden zu unterstützen,

in wilder Flucht durch Württemberg dem Rheine zu. Herzog Eberhard III., welcher 1633 die Regieruug übernommen hatte, floh ebenfalls mit dem ganzen Hof, mit einem Teil des Kanzleipersonals und mit einer großen Menschenmenge aus allen Ständen nach Straßburg, ohne seinen Räten einen Verhaltungsbefehl zu hinterlassen. So herrschte die größte Verwirrung im Lande, als die kaiserlichen und bayerischen Scharen unter Johann von Wert sich über dasselbe ergossen. Was in der langen Kriegszeit noch stehen geblieben war, wurde jetzt niedergetreten und die schändlichsten Grausamkeiten aller Art verübt. Kaum blieben Stuttgart und Tübingen verschont; von den kleineren Städten wurden mehrere gänzlich zerstört. In Waiblingen blieben von 2000 Einwohnern keine 200 übrig. Ein Teil der Weiber und Kinder ertrank auf der Flucht in der Rems; viele, die das Schwert nicht getroffen hatte, fanden in den Flammen ihren Tod oder wurden sie in die Niederlande geführt. Auch Schorndorf wurde zerstört; in Sindelfingen wurde unter anderem ein Bürgerweib auf dem Markte lebendig gebraten. Von Nürtingen wird erzählt, daß ein Pfarrer von Owen, Namens Georg Wölflin, sich dorthin geflüchtet und in der Kirche sich, die Bibel in der Hand, auf seinen Tod vorbereitet habe. Ein spanischer Soldat habe daselbst mit solcher Wut ihn durchbohrt, daß das Schwert auch noch durch die Bibel hindurchgedrungen und die Stelle 2 Tim. 4,7 (Ich habe einen guten Kampf gekämpfet ꝛc.) mit dem Blute des Pfarrers bezeichnet worden sei.

Zu den Berichterstattern über diese Schreckenszeit gehört auch Andreä, denn Calw gehörte zu den beson-

ders schwer heimgesuchten Städten, und er hat die Jammerszenen in einem eigenen lateinischen Büchlein beschrieben unter dem Titel: Calwer Klagelieder (Threni Calvenses), das später seiner Selbstbiographie einverleibt wurde. Er sagt, die Stadt hätte noch gerettet oder das Unglück wenigstens gemildert werden können, wenn der Stadtvorstand, der Obervogt Andler, Geistesgegenwart gehabt hätte. Aber er fuhr in seiner Prahlerei fort, in der Meinung, er könne den Feind bezwingen wie den unbequemen Pfarrer, und das leichtsinnige Leben hörte nicht auf, als schon die Nachricht von der Flucht des Hofes nach Calw gedrungen war. Am 20. Sept. hieß es in Calw, Stuttgart sei geplündert und die Prediger daselbst aufs grausamste mißhandelt worden. Andreä hatte bis jetzt nicht an eine Flucht gedacht, hatte sie vielmehr auch seinen Freunden widerraten, in der Meinung, Leute, die keinen Widerstand leisten, sondern sich ergeben und um Schonung bitten, werden unter Christen nicht grausam behandelt. Nun aber war es ihm bange, und er wollte doch seine Familie in Sicherheit bringen nach Neuweiler, einem Dorf auf der Höhe des Schwarzwaldes, vier Stunden von Calw entfernt, zu dem ihm treu ergebenen Pfarrer Jeremias Rebstock. So zog er aus mit seiner Frau und seinen Kindern, begleitet von einem Prälat Oesterlen von Anhausen und dessen Gattin, die auf ihrer Flucht schon so weit gekommen waren, nur mit dem notwendigsten Reisegepäck beladen. In Neuweiler angekommen beriet er sich mit dem Obervogt von Altensteig, Baron von Franquemont, wo man am ehesten eine Zuflucht finden könnte. Allein es hieß, die Wege seien alle besetzt, man müsse an

ganz einsame, unzugängliche Orte sich flüchten. So brachten sie einen Teil der Nacht auf einem Berge zu, wo sie bereits verschiedene Feuersbrünste sahen, ohne die Ortschaften genau bestimmen zu können; gegen Tagesanbruch verbargen sie sich in einem dichten, abschüssigen Wald und blieben dort auch den folgenden Tag, während der treue Pfarrer ihnen Speise in ihren Versteck sandte. In der folgenden Nacht erschien am Himmel eine Röte von einer ungeheuren Feuerflamme, und bei Tagesanbruch waren sie nicht mehr im Zweifel darüber, daß ihr geliebtes Calw in Asche gesunken war. Es wurde dies bestätigt durch deutsche und französische Reiter, die des Wegs kamen. Der Kommandant der württembergischen Truppen in jener Gegend, Oberst von Gültlingen, dem sich eine große Menge von Calwer Flüchtlingen angeschlossen, hatte sich über den nördlicheren Teil des Schwarzwalds gegen Neuenbürg geflüchtet, wurde aber dort vom Feinde eingeholt, der nun große Beute machte. Das Schicksal der Stadt selbst erfuhr Andreä später durch den Präzeptor Lutz, der bis zum Brande geblieben war.

Der Kommandant der bayrischen Truppen Johann von Wert erschien vor den Thoren der Stadt und wütete sogleich mit dem Schwert gegen alles, was ihm in den Weg kam. Die Truppen durften nach Herzenslust plündern und alle Greuel verüben. Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand wurde verschont. Am ersten Tag fanden sie bereits eine große Menge Silber und Gold, gemünztes und bearbeitetes, und ließen sich von den Bürgern großartige Mahlzeiten auftragen. Am folgenden Tag wurden die Leute gefoltert und auf alle Weise, namentlich durch

den sogenannten Schwedentrunk, zur Herausgabe von vergrabenen oder sonst verborgenen Schätzen genötigt. Sie wurden auf den Boden geworfen, ihnen der Mund aufgerissen und das Abscheulichste eingegossen. Diesen Trunk sollen die Schweden, d. h. nicht die Soldaten Gustav Adolfs, sondern das Gesindel, welches sich nach Gustav Adolfs Tod auch dem schwedischen Heer angeschlossen, erfunden haben; aber wir sehen, daß die Soldaten des kaiserlichen Heeres dieses abscheuliche Mittel auch nicht verschmähten. Der Vogt Andler, der Bürgermeister Kleinbub, der Stadtschreiber Heß, der Gemeinderat Dörtenbach und noch mehrere angesehene Bürger wurden gefangen genommen und konnten nur durch großes Lösegeld und Verlust ihrer ganzen Habe wieder frei werden. Der treue Freund Andreäs, Christoph Demmler, entkam durch Gottes gnädige Bewahrung mitten durch die Feinde hindurch und konnte von ihnen nirgends aufgefunden werden. Auch sonst entfloh immerhin noch eine schöne Anzahl. Auf den schrecklichen Tag folgte eine fürchterliche Nacht. Nicht nur daß die schändlichsten Unzuchtssünden selbst an Unmündigen verübt wurden: um Mitternacht wurde die Stadt in und außerhalb der Mauern an verschiedenen Orten angezündet, Wachen ausgestellt und die Thore verschlossen, damit niemand entfliehen könnte, obgleich Johann von Wert versprochen hatte, wenn die Calwer 6000 Gulden zahlen, sollte die Stadt nicht eingeäschert werden, und die Bürger auch zu diesem Opfer bereit waren. So wollten die Kroaten besonders, die mit der Beute noch nicht zufrieden waren, alles auf einem Scheiterhaufen braten. Doch Gott erhörte das Flehen vieler Unglücklichen, und nur wenige

fanden in den Flammen ihren Tod; mehr als man erwartet hatte, kamen an Stricken oder auf andere Weise über die Stadtmauer hinab, und der waldige Bergabhang, der sich bis auf die Westseite der Stadt erstreckt, verbarg sie den Blicken der Feinde und machte eine Verfolgung durch Reiterei unmöglich. Immerhin waren manche nur auf wunderbare Weise mitten durch die Säbelhiebe und den Kugelregen hindurch entkommen. Einzelne erlagen auch noch ihren Wunden. Man zählte ungefähr 83 Tote außer denen, die verbrannt waren, und 200 Verwundete.

Eines armen frommen Mannes Namens Kaspar Nikolans gedenkt Andreä besonders, der die Armensteuer einzusammeln und die Knaben in der Kirche zu beaufsichtigen hatte und seine Ämtlein mit der Sorgfalt eines Paulus und der Strenge eines Cato verwaltete. Als er in die Hände der grausamen Soldaten fiel, fragten sie ihn, ob er zu den schwedischen Schuften gehöre. Er antwortete, er sei ein Christ und halte es mit den Schweden. Dafür bekam er heftige Schläge, ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern bekannte, er wolle als Schwedenfreund leben und sterben. Am ganzen Körper hatte er Wunden bekommen, doch keine tödlichen, dann wurde er ins Feuer geworfen und bekannte, so lange die Zunge sich bewegen konnte, das christliche Glaubensbekenntnis, erklärte auch, er glaube gewiß, daß er mit dem Schwedenkönig im Himmel zusammentreffen werde. So starb er den Märtyrertod für seinen evangelischen Glauben und hinterließ drei unmündige Waisen. Unter den zu Tode Gemarterten befanden sich auch einzelne alte, ehrwürdige Leute, wie der über 80 Jahre alte ehemalige Gerichtsbeisitzer Markus

Zeschlin, der hochbetagte Gerichtsbeisitzer Martin Ziegler, die 90jährige Witwe des Bürgermeisters (Gemeindepflegers) Büchsenstein. Auch den leichtsinnigen Joh. Schauber, genannt Freudenhaus, ereilte das göttliche Strafgericht. Er wurde von den Kroaten geröstet und mußte unter furchtbaren Schmerzen sein Leben aushauchen.

Bei Tagesanbruch machte der Feind Jagd auf die Flüchtlinge, aber es gelang denselben, auch Weibern und Kindern, über Stellen, die sonst kaum von den Hirschen überwunden werden, glücklich wegzusetzen, so daß niemand gefangen genommen wurde. Vor der Zerstörung hatte Calw 3821 Einwohner, und es erschien als ein wunderbarer göttlicher Schutz, wie nachher doch die große Mehrzahl sich wieder einfand.

Ein Beispiel von der menschenfreundlicheren Gesinnung eines feindlichen Rittmeisters erzählt Andreä. Einige Weiber mit kleinen Kindern gerieten auf ihrem Fluchtversuch in eine Reiterschar, fielen vor dem Rittmeister auf die Knie, hoben ihre nackten Kinder hinauf und flehten um Gnade. Der Rittmeister ließ sich erbitten, aber nicht ebenso seine Soldaten, die sich angeschickt hatten, die Unglücklichen niederzurennen. Der Rittmeister aber schob sie beiseite und gab ihnen sogar ein Almosen. Darüber waren die Soldaten so empört, daß sie ihren Befehlshaber einen Gönner und Genossen der Rebellen nannten und seine Bestrafung mit dem Tode forderten. Doch kam gerade ein Befehl, der diese Abteilung anderswohin rief; der Sturm ging vorüber und die Weiber waren gerettet. Jene unmenschlichen Soldaten aber kamen bald darauf bei Heidelberg alle ums Leben.

Sehen wir uns wieder nach Andreä um, so haben

von seiner Herde mehr, als für die Sicherheit wünschenswert war, sich bei ihm eingestellt. Über 200 Personen irrten mit ihm über die Höhen und Klüfte des Schwarzwaldes wie ein Ameisenschwarm. Nachdem sie von der Zerstörung der Stadt gehört hatten, gingen sie von Neuweiler westlich nach Aichelberg. Während sie dort über die Verteilung der Schlupfwinkel berieten, wurden sie dem Feinde verraten. Ein wohlhabender Einwohner mußte es büßen, daß er ihnen Schutz gewährt: er wurde schändlich gequält und mit seinem Hause verbrannt. Die Flüchtlinge waren eine Viertelstunde vor der Ankunft der Feinde mit Sturmeseile abgezogen und kamen in finstrer Nacht 3 Meilen weit nach Gerspach, sagt Andreä. Es ist wahrscheinlich nicht Gernsbach gemeint, das weiter von Aichelberg entfernt wäre, sondern Gausbach, weiter oben im Murgthal, bei Forbach. Dort erschracken die Bewohner, in der Meinung, es kommen Feinde, und wurden unwillig über die fremden Gäste. Man hörte einen rufen, man sollte die Calwer Hunde mit Spießruten zusammenhauen. Doch ein Krämer Johannes Groß, ein Katholik, nahm sich so freundlich der Unglücklichen an, daß er sie zwei Tage beherbergte. Allein die Soldaten drangen auch in jene Gegend vor und verwüsteten alles Land in der Nähe. So waren sie beinahe eingeschlossen und zogen sich deswegen abermals in die Wälder und Felsklüfte zurück, indem sie sich in kleinere Häuflein verteilten. Andreä verbarg sich mit seinem Neffen und seinem Sohn Gottlieb in einer Feldscheune im Lauterbachthal und konnte diesmal ruhig schlafen. In der folgenden Nacht schlief er in einer andern Scheune. Am dritten Tag wurden die Flücht-

linge nach dem Dorf gelockt und wären beinahe dem Feind in die Hände gefallen, denn Jäger, welche die Waldpfade kannten, hatten sich zu Führern hergegeben und suchten mit ihren Hunden die Spuren der Unglücklichen auf. Doch Andreä bemerkte es bei Zeiten und kehrte in der folgenden Nacht zu seinem Freund Rebstock zurück. Er traf denselben nicht in Neuweiler, sondern in dem Filial Hofstett, wohin er sich geflüchtet hatte. Dort war auch Andreäs unglückliches Kind Ehrenreich, das unter den Strapazen der Flucht so gelitten hatte, daß es am 30. Sept. von seinem jammervollen Dasein durch Gottes Gnade erlöst wurde. Der Vater war nicht mehr beim Sterben, denn Briefe der Freunde riefen ihn nach Calw zurück. Es war nicht das erste Mal, daß er eine zerstörte Stadt sah, aber er schauderte bei dem Anblick, und viele Gedanken bewegten seine Seele, die er jetzt nicht aussprechen konnte. Nicht vergeblich hatte er das Strafgericht geweissagt, unter welchem er jetzt selbst mitleiden mußte. Die arme Herde kam unter den rauchenden Trümmern ihm entgegen in freudiger Bewegung über die glückliche Rückkehr des Hirten, für dessen Leben man sehr besorgt gewesen. Sie umarmten einander; nur diejenigen waren zurückhaltend, welche mit bösem Gewissen auf das Hereinbrechen des Unglücks zurücksehen mußten. Schon zwei Tage vorher war der Diakonus Zacharias Greins zurückgekehrt, der ebenfalls zur rechten Zeit geflohen und unterwegs etlichemal mit Andreä zusammengetroffen war. Nun wurden Morgen- und Abendgebete gehalten in einer noch übrig gebliebenen Kapelle, welche durch die Freigebigkeit der Familien Dörtenbach und Walter 1627

renoviert worden war, während die Stadtkirche, die kleinere Gottesackerkirche und etwa 450 Häuser in Asche lagen, darunter auch das Rathaus, das Oberamt, die Pfarrhäuser, die Schulen, die Apotheke. Andreä bedauerte namentlich den Verlust seiner wertvollen Manuskriptensammlung, die zum Teil von seinem Vater und Großvater herrührte und von ihm sorgfältig geordnet und ergänzt worden war, sodann seiner Gemäldesammlung, welche Kunstwerke von Dürer, Kranach, Holbein u. a. enthielt. Auch mathematische Instrumente und allerlei Merkwürdigkeiten hatte der eifrige Sammler besessen. Alles war jetzt dahin und sein Vermögen im Betrag von mehr als 4000 Gulden verloren. Nur seine nicht unbedeutende Bibliothek war in einem Gewölbe unter der Kirche gerettet worden. Er mußte sich recht vorhalten, wie Christen alles Irdische willig drangeben sollen.

Kaum waren die Flüchtlinge in die zerstörte Stadt zurückgekehrt, so sprengte eine feindliche Reiterschar mit einem Quartiermeister heran und verlangte sofortige Bezahlung der 6000 Gulden, welche für die Verschonung der Stadt verabredet waren; es sei ihm leid, daß sie zu Grunde gegangen sei; es könne das an der Verabredung nichts ändern, vielleicht sei durch Unvorsichtigkeit seitens der Soldaten, oder wahrscheinlicher durch die Bürger selbst in der Verzweiflung Feuer eingelegt worden. Das verursachte natürlich eine neue Bestürzung, und die Soldaten traten so drohend auf, daß die Bürger gleichsam ihren letzten Blutstropfen hergaben, indem sie noch ungefähr 1000 Gulden zusammenbrachten und die ganze Summe auf 4000 Gulden verabredeten, wovon das Übrige in

Frankfurt zu bezahlen wäre. Die Bevölkerung war ganz zerschlagen; Erwachsene und Kinder starben in Menge infolge der mangelhaften Ernährung und aller Schrecknisse, welche immer wiederkehrten, solang die Feinde in der Gegend waren. Es war merkwürdig, wie einzelne zügellose Gemeindeglieder, welche dem treuen Seelsorger viel Herzeleid bereitet hatten, durch Gottes Gericht ganz besonders gestraft wurden. Aber trotzdem gab es noch manche widerstrebende Geister.

Während allen Beamten eine Wohnung angewiesen wurde, sorgte der Stadtvorstand nicht für den Dekan. Dieser mußte selbst für sich sorgen und baute sich, nachdem er den Winter in einer Mietwohnung zugebracht, im folgenden Frühjahr ein Hüttlein für seine Familie. Ein Barbier trat auch jetzt wieder mit Verleumdungen gegen ihn auf, aber der bessere Teil der Bürger ließ sich dadurch nicht beirren. Inzwischen wütete die Pest immer furchtbarer; in 3 Monaten starben 400 Personen, während sonst die Sterblichkeit in einem Jahr ungefähr 100 betrug. Zur Erquickung der Kranken konnte sehr wenig geschehen, da die meisten Leute fast alle ihre Habe verloren hatten, und die Nachbargemeinden härter waren als Stein.

So brachte Andreä das Jahr 1635 zu in seinem Häuschen vor der Stadt, ohne Einkommen, unter drückendem Mangel, ohne Zuspruch von seinen Freunden, selbst des erquickenden Briefwechsels mit ihnen beraubt, da die Gegend zu unsicher war, von feindlicher Einquartierung geplagt, von nichtswürdigen Menschen aus seiner eigenen Gemeinde verfolgt, von Kranken und Toten umgeben,

welche die Pest haufenweise dahinraffte. Dennoch war er unermüdlich thätig, das vielgestaltige Elend zu lindern, das ihn umgab. Er verwendete sich bei den feindlichen Befehlshabern um Schonung der unglücklichen Stadt, schaffte den Kranken Nahrung, Arznei und Betten, sorgte für das Unterkommen der vielen verwaisten Kinder; er erinnerte die Obrigkeit an ihre Pflicht und strafte mit heiligem Ernst die eingerissenen Sünden. So hatte er die Freude, nach und nach wieder einige Ordnung herstellen zu können. Seine Stiftung wurde erhalten und bewährte in dieser schweren Zeit besonders ihre wohlthätige Wirkung. Aber unter dieser aufreibenden Thätigkeit war er frühzeitig alt geworden, und sein sonst so heiterer Geist bekam eine schwermütige, wir möchten fast sagen, pessimistische Richtung, so daß er das Gute, das noch da war, kaum bemerkte über der bösen Macht, die sich ihm entgegenstellte. Immerhin warf er die Flinte nicht ins Korn, um sich trübseligen Gedanken hinzugeben, sondern arbeitete Tag für Tag mit unermüdeter Treue in seinem schweren Beruf. Er sagt selbst, er habe eine Geistesstärke bekommen, die er nicht aus der Schule der stoischen Philosophen geschöpft, sondern aus der Betrachtung der Eitelkeit der Welt und aus dem Einblick in das vollkommene Leben Christi. Luthers Erklärung des Predigers Salomo habe ihm dafür besondere Dienste gethan. Durch tägliche Übung habe er sich diesen Sinn immer mehr angeeignet, und Gott selbst habe ihn durch ein unbeschreibliches Gefühl des Friedens versiegelt.

Zu dem Jammer, der ihn umgab, kamen in jenem schweren Jahr 1635 auch betrübende Nachrichten von aus-

wärts. Auch seine Vaterstadt Herrenberg war abgebrannt am 19. Juli, ob zufällig oder durch Brandstiftung, wurde nicht ermittelt, und sein Freund Heinlin erlitt dabei schwere Verluste. Todesnachrichten von Verwandten, von seiner verwitweten Schwester Anna, einer Tochter und einem hoffnungsvollen Sohn derselben, von zwei Schwägern, einer Schwägerin und einem andern Neffen, von einer treuen Wohlthäterin der Andreä'schen Familie, die in Reichtum und Ansehen stand, Agnes Varenbüler, geb. Grüninger, sowie von innig verbundenen Freunden erfüllten sein Herz mit Betrübnis. Unter letzteren war Daniel Hitzler, der uns auf Andreäs österreichischen Reisen als Prediger in Linz begegnet ist. Derselbe war 1576 in Heidenheim geboren, von 1600 bis 1610 in württembergischen Kirchendiensten gestanden, in Waiblingen, Freudenstadt und Güglingen. Dann beriefen ihn die oberösterreichischen Stände zum ersten Geistlichen und Vorsteher der lutherischen Erziehungsanstalt in Linz. Daselbst hatte er durch die Feindschaft der Jesuiten viel zu leiden. Zunächst belauschten sie seine Predigten, schrieben dieselben nach und veröffentlichten sie verfälscht, um einen Gegenstand für ihre Angriffe zu haben. Als sie damit nichts ausrichteten, suchte Kardinal Clesel, der unter Kaiser Matthias eigentlich das Land regierte, ihn zu vergiften. Da auch dies nicht gelang, und ebensowenig die auf der Straße gegen ihn abgeschossenen Kugeln ihn trafen, beschuldigten sie ihn der Verbindung mit den Aufständischen in Böhmen, während er, wie wir gehört haben, den Neigungen einzelner Geschlechter zum Calvinismus und zum Anschluß an Böhmen aufs entschiedenste entgegen-

getreten war. So wurde Hitzler 1621 ins Gefängnis geworfen und erst nach 30 Wochen auf mehrfache Verwendung der Provinzialstände wieder entlassen. Aber er mußte mit allen evangelischen Predigern und Schullehrern Österreich räumen. Er bekam nun wieder in Württemberg eine Anstellung als Dekan in Kirchheim, später als Prälat in Bebenhausen und 1632 als Probst in Stuttgart. 1634 entfloh er mit dem Herzog nach Straßburg, wo er 1635 starb. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, verstand sich namentlich auf Musik und Mathematik. Er korrespondierte mit Andreä unter anderem über die Hebung des Kirchengesangs und schickte ihm schöne Melodien zu, welche Andreä 1634 in einer Sammlung von vierstimmigen Liedern drucken ließ. Aber bei der Zerstörung von Calw verbrannten alle Exemplare. — Daß Hitzler in Linz den berühmten Astronomen Kepler nicht zum Abendmahl zugelassen hat, weil derselbe die lutherische Abendmahlslehre bekämpfte, ist ihm schon zum Vorwurf gemacht worden. Allein wir müssen, abgesehen von der damaligen Stellung der Konfessionen, auch die politische Lage der Lutheraner in Österreich ins Auge fassen. Die Reformierten waren in Österreich nicht anerkannt, und wenn nun auch Kepler ein dem lutherischen sich annäherndes Glaubensbekenntnis abgelegt hätte, so mußten die Lutheraner äußerst vorsichtig sein, um den Jesuiten keine Handhabe zu geben. Allerdings hat sie diese vorsichtige Abschließung von den Reformierten nichts genützt, denn die katholische Partei achtete das Recht der Lutheraner nur solang, als sie keine Macht hatte, den lutherischen Adel zu unterdrücken. Sie erkannte richtig, daß Lutheraner

und Reformierte doch zusammen gehören, als Zeugen des göttlichen Wortes gegenüber der römischen Menschenknechtschaft und Abgötterei. Daß die Evangelischen selbst ihre Zusammengehörigkeit gegenüber der römischen Kirche, trotz der Lehrunterschiede im einzelnen, nicht erkannt haben, werden wir als ein Verhängnis, als eine göttliche Strafe für den Verfall des christlichen Lebens in der evangelischen Kirche ansehen müssen. So sind sie geblendet durch ihre große Zahl nicht gemeinsam, sondern ein Land um das andere, in den dreißigjährigen Krieg hineingezogen worden; sie haben die Macht des Katholizismus über Menschen, die sich nicht bekehren wollen, sondern mit etlichen guten Werken ihre Sündenschulden abzahlen möchten, unterschätzt. Sie haben nicht erwartet, daß es dem Feind möglich wäre, ihnen soviel Boden abzugewinnen. Aber so ist es geschehen, da die Leute schliefen. Der Erfolg Ferdinands II. in Österreich in Ausrottung des Protestantismus ermutigte gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts den mächtigen König Ludwig XIV. in Frankreich dasselbe zu thun, und andere Mächte suchten auf demselben Weg ihre politische Einheit zu festigen. Österreich hat 1866, Frankreich 1793 und 1870 erfahren, daß der Herr die Sünden der Väter heimsucht an Kindeskindern, und daß die ausschließliche Herrschaft des Katholizismus ein zweifelhaftes Glück für die Völker ist.

Das Schicksal der österreichischen Protestanten drohte von 1634 an auch den württembergischen, denn nach der Flucht des Herzogs hatte der Kaiser nicht nur sämtliche Klöster wieder mit Mönchen oder Nonnen besetzt, sondern auch mehrere Landesteile ab-

gerissen und an katholische Fürsten vergeben, welche katholische Geistliche einsetzten und die evangelischen vertrieben. Die Herrschaft Heidenheim hatte der Kurfürst von Bayern an sich gerissen; Blaubeuren, Göppingen und Hohenstaufen hatte die Erzherzogin Claudia bekommen. In Balingen, Ebingen, Rosenfeld und Tuttlingen, das dem Hofkriegsratspräsidenten Schlick zugeteilt wurde, sollte wenigstens durch gemischte Ehen mit katholischer Kindererziehung von der evangelischen Kirche so viel als möglich abgebröckelt werden. In Möckmühl, das der Bischof von Wien, und in Neuenstadt und Weinsberg, das Graf Trautmannsdorf bekommen hatte, war wenig Hoffnung auf Erhaltung des evangelischen Bekenntnisses vorhanden. Die Stiftskirchen in Stuttgart, Tübingen, Herrenberg und Backnang rissen die Jesuiten an sich, ja sogar 2 Konsistorialratsstellen kamen in ihre Hände, und auch die Kanzlerstelle in Tübingen wollten sie für sich in Anspruch nehmen.

So schien die Ausrottung des Protestantismus, welche in Österreich so rasch gelungen war, auch in Württemberg nahe bevorzustehen. Denn es kehrten hier bereits einzelne angesehene Leute in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück, um dem Volk ein gutes Beispiel zu geben. Darunter war von Freunden Andreäs nicht nur der Baron von Franquemont, den er vom Schwenkfeldianismus geheilt, der aber immer ein unklarer Mensch blieb, sondern der allerschmerzlichste Fall war für ihn und für das ganze Land der Übertritt des Professors der Rechte Christoph Besold, der für einen frommen Mann galt, und dem

Andreä seit seiner Studienzeit unendlich viel verdankte, mit dem er noch von Vaihingen aus so verbunden war, daß in der geistlichen Kurzweil mehrere Gedichte für ihn und seine Frau gedichtet sind, und das ganze Büchlein der Frau gewidmet ist. Christoph Besold ward geboren in Tübingen 1577, bekleidete seit 1610 seine Professur und hatte sich als Jurist wie als Geschichtsforscher einen ausgebreiteten Ruhm erworben. Andreä beschreibt ihn als einen Mann von ruhigem Gemüt, mit dem man gern verkehrte. Er sprach wenig, haßte und verspottete die Aufgeblasenheit, war ungeheuer belesen und gelehrt und kannte acht Sprachen. Eine besondere Vorliebe hatte er für mystische und theosophische Schriften. Arnds wahres Christentum schätzte er sehr hoch und hat ohne Zweifel in dieser Beziehung einen guten Einfluß auf Andreä ausgeübt, aber er blieb immer mehr bei den vorreformatorischen Mystikern stehen. Seiner Frömmigkeit fehlte der männliche, kräftige, praktische Sinn eines Andreä. Als ihm die Streittheologie eines Lukas Osiander und Theodor Thumm zum Ekel wurde, suchte er nicht für die Herstellung besserer Zustände in der Kirche zu wirken, sondern zog sich zurück, und seine Frömmigkeit nahm einen katholischen Charakter an. Durch ein vertrautes Verhältnis mit dem Prior des Karmeliterklosters in Rottenburg wurde er schon 1626 des Katholizismus verdächtig. Er bekannte sich jedoch noch 1628 feierlich zur Konkordienformel, während er heimlich bereits für den Katholizismus Partei genommen hatte. Den Ausschlag zum Übertritt gab 1629 ein Gelübde bei einem Aufenthalt in Scheer. Da sah er die Andacht des katholischen Volkes bei der

Verehrung der Reliquien der Heiligen Wunibald und Willibald. Wie von höherer Gewalt ergriffen, that er hier das feierliche Gelübde, wenn er innerhalb eines Jahres ein Kind bekomme (er lebte nämlich seit 24 Jahren in einer kinderlosen Ehe), so wolle er katholisch werden. Wirklich wurde ihm eine Tochter geboren, und dieselbe wurde bald darauf ebenfalls durch die Anrufung der beiden Heiligen aus großer Lebensgefahr gerettet. So trat Besold 1630 in einem Kloster zu Heilbronn zur katholischen Kirche über und nahm nun bereits Jesuitentaktik an, indem er seinen Übertritt verheimlichte und in seiner Stelle blieb, bis 1634 das Unglück über sein Vaterland hereinbrach. Jetzt stellte er sich der österreichischen Regierung zur Verfügung, wurde Regimentsrat und berichtete dem Kaiser über die Verfehlungen des württembergischen Hofs, der ihm sehr viele Wohlthaten erwiesen hatte, aufs gehässigste, entwendete Urkunden aus dem Staatsarchiv in bezug auf die Reformation, und schrieb mehrere Schriften, um zu beweisen, daß die württembergischen Klöster reichsunmittelbar gewesen seien, also die Herzoge kein Reformationsrecht über dieselbe gehabt haben. Man konnte ihm keine Urkundenfälschung nachweisen, aber der Jurist Wilhelm Bidembach, ebenfalls ein Freund Andreäs, widerlegte Besolds Beweisführung mit dem Nachweis, daß die Prälaten schon vor der Reformation unter den württembergischen Landständen ihren Sitz gehabt und die württembergischen Grafen als ihre Herren anerkannt haben. Besold hatte übrigens dem Kaiser mit seinen Schriften keinen so großen Dienst erwiesen, denn nach dem Prager Vertrag hatte Österreich beim Aussterben des württem-

bergischen Mannsstamms Anwartschaft auf das Herzogtum. Wären nun die Klöster für unabhängig erklärt worden, so hätte auch Österreich sie nicht bekommen. Ebensowenig waren die Jesuiten mit Besold zufrieden, denn für sie hatte er keine Urkunden aufzuweisen. Österreich ließ ihn 1637 gerne ziehen, als er mit dem Titel eines kurbayrischen Rats nach Ingolstadt berufen wurde. Vom Papst erhielt er im folgenden Jahr einen glänzenden Ruf nach Bologna; aber er starb, ehe er demselben folgen konnte 1638. Auf dem Totenbett soll er ausgerufen haben: „Sterben ist doch ein hartes Kraut! Ist es denn an dem?“ — Andreä sagt von ihm, in religiösen Dingen sei er nie männlich fest hingestanden, sondern habe sich von allerlei Ansichten herumtreiben lassen. Da es ihm an Wachsamkeit und Nüchternheit fehlte, geriet er in Netze, aus welchen er nicht mehr herauskam, und das unlautere Wesen gewann in ihm die Oberhand. Aber es war ein schwerer Schlag für die Evangelischen und namentlich für Andreä, einen solchen Mann, an dem man lange Zeit hinaufgeschaut hatte als an einem Muster von evangelischer Frömmigkeit, in diese Unlauterkeit verfallen und zuletzt zum Feind übergehen zu sehen.

Besolds Übertritt zog noch einige andere nach sich, doch nicht so viele, als die katholische Partei gehofft hatte. Als 1637 der Bruder des Herzogs Eberhard III., der Herzog Friedrich, nach Wien reiste, um die Wiedereinsetzung seines Bruders zu betreiben, wurde er vom kaiserlichen Hof und vom Erzbischof mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen, und der Graf Trautmannsdorf machte ihm eine Visite, „um ihm im Namen der kaiser-

lichen Majestät das ganze Herzogtum Württemberg zu offerieren, da er nicht wider kaiserliche Majestät gedient, noch sich vergriffen, sondern unschuldig gewesen an allem, so vorgeloffen, jedoch müßte er zuvörderst die Religion changieren". Allein Herzog Friedrich schlug diesen Antrag sogleich rund ab und bat nur um Wiedereinsetzung seines Bruders.

Im Jahr 1635 starben in Württemberg im ganzen 354 Personen des geistlichen Standes, nämlich 8 Prälaten, 233 Pfarrer, 29 Helfer, 46 Stipendiaten und 38 Klosterschüler. Die Bevölkerung des ganzen Landes schmolz in den fünf Jahren von 1634 bis 1639 von 313 000 auf 61 500 Einwohner zusammen. Einzelne Städte verloren in zwei Jahren über die Hälfte ihrer Bevölkerung, manche Dörfer starben ganz aus oder wurden zerstört und nicht wieder aufgebaut, so daß etwa noch ein alter Gottesacker oder der Name einer Flur an sie erinnert.

Ein Sonnenblick in Andreäs schwerste Tage war der Gewinn eines gleichgesinnten Mitarbeiters. Längere Zeit war das Diakonat unbesetzt geblieben, und der Dekan hatte alle die vielen Leichen zu begleiten. Die vorhergegangenen Inhaber des Amtes waren auch nicht alle nach seinem Sinn gewesen. Nun aber schickte ihm der Herr einen Mann zu, der wie ein Schüler sich an ihn anschloß und in seinem späteren Leben auf zwei Stellen sein Nachfolger werden sollte, der begoß, was Andreä gepflanzt hatte; es war Christoph Zeller, der gegen Ende des Jahres 1635 in Calw eintraf, um das Diakonat provisorisch zu versehen, nachdem zwei Helfer, der eine einen Monat, der

andere ein paar Tage nach seinem Eintritt, von der Pest weggerafft worden waren. Christoph Zeller war geboren den 15. März 1605 als Sohn des Pfarrers Johannes Zeller in Breitenberg bei Calw. Der Vater hatte ihn schon zu einem Handwerk oder sonst einem Beruf bestimmt, weil ein älterer Bruder in die Klosterschulen aufgenommen war; da rieten einige Freunde, er sollte doch den talentvollen Knaben studieren lassen. So kam er im vierzehnten Lebensjahr nach Tübingen zu dem dortigen Diakonus, und im siebenzehnten wurde er bereits Magister. Er schloß sich näher an den schon genannten Theodor Thumm, den streitsüchtigen Lutheraner an und genoß sein Vertrauen in hohem Grade wegen seines scharfen Denkens. Aber Zeller fühlte sich immer weniger befriedigt von diesen theologischen Formeln und strebte nach einer reineren biblischen Theologie. Daher drang er auch später ganz besonders darauf, daß man beim theologischen Studium überall der biblischen Ausdrücke sich bedienen und auf den theologischen Bildungsanstalten das Bibelstudium hauptsächlich betreiben sollte. Als Zeller 1626 sein Examen vor dem Konsistorium bestanden hatte, bekam er nicht sogleich eine Anstellung, weil eine ganze Anzahl von Württembergern, die als evangelische Prediger in Österreich gestanden und nun als Flüchtlinge zurückgekehrt waren, zuerst versorgt werden mußten. Im folgenden Jahre bekam er die Patronatspfarrei Liebenstein bei Heilbronn. Nach der Schlacht von Nördlingen mußte er von dort fliehen und nahm seine Entlassung bei seinem Patron. Er wurde nun nach Schlaitdorf berufen, allein der katholische Abt, welcher in das Kloster Bebenhausen eingezogen war, forot-

dafür, daß er keine Besoldung bekam. So mußte er mit Frau und Kindern, denn er war seit 1628 verheiratet, seinen Stab weiter setzen, und der Herr fügte es, daß er in Calw nicht nur vorübergehend seine Stätte fand, sondern als treuer Kollege Andreäs drei Jahre lang, beiden Teilen zur Erquickung und Förderung, das Diakonat versehen durfte.

Im Jahr 1636 wurde Andreä, der von seiner Besoldung nicht die Hälfte bekommen hatte, durch Geschenke von seinen Freunden in Straßburg und Nürnberg und durch eine freiwillige Gabe seiner Getreuen in Calw im Betrag von 271 Gulden unterstützt. Aber die Haushaltung wurde auch immer größer, denn die Geschwister Andreäs waren der Reihe nach weggestorben; im Jahr 1636, seinem fünfzigsten Lebensjahr, war nur noch eine Schwester, und auch diese als Witwe, übrig. Die Sorge für verwaiste Neffen und Nichten lag immer mehr auf ihm. Doch griff der Tod auch in die Reihen dieser jüngeren Generation ein. Das Häuschen in der Vorstadt mußte wegen Raummangels wieder auf eigene Kosten vergrößert werden. Dennoch wurde wenige Tage nach Vollendung des Anbaus ein Freudentag darin gefeiert, die Hochzeit der ältesten Tochter Andreäs mit Peter Walter, einem Kaufmann in Calw. Gegen Ende des Jahres kamen wieder dunkle Wolken: Andreä wurde gefährlich krank, bald darauf auch seine Gattin. Doch sah der Herr gnädig drein und kräftigte die treuen Arbeiter in seinem Weinberg aufs neue, so daß sie beide bis Weihnachten wiederhergestellt waren.

Im folgenden Jahr 1637 durfte er wieder die Unter-

stützung treuer Freunde genießen, so daß seinem Mangel aufgeholfen wurde. Namentlich kamen von jetzt an auch Beiträge aus Braunschweig durch Wilhelm von Wense, mit dem Andreä, wie wir gesehen, schon in seiner Kandidatenzeit bekannt geworden war, der inzwischen seinen Herzog August auf den originellen und geistvollen württembergischen Theologen aufmerksam gemacht hatte. Im Januar dieses Jahres besuchte Andreä nach langer Zeit einmal wieder Tübingen. Es ging ihm zu Herzen, daß das theologische Stift, die Bildungsstätte der evangelischen Geistlichen für Württemberg, dem Aussterben nahe war, und er hatte deswegen bei seinen Calwern, deren Ölkrüglein trotz der schweren Zeiten nicht leer geworden, Beiträge zur Erhaltung dieser für den Fortbestand der evangelischen Kirche so wichtigen Anstalt gesammelt. Mehr als 200 Gulden jährlichen Beitrag von Calw durfte er den Vorstehern des Stifts anbieten. Allein diese hochmütigen, in ihrer toten Orthodoxie verknöcherten Professoren schlugen das Anerbieten des ihnen unbequemen treuen Seelsorgers und Kirchenfreundes aus, und ließen es dahin kommen, daß das Konsistorium in demselben Jahre an den Herzog nach Straßburg schreiben mußte, „man habe die noch anwesenden Stipendiaten, deren Zahl nicht über 30, weil selbige guten Teils wegen schlechter Cibation (Speisung), an beschwerlichen Fiebern und anderen innerlichen Krankheiten niederfallig worden, bereits vor bestimmter Zeit in patriam (in ihre Heimat) dimittieren (entlassen) müssen, mit der Anzeig, daß sie die Unmöglichkeit, sie ferner zu alimentieren, mit Augen sehen, deswegen jenige, so finita vacatione paschali (nach den Osterferien)

sich je wieder einstellen wollen, jeder wenigstens 12 oder 15 Gulden an parem Geld mit sich bringen solle".

Im Juli 1637 reiste Andreä nach Straßburg zu seinem Herzog, denn er hatte ein besonderes Anliegen mit demselben zu besprechen. Schon 1628 hatten seine Freunde Saubert, Pömer und Baier in Nürnberg, darauf hingearbeitet, daß er an eine Predigerstelle der St. Lorenzkirche berufen werde. Damals hatte er entschieden abgelehnt, denn die Stelle in Nürnberg schien ihm zu schwer, und er hatte keinen Grund sein Vaterland zu verlassen. Jetzt aber war die erste Predigerstelle an St. Sebaldus frei, ein leichteres Amt, und in Württemberg war inzwischen alles drunter und drübergegangen; da wurde Andreä von Saubert gewaltig bestürmt, den neuen Ruf anzunehmen. Wenn er seinem Gefühl gefolgt wäre, so hätte er mit Freuden das Amt in einer Stadt angenommen, wo so liebe Freunde und Amtsgenossen seiner warteten. Aber er befahl die Sache seinem Gott, und wollte in der Äußerung seines Landesfürsten den göttlichen Wink zum Bleiben oder Gehen erkennen. Der Herzog nahm ihn gnädig auf und bezeugte mit tiefem Ernst und mit freundlichen Worten, wie schmerzlich ihm sein Abgang wäre, wie er auf seine Dienste hoffe für die Wiederauferstehung seines Vaterlandes und für die Herstellung besserer Ordnung. So ließ sich Andreä zum Bleiben bewegen mit Rücksicht auf das württembergische Fürstenhaus, das seiner Familie schon so viele Wohlthaten erwiesen, auf sein Vaterland, das nach der schweren Zeit wieder aufatmen sollte, und auf seine Gemeinde in Calw, in der Hoffnung, daß eine bessere Zucht sich einführen lasse, wofür er sein Leben

einsetzen wollte. In Straßburg hatte er zugleich viel Genuß im Umgang mit seinen Freunden Schmid, Bernegger, Gloner, Mockel, Bockenhofer, Dannhauer, Schaller u. A. Indessen war sein Jugendfreund Steudlin nach vielen Wechselfällen in Kempten bei einer Erstürmung der Stadt umgekommen.

Nach Calw zurückgekehrt betrieb Andreä die Aussöhnung des Herzogs Eberhard III. mit dem Kaiser, zu welcher seine Calwer 1200 Reichsthaler beisteuerten. Aber die Zustände waren noch so traurig, daß er selbst nur 1000 Schritte von der Stadt entfernt einer Räuberbande in die Hände fiel, die ihn mit einem Flintenkolben zu Boden schlug, so daß eine Rippe gebrochen war. Durch Gottes gnädige Bewachung erlitt er keinen größeren Schaden. Mehrere Calwer Bürger, die eine Viehherde beschützten, wurden bald darauf überfallen, und drei blieben tot auf dem Platz, drei andere wurden lebensgefährlich verwundet und mehrere gefangen genommen. Sie mußten sich loskaufen, so daß der Schaden, welchen diese Bürger erlitten, sich auf 3000 Gulden belief. Auch bekam die Stadt eine bayrische Einquartierung unter einem grausamen Kommandanten Wolfgang Vogel, der maßlose Kontributionen forderte. Derselbe wurde im Februar des folgenden Jahres in der Schlacht bei Rheinfelden gefangen genommen, wie auch der Feldherr des bayrischen Heeres Johann von Wert, der Calw 1634 so grausam zerstört hatte. Nun war Bernhard von Weimar siegreich, und die Protestanten schöpften neue Hoffnungen. Da derselbe nicht mehr für Frankreich Krieg führen, sondern für sich ein Herzogtum am Oberrhein gründen wollte, mußte er auf

eigene Rechnung kämpfen, d. h. auch er mußte in den Gegenden, wo seine Truppen hinkamen, große Kontributionen fordern, und so fielen den vielgeprüften Calwern auch ihre eigenen Glaubensgenossen noch zur Last.

Aber noch einmal brachen die von Bernhard von Weimar besiegten kaiserlichen Truppen in Württemberg ein unter Johann Graf von Götz, der noch schrecklicher plünderte, als Johann von Wert. Die Waren der Calwer Kaufleute wurden von dem Kommandanten von Philippsburg aufgefangen und die Stadt im April 1638 abermals schwer heimgesucht. Andreä hatte wieder fliehen müssen; doch wurde diesmal eine Zerstörung gnädig abgewendet. Unter beständiger Angst und Unruhe, unter fortwährenden Brandschatzungen, durch welche Andreäs Schwiegersohn bisweilen 100 Gulden in einer Woche verlor, fristeten die Calwer ihr Leben. Aber der treue Seelsorger wurde von seinen Gemeindegliedern immer wieder mit dem Notwendigsten unterstützt. Die Landpfarrer waren von allem entblößt und mußten entweder bettelnd herumziehen oder in den Städten hungern. In Calw wurden etliche in Hoffnung auf bessere Zeiten freundlich aufgenommen.

Achtes Kapitel.

Die Rückkehr des Herzogs Eberhard III. Andreä Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart. Seine Thätigkeit zur Wiederherstellung der evangel. Landeskirche.

Endlich verzogen sich die schweren Gewitterwolken, welche vier Jahre lang über dem evangelischen Württemberg und insbesondere über der Stadt Calw gelagert hatten. Herzog Eberhard III. durfte aus der Verbannung zurückkehren. Die Wiedereinsetzung war dadurch verzögert worden, daß der Kaiser die Übergabe der Festung Hohentwiel verlangte, der heldenmütige Kommandant Konrad Wiederhold aber trotz dem Befehl des Herzogs sie nicht übergab. Der tapfere, fromme, von ganzem Herzen evangelische Mann wußte besser als sein Herr, welchen Wert diese prächtige, auf schroffem Felsen über Oberschwaben und den Bodensee hinschauende Burg für die Evangelischen in Süddeutschland hatte. Mit seiner kleinen Schar hatte er nicht nur die Belagerung ausgehalten, sondern Ausfälle in weitem Umkreis gemacht, seine Kasse gefüllt, dem Herzog durch einen als Bettler verkleideten Soldaten in einem ausgehöhlten Knotenstock Geld nach Straßburg geschickt und die Evangelischen in der ganzen Gegend geschützt. Er hatte dem Herzog versprochen, die Feste bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen, auch mit Bernhard von Weimar ein Bündnis geschlossen, um zum Worthalten genötigt zu sein. Endlich begnügte sich der Kaiser damit, daß Asperg für Hohentwiel haften sollte.

Der Herzog hatte bereits im März 1638 einen Ver-

such gemacht, sein Land wieder zu gewinnen, denn sein Bruder Friedrich hatte ihm die Nachricht gebracht, daß der Kaiser in seine Wiedereinsetzung willige. Trotzdem verschloß ihm die österreichische Regierung die Thore von Stuttgart, und bei Plochingen wurde er von Räubern überfallen und ausgeplündert, so daß er kaum auf einem raschen Pferde mit dem Leben davonkam. Endlich im Oktober desselben Jahres konnte er in Stuttgart einziehen, mit Freuden begrüßt vom Volk, dessen Lasten aber leider nicht sogleich erleichtert werden konnten, denn der Herzog brauchte Geld, um den Kaiser zu befriedigen. Auch bekam er nicht das ganze Land, denn die Klöster und die übrigen abgerissenen Teile blieben bis zum westfälischen Frieden in den Händen der Katholiken. Nur der Graf Trautmannsdorf trat Neuenstadt und Weinsberg schon 1646 freiwillig an Württemberg wieder ab. Ein Abt Joachim von Bebenhausen konnte noch im August 1640 an die Gemeinden seines Klosteroberamts schreiben, der Spezial von Tübingen habe kein Recht, in den dem Gotteshaus von Bebenhausen zugehörigen Flecken zu visitieren, die strittigen Ehesachen zu entscheiden oder an das Fürstl. württbg. Konsistorium nach Stuttgart zu remittieren, der Abt von Bebenhausen habe das Recht der Entscheidung in geistlichen und weltlichen Dingen, wie es die andern Fürsten auch haben; also der katholische Abt wollte in allen Dingen der Vorgesetzte der evangelischen Pfarrer in den zum Kloster gehörigen Dörfern sein. Auch über die Gewaltthätigkeit der Erzherzogin Claudia, deren Vögte in Blaubeuren und Göppingen den evangelischen Gottesdienst unterdrückten, und im Uracher Amt sich allerlei Eingriffe

in die württembergische Gerichtsbarkeit erlaubten, wurde noch jahrelang geklagt. Doch war nun ein großer Teil des Landes, darunter auch die Stadt Calw, von der katholischen Herrschaft wieder frei.

Nicht weniger schwierig als die äußere Wiederherstellung der evangelischen Kirche in Württemberg war die Herstellung der verfallenen Zucht und Ordnung im Innern, und da vergaß Eberhard III. nicht, wie dringend er den Dekan von Calw zum Bleiben im Lande ermahnt hatte. Andreä wurde im Dezember 1638 mit Johann Joachim Schüelin, dem ihm gleichgesinnten Dekan in Cannstatt, nach Stuttgart berufen, um in der Schloßkapelle vor dem versammelten Hof und den Landständen zu predigen. Er wählte den Text Röm. 9, 13: Jakob habe ich geliebet, Esau aber habe ich gehasset. Am Abend desselben 16. Dezember predigte Schüelin, und damit wurde die Schloßkapelle zum erstenmal wieder seit der Verbannung des Herzogs dem evangelischen Gottesdienst geweiht. Am folgenden Tag beschied der Herzog Andreä zu sich und ließ ihm die Wahl zwischen drei Stellen: der Hofpredigerstelle, einer theologischen Professur in Tübingen und der Stiftspredigerstelle in Stuttgart. Er lehnte alle drei ab, sie seien für seine Schultern zu schwer. Allein der Fürst gab nicht nach, und als Schüelin die Stiftspredigerstelle übernommen hatte, sollte Andreä zwischen den zwei andern wählen. Er schützte noch immer die Abnahme seiner Geistes- und Körperkräfte vor und richtete das Augenmerk des Herzogs auf seinen treuen Kollegen Christoph Zeller. Schon reiste Andreä triumphierend nach Calw zurück; da redeten seine Freunde ihm ins Gewissen, er dürfe nicht seiner

eigenen Bequemlichkeit zu lieb die Sache der Kirche preisgeben und seinen Widersachern das Feld räumen, er müsse aushalten, bis er den Fürsten über das gemeine Intriguenspiel, das gegen ihn namentlich von Tübingen aus fortwährend gespielt wurde, vollständig aufgeklärt und sein ganzes Vertrauen gewonnen habe. So entschloß er sich, die Hofpredigerstelle provisorisch für ein halbes Jahr anzunehmen; inzwischen sollte seine Stelle in Calw frei bleiben und von Zeller mit einem tüchtigen Gehilfen versehen werden. Der Herzog ging freundlich darauf ein, und Andreä nahm nach einer neunzehnjährigen Wirksamkeit Abschied von Calw, wo er Freud und Leid so reichlich erfahren hatte, mit dem Hintergedanken, er könnte noch einmal auf diese Stelle zurückkehren. Von seinen Calwer Freunden waren inzwischen Christoph Demmler und Joh. Jakob Dörtenbach heimgegangen. Seine zweite Tochter Agnes Elisabeth war an einen angesehenen Mann Joh. Rielin glücklich verheiratet, von der älteren hatte er eine Enkelin, und die Liebe einzelner Gemeindeglieder und auswärtiger Freunde hatte auch den Vermögensverlust in den schweren Jahren einigermaßen ersetzt. So konnte er in dem Gedanken, daß Zeller sein Werk ganz in seinem Geiste fortsetzen werde, diesen Abschnitt seiner Lebensbeschreibung schließen mit den Worten: „Dank, Lob und Ehre sei Gott dem Dreieinigen, dem Erhalter, dem Erlöser, dem Richter."

Am 6. Januar 1639 hatte Andreä seine Abschiedspredigt in Calw gehalten, und am 14. Januar übernahm er sein Amt in Stuttgart, nachdem für den Fortbestand der von ihm ins Leben gerufenen christlichen Gesellschaft

in Calw (des Färberstifts) gesorgt war. Gegen seine Neigung war er zum Hofprediger berufen und nun hielt er es für seine erste Aufgabe, mit dem Vizekanzler Melchior Nikolai in Tübingen eine Aussöhnung zu versuchen; denn von der Universität waren immer die giftigsten Verleumdungen über ihn ausgestreut worden, obgleich die beiden größten Streithähne, Luk. Osiander und Theod. Thumm, nicht mehr lebten. Der talentvolle Thumm hatte ein trauriges Ende genommen. Er hatte 1626 eine Schrift geschrieben, unter dem Titel: „Christlicher wohlgegründeter Bericht auf die Frag, ob ein evangelischer Christ auf Begehren und Nötigen weltlicher Obrigkeit mit gutem Gewissen zur päpstischen Religion sich begeben könne.“ In dieser gewiß zeitgemäßen Schrift hatte Thumm behauptet, der Papst gestatte blutschänderische Ehen, und unter den Beispielen die des Erzherzogs Karl von Österreich mit der Tochter seiner Schwester genannt. Begierig ergriffen die Jesuiten die Gelegenheit, um den gewandten Streiter, der auch gegen die Katholiken kein Blatt vor den Mund nahm, aus dem Wege zu schaffen. Der Kanzler der Universität Dillingen verklagte ihn beim Kaiser, denn nach Thumms Lehre wären Kaiser Ferdinand II. und der Erzherzog Leopold in Blutschande erzeugt. Der Kaiser verlangte die Auslieferung des Professors, und der Herzog von Württemberg konnte ihn vor einem härteren Schicksal nur dadurch retten, daß er selbst ihn verhaften ließ. So starb der talentvolle, aber ungestüme Mann erst 44 Jahre alt im Gefängnis 1630.

Melchior Nikolai, der Mann, welcher jetzt

Tübinger Universität vorstand, war 1578 in Schorndorf geboren. Nachdem er schon in die Klosterschule Blaubeuren aufgenommen war, mußte er kränklichkeitshalber nach Haus zurückkehren und sollte Müller werden. Allein sein Vater wurde durch einige Freunde, die ihm vorhielten, wie er denn einen Sohn zum Müller bestimme, der ein Doktor werden könnte, bewogen ihn doch dem akademischen Studium zu widmen. Seine Gesundheit erlaubte ihm das Studium, er zeichnete sich aus, kam auf mehrere Kirchenstellen und wurde 1618 außerordentlicher Professor der Theologie. Nach drei Jahren wurde er durch irgend welche Ränke von Tübingen entfernt und kam auf mehreren Prälaturen herum, bis ihm 1629 wieder eine Professur und 1638 die Vizekanzlerstelle übertragen wurde. Als ein Beispiel seiner Kenntnisse und seines Gedächtnisses wird angeführt, daß einmal ein Jesuite in Tübingen mit einem Professor disputiert und denselben durch eine Stelle aus den Kirchenvätern in die Enge getrieben habe. Da habe Nikolai (auf lateinisch) unter die Streitenden hineingerufen: „Du lügst, Jesuite!“ und die Stelle aus dem Gedächtnis wortgetreu angeführt, woraus hervorging, daß der Jesuite sie gefälscht hatte. — Mit diesem Mann versuchte Andreä eine Aussöhnung und sie gelang vollständig. Nikolai erkannte, daß der neue Hofprediger ein ganz anderer Mann war, als er sich ihn nach den Darstellungen seiner Kollegen vorgestellt hatte, und blieb ihm von da an befreundet. Der Mittelsmann für die Aussöhnung war der Eßlinger Senior Tobias Wagner, dem sich Andreä von da an zu desto größerem Dank verpflichtet fühlte. Der neue Hofprediger hat bei dieser Gelegenheit ein förmliches Glaubens-

bekenntnis abgelegt, um vor der Tübinger theologischen Fakultät seine lutherische Orthodoxie zu bezeugen. Er hat dabei gegen die Päpstlichen, die Calvinisten, die Anabaptisten, die Schwenkfelder, die Weigelianer und die Neu-Photinianer seinen Abschen ausgesprochen. Er hat erklärt, daß er immer die Rosenkreuzer-Fabel verlacht habe, als deren Urheber man ihn bezeichnet hatte. Er wolle nicht die Religion verstören, sondern vielmehr das Leben der Christen mit derselben in Einklang bringen.

Als Andreä nach dieser Seite hin seine Stellung gesichert hatte, sann er auf Mittel zur Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung. Aber bald bemerkte er mit Schmerzen, daß die Männer, welche in erster Linie zu diesem Werk berufen gewesen wären, nichts weniger wollten, als eine kirchliche Ordnung, daß die Konsistorialräte selbst und ihre Familien nicht in der Furcht Gottes und in ernster Sittenzucht wandelten, daß sie viel mehr davor Angst hatten, als vor einer Sekte oder vor Schlägen. Kaum erlangte er es, daß gegen Gotteslästerung, schändliche Unzucht, Entheiligung der Festtage u. dgl. Edikte gegeben wurden.

Um nicht unthätig zu sein, setzte er alle Hebel in Bewegung zur Wiederherstellung des theologischen Stifts in Tübingen, während die Professoren noch immer sich nicht dafür rührten. Er brachte im Jahr 1639 seinen Sohn Gottlieb in dasselbe und 1641 setzte er es durch, daß eine Landeskollekte veranstaltet wurde, von welcher 3000 Gulden für das Stift, 2500 zu einem Unterstützungsfond für dürftige Geistliche verwendet wurden, deren ungefähr 600 waren; „weitere 3000 Gulden, sagt er, kamen wie gewöhnlich anderswohin.“ So wenig ge-

wissenhaft war die Verwaltung in den höchsten Stellen des Landes.

Den Hof fand er im ganzen zugänglicher, als er erwartet hatte, zugänglicher als die Beamten. Der Herzog schenkte ihm sein Vertrauen, und wenn man die beständigen Klagen Andreäs über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen vergleicht mit den Gesetzen, welche damals erschienen sind, so bekommt man den Eindruck, daß doch der Herzog manchmal Andreä und Schüelin recht gegeben gegenüber den andern Konsistorialräten. Eine neue Kirchenordnung, welche die früheren Bestimmungen über die Führung des geistlichen Amtes zusammenstellte, wurde von dem Hofprediger bearbeitet unter dem Titel: Leitstern für den Kirchendienst (Cynosura oeconomiae ecclesiasticae), und später als Landesgesetz eingeführt. Sie sollte hauptsächlich dazu dienen, den jungen Pfarrern Anleitung zur Führung des Amtes zu geben; denn da die Pfarrhäuser häufig zerstört worden waren, konnte man an vielen Orten die älteren Bestimmungen nicht mehr finden, und von den 1046 Geistlichen, welche vor den Schreckensjahren im Amte gestanden, lebten nur noch 338.

Auf Betreiben des Hofpredigers wurde 1640 nach sechsjähriger Unterbrechung der sogenannte Synodus wieder zusammenberufen, d. h. die Generalsuperintendenten mit den Konsistorialräten, welche die Behörde für kirchliche Gesetzgebung bildeten. Aber der Erfolg war so gering, daß Andreä sagt, man habe bei Kopfschmerzen ein Mittel für die Füße angewendet. Der Herzog hatte, von bösen Ratgebern aufgefordert, Hand an das Kirchengut gelegt, denn von seinen Jagden und Hoffestlichkeiten wollte

er auch in dieser schweren Zeit nicht lassen, und so wurde viel Geld an Günstlinge verschwendet. Das Konsistorium verwahrte sich gegen diese Beraubung, und der Hofprediger stellte dem Fürsten vor, wie er damit sein Gewissen beschwere und den Fluch Gottes auf sich lade, auch die heiligen Versprechungen und Vermächtnisse seiner Vorgänger verletze. Der Herzog war nicht unzugänglich und befahl, daß das Geraubte herausgegeben werden sollte; allein die Kanzlei wußte seinen Befehl so zu hintertreiben, daß kaum die Hälfte, und diese nur als Gnadengeschenk, zurückgegeben wurde, so daß die Besoldung der Pfarrer nur für ein halbes Jahr ausbezahlt werden konnte, während Jäger, Reitknechte, Schauspieler, und was zum Hof gehörte, herrlich und in Freuden lebten. Als das Konsistorium darüber sich wieder beschwerte, trat eine Konferenz sämtlicher Balleien der Kanzlei zusammen, um zu beraten, wie die Geistlichkeit zu erhalten und das Stift wiederherzustellen sei. In 12 Artikeln gaben sie dem Herzog und den Landständen die Mittel zur Rettung des Kirchenwesens an. Zum Schein wurden dieselben angenommen, aber als drei Regimenter zum Winterquartier heranrückten, wurde die Ausführung vereitelt, und erst im folgenden Jahr gab die schon genannte Kollekte die nötigsten Mittel. Andreä ruft aus: „Es ist unglaublich, wie zaghaft die politische Berechnung ein männliches Bekenntnis der Wahrheit zuläßt. O deutsche Tugend! o ihr heldenmütigen Bekenner, und du, Christoph, einst unser Fürst! wie weit sind wir von euch abgewichen!“ Einen schweren Kampf hatte Andreä namentlich mit der eingerissenen Simonie, d. h. diejenigen, welche geistliche Stellen zu vergeben hatten, nah-

men Geschenke an und bevorzugten die Geber. Da erwuchs ihm namentlich ein böser Feind in Ferdinand Geizigkoffer, der im November 1641 an den Hof kam und sich so einzuschmeicheln wußte, daß der Herzog ihn zum Statthalter ernannte. Dieser Mann brachte es dahin, daß die alten treuen Diener von der herzoglichen Tafel ausgeschlossen wurden, angeblich aus Ersparnis, in der That aber, daß man desto ausgelassener tafeln konnte. Der Hofprediger hatte mit ihm ernste Unterredungen und legte seine Grundsätze über die ordnungsmäßige Berufung der Geistlichen in einem Schriftchen nieder unter dem Titel: Ein freies Wort (Vox libera); dasselbe ließ er aber nicht drucken, sondern übersandte es als sein Testament an seinen hohen Gönner, den Herzog August von Braunschweig. Erst nach Andreäs Tod wurde das Ganze von einem Pastor Arend in Glückstadt 1667 herausgegeben. Drei Abschnitte davon waren 1649 als Anhang zum Theophilus gedruckt worden.

Ein Trost und eine Beschämung für den durch so viele Widerwärtigkeiten mißmutig gewordenen Hofprediger war das herzliche, kindliche Vertrauen, welches ihm die drei Schwestern des Herzogs, Antonia,[1] Anna Johanna und Sibylla entgegenbrachten, welche er die drei württembergischen Grazien nennt und als seltene Beispiele von Frömmigkeit, Unschuld und Eintracht rühmt, die mit Musik und dem Lesen guter Bücher ihre Zeit aus-

[1] An die Prinzessin Antonia erinnert die Lehrtafel in der Kirche zu Teinach, welche mit sinnreichen, aus der jüdischen Kabbala genommenen Bildern religiöse Wahrheiten darzustellen sucht. Die Kirche selbst wurde von Eberhard III. erbaut.

füllten, auch in schweren Tagen ihr Los geduldig trugen, und den Hofprediger gerne über alles zu Rate zogen, auch ihn mit einem prächtigen goldenen Ring und anderen Gaben erfreuten.

Daß das Mißtrauen der Tübinger Theologen gegen Andreä wirklich überwunden war, dafür zeugte die theologische Doktorwürde, welche ihm im September 1641 zu teil wurde. Er rechtfertigt sich in einem Schreiben an seine Freunde Schüelin und Heerbrand, dem Stiftsprediger und dem Hofkaplan, ausführlich darüber, daß er in seinem Alter noch diese Würde angenommen habe. Es sei durchaus nicht Ehrgeiz, was ihn dazu bewogen, und er wisse wohl, daß der bloße Titel seiner Familie nichts nützen würde, aber die Verleumdungen und Verdächtigungen, denen er von Jugend auf ausgesetzt gewesen, machen es ihm wünschenswert, daß auf diese Weise durch die Tübinger Theologen, an deren Rechtgläubigkeit niemand zweifle, seine Unschuld öffentlich bezeugt werde. Die Kosten für die Doktorpromotion beliefen sich auf ungefähr 100 Thaler, und es war ihm eine Weile bange, wie dieselben aufgebracht werden sollen, denn auch als Hofprediger war er schlecht besoldet, aber Herzog August von Braunschweig, einige andere Herren und seine Calwer Freunde wetteiferten, ihm hiezu das Nötige darzureichen.

Im April 1642 wurde das Ansinnen an Andreä gestellt, daß er seine Stelle in Calw, welche bis jetzt unbesetzt geblieben war, definitiv aufgebe. Er willigte ein, begab sich nach Calw und investierte in Gegenwart des Herzogs seinen geliebten Christoph Zeller zum Dekan. Der Statthalter Geizigkoffer war damit unzufrieden und

machte Andreä Vorwürfe, denn er hatte schon einen andern Bewerber für das Dekanat bereit, der ihn „geschmiert“ hatte. Jetzt erst nahm der vielgeliebte Seelsorger unter vielen Thränen förmlichen Abschied von der Gemeinde, welche ihm so sehr ans Herz gewachsen war.

Von 1643 an wird der Briefwechsel mit Herzog August von Braunschweig ein wöchentlicher, und die fürstlichen Geschenke noch zahlreicher. Dort sieht Andreä nur Sonnenschein, in Württemberg fast nur finstere Nacht. Die Braunschweiger waren nicht ebenso zufrieden mit ihrem Fürsten wie der württembergische Hofprediger; sie klagten namentlich darüber, daß er gegen seine Universität Helmstädt nicht so freigebig sei wie gegen Andreä. Gerne hätte er diesen ganz nach Braunschweig gezogen und zu seinem Hofprediger wie auch zum Abt von Wolfenbüttel gemacht; auch dessen Sohn Gottlieb, der seit 1643 Diakonus in Cannstatt und mit einer Tochter Sauberts von Nürnberg verheiratet war, wollte er zu seinem Hofkaplan ernennen, aber Andreä fühlte sich durch die Gunst seines Landesherrn gebunden; Alter und Gesundheitszustand schienen auch nicht für einen so starken Wechsel zu sprechen. So kam es nie dahin, daß er seinen großen Wohlthäter persönlich kennen lernte. Der Briefwechsel wurde 1649 gedruckt unter dem Titel: Seleniana Augustalia. Der Fürst wünschte, daß man ihm in deutscher Sprache schreibe, aber das Latein war Andreä geläufiger, so daß oft ein halber Satz lateinisch ist.

Der Krieg hatte noch immer nicht ausgetobt. Die Scharen Bernhards von Weimar überschwemmten Württemberg. Sie kamen zwar als Freunde, hausten aber

wie Feinde, zerstörten Städte, Dörfer, Höfe, Weinberge, Baumgärten und nahmen Vieh weg. Bei Tuttlingen wurden sie geschlagen, und 1645 nach der blutigen Schlacht bei Allersheim fielen auch die Bayern wieder über Württemberg her, und das Land schien verloren zu sein. Da wurde am 15. Mai 1645 ein großer Buß- und Fasttag gefeiert, und der Herr erhörte die Gebete so, daß die beiden kämpfenden Heere das Land verließen, auch ein außerordentlich reicher Ernte- und Herbstsegen eingeheimst werden durfte, da wo nicht alles verwüstet war. Im September wurde deshalb ein besonderes Dankfest gefeiert für die Errettung des Landes „vom Grundverderben."

Die Spuren von Andreäs Einfluß im Kirchenregiment finden wir in mehreren herzoglichen Verordnungen aus dieser Zeit, welche eine bessere Sittenzucht verlangen. Den 29. Juli 1642 wies ein Edikt darauf hin, daß „schon anno 1639 wegen Abstellung allerhand bei diesem zerritten Kriegswesen und zugleich mit eingeschlichenen hochschädlichen Konfusionen, weit eingerissen großen Ungehorsams, hochsträflicher Verachtung Gottes und seines heil. Wortes, fahrlässiger Besuchung der öffentlichen Predigt und sonderbar angestellten Bettäg, greulicher, zuvor ganz unerhörter Gotteslästerung, Fluchen und Schwören, auch schandlicher Unzucht, Hurerei und Ehebruch, Uberfluß im Essen und Trinken bei Hoch- und anderen dergleichen Ehrenmahlzeiten, kostbaren Gastereien, auch Übermaß und Üppigkeit in Kleidern, leichtfertigen und dieser Zeit unnötigen Spiel und Tänzen, und was dergleichen Mißhandlungen und ungeziemende Unthaten

mehr sind, — der Herzog durch ein allgemeines Ausschreiben gnädig und zumalen ernstlich befohlen habe, daß er jedoch das gerade Widerspiel sehen müsse, daß alle oberzählte und andere dergleichen greuliche Sünd, Schand und Laster immerzu weiter um sich fressen, ganz gemein und fast nicht mehr für Sünd gehalten werden wollen." Daher wird verordnet:

1) „So oft jemand, wer der auch sein mag, über dem Laster des Fluchens und Schwörens betretten oder in Erfahrung gebracht wird, daß er das erstemal 15, das andremal 30, das drittemal 45 Kreuzer und das viertemal einen ganzen Gulden zu erstatten habe, derjenige aber, so aus obliegender Armut solche Geldstraf zu ertragen nicht vermöchte, Tag und Nacht im Turm, auf eignen Kosten, mit Abspeisuug Wasser und Brot abzubüßen schuldig sein solle. Was aber an Strafgeldern gefällt und einkommt, das soll alsbalden zu dem Kirchenkasten eingeliefert werden. Und damit diese unsre gnädige Intention desto besser erreicht werden möge, so sollest du, Vogt, daran sein und gewisse Personen in geheim bestellen, welche aller Orten, so viel immer müglich, fleißig und genau Aufmerk haben und Erkundigung einziehen, wo und von wem mehrberührte Gotteslästerung, Fluchen und Schwören gehört worden, solches gleich alsbalden anzeigen, und alsdann obgesetztermaßen mit dem Verbrecher verfahren, benebens dem Anbringer, welcher nicht offenbart werden solle, den einen dritten Teil gefallender Straf zu einer Rekompens widerfahren lassen."

2) „Als wir ebenfalls wehemütig vernehmen müssen, welcher Gestalt das abscheuliche Laster des Ehebruchs

grausamlich überhand genommen, haben wir abermals auf Exasperation (Verschärfung) und Erhöhung solcher Strafen bedacht sein wollen. Wollen demnach die auch hiebevor gut befundene öffentliche Disziplin und Kirchenbuß (damit gleichwohl bishero um gewisser Ursachen willen zurückgehalten worden) neben wiederholter sechswöchiger Turm-Straf zusammt der infamia, oder auch anstatt dieser beeden nach befindenden Umständen die in Gottes Wort gegründete Todesstraf hiemit wiederum eingeführt haben."

3) Personen, die sich vor der Hochzeit vergangen haben, sollen Mannspersonen mit 14tägigem, Weibspersonen mit 8tägigem Gefängnis bestraft, und wenn solche Mannspersonen im Gemeinderat oder im Gericht sitzen, sollen dieselben ihrer Ehrenstelle verlustig sein und bleiben.

4) Verdächtiger und leichtfertiger Zuwandel soll bei Mannspersonen mit 6, bei Weibspersonen mit 3 Tagen im Turm bei Wasser und Brot gestraft werden. Es sollen auch die Nachtkärze und die verdächtigen Eigenbrötlerinen nicht geduldet werden, und wer zu solchen Sünden Vorschub und Anlaß giebt, Mannspersonen mit 4, Weibspersonen mit 2 Tagen Gefängnis bestraft werden.

„Damit aber schließlichen, dieses alles besser von statten gehen, nichts dahinter bleiben, auch beeden Geist- und Weltlichen Beamten das Werk leichter gemacht und zugleich das vorgesteckte Ziel desto ehender erlangt werde, wollen und befehlen wir, daß ihr beede, Spezial und Vogt, euers Orts verordnete Kirchenpfleger, auch wo nötig noch andere zwo Gerichts- oder Ratspersonen zu euch nehmet, alle Wochen einmal zusammenkommet und fleißige Nachforschung pfleget, ob entweder

obigen Gesetz und Ordnungen, oder aber auch sonsten dem Christentum und der Ehrbarkeit zuwider etwas entweder bereits vorgangen oder dergleichen noch zu besorgen, benebens diejenige, so schuldhafte oder verdächtige Personen anzuzeigen wüßten, vernehmen, alsdann beratschlagen, wie dem zu besorgenden Übel vorgebauet und solches verhütet, oder das bereits verübte gestraft oder gehöriger Orten angebracht und sonsten zu verfahren sein möchte, damit Unser zu Gottes Ehr und Unsrer Unterthanen zeitlich und ewigen Wohlfahrt gereichende Intention erhalten werden möchte.“

Durch diese herzogliche Verordnung wurde der Kirchenkonvent zunächst für die Städte eingesetzt, und die Zusammensetzung desselben aus dem Geistlichen, dem weltlichen Ortsvorsteher, dem Stiftungspfleger und zwei Gemeinderäten ist bis auf unsre Zeit geblieben. Ein Synodalbeschluß von 1644 erläutert diese neue Einrichtung von Seiten der Kirchenbehörde noch genauer. Es wird zunächst das Verhältnis des Kirchenkonvents zu den Ruggerichten der weltlichen Beamten dahin erklärt, daß der Kirchenkonvent nicht nur die öffentlich überwiesenen Laster abzustrafen, sondern denselben, wo möglich, ehe sie ausbrechen, zu begegnen habe, daß überdies viele Sachen keinen Verzug leiden bis auf die gewöhnlichen Ruggerichte, und daß die Beamten bei denselben durch andere Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen seien. Es werden ferner die Kirchenkonvente auch in den Landgemeinden eingerichtet, so daß der Pfarrer und der Schultheiß zusammen die Direktion haben, und sie sollen auch in den Dörfern mindestens alle Monate

einmal gehalten werden. Der Geistliche soll mit Führung des Worts das Direktorium haben, „was aber die Abforderung Pflicht und Gelübd, Kolligierung der votorum, Bedrohung, Ankündung, Einheischung und Exequierung der weltlichen Strafen und andere zum weltlichen Stab gehörige Stück betrifft, dessen unternimmt sich das ministerium gar nicht, sondern überlaßt das directorium des Ortes dem Amtmann, und solches um so viel lieber, weil ihm hiemit die gebührende Amtshilf geboten wird.“

Im folgenden werden die Pflichten der Konventsmitglieder, die Protokollführung u. dgl. besprochen. Von den Deferenten, d. h. den Personen, welche Ärgernisse anzeigen sollen, handelt ein besonderer Abschnitt. Es soll jeder einzeln gewählt werden, und es soll keiner wissen, wer neben ihm dieses Amt habe, damit auch ein Deferent über den andern wache. Hier wollte Andreä eine Genfer Einrichtung auf Württemberg übertragen; die Folgezeit hat aber bewiesen, daß sie sich nicht übertragen ließ. Immerhin hatte der Kirchenkonvent anfangs mehr das Gepräge eines Presbyteriums als später; es sollten auch die Sitzungen mit Gebet eröffnet und beschlossen werden. Später überwog der polizeiliche Charakter, und es ist das begreiflich, wenn man bedenkt, wie wenig die meisten Mitglieder den christlichen Sinn hatten, der bei der Einrichtung dieses Kollegiums vorausgesetzt wurde. Immerhin wird man anerkennen müssen, daß Andreä die Genfer Einrichtungen, welche ihm sein Leben lang als Ideal vorschwebten, nicht bloß nachgeahmt, sondern den württembergischen Verhältnissen angepaßt hat. Er wollte nicht eine vom Staat unabhängige Kirche mit Kirchenzucht ein-

führen, sondern die bestehenden Staatsbehörden sollten mit der Geistlichkeit zusammenwirken zur Herstellung einer besseren Sitten- und Kirchenzucht. Das einseitig juristische Verfahren des Staats sollte gemildert, und durch Schärfung des Gewissens von seiten des Geistlichen, durch Ermahnung und Warnung auf Grund des göttlichen Wortes manches Böse noch abgewendet werden, ehe es zum vollen Ausbruch kam. Andrerseits sollte der Geistliche in diesem Kollegium die Zusicherung bekommen, daß diejenigen, welche in frechem Trotz der Mahnung aus Gottes Wort Widerstand leisten, auch die Macht des weltlichen Arms zu fühlen haben. Die Versuchung lag allerdings für manche Pfarrer nahe, wenn sie gutmütige, ihnen ergebene Schultheißen hatten, daß sie selbst zu Polizeimännern wurden und ihre Gemeinde mit dem Gesetz regierten, die Predigt des Evangeliums dagegen versäumten. Aber der Grundgedanke Andreäs ist gewiß nicht zu verwerfen für die staatskirchlichen Verhältnisse, wie sie nun einmal bestanden, und die Kirchenkonvente haben im Segen gewirkt, obgleich sie wohl von Anfang an nicht allenthalben in dem Geist gehalten wurden, den ihr Stifter voraussetzt. Jetzt bestehen sie nur noch dem Namen nach, da ihnen seit der Reichsgesetzgebung die Strafgewalt genommen ist; sie sind nur noch ein Ausschuß des Stiftungsrats.

Wie schwer die Sittenzucht namentlich in den höheren Ständen einzuführen war, dafür erzählt Andreä ein Beispiel aus Stuttgart. Ein gewisser Philipp Kielmann hatte schändliches Ärgernis gegeben durch ein unzüchtiges Leben, und das Konsistorium war darüber einig, daß die soeben

erlassenen Verordnungen über eine bessere Sittenzucht „nicht nur gegen kleine Leute und gegen Tauben, sondern auch gegen Raben“ angewendet werden müssen. Allein die Familie hatte ihre hohen Gönner und brachte es dahin, daß der Schuldige sowohl der bürgerlichen Strafe als der Kirchenzucht entzogen wurde, indem die hohen Herren behaupteten, der Landesherr sei oberster Bischof, folglich dürfe er auch gegen den Willen der Pfarrer einen Sünder absolvieren, ja er habe das Recht, die Absolution des lasterhaftesten Menschen ohne ein Zeichen von Reue zu gebieten. Wir verwundern uns deshalb nicht, wenn Andreä beständig über den Apap klagt, d. h. über das Papsttum, welches die weltliche Gewalt ausübt, und von demselben sagt, es widerstehe allenthalben dem Wachstum des Reiches Gottes. In der Kielmann'schen Angelegenheit griff aber Gott, der Herr, selbst ein und strafte den frechen Menschen mit einer furchtbar schmerzhaften Gliederkrankheit, die bald nach der Hochzeit ausbrach. Der Herzog schenkte nach und nach den Vorstellungen des Hofpredigers Gehör und ließ sich nicht mehr so leicht zur Nachsicht gegen Verächter der göttlichen Gebote bewegen.

Wenn wir ein getreues Bild von jener schweren Zeit gewinnen wollen, müssen wir außer dem Häßlichen, das wir bis jetzt schon angeführt, auch noch von 8 Sätzen berichten, welche Andreä 1644 für das Verhalten der Konsistorialräte in und außerhalb der Sitzungen aufgesetzt hat, und welche ein bedenkliches Licht werfen selbst auf die hohe Oberkirchenbehörde, welche doch die Wächterin für Zucht und Ordnung sein sollte. Die Sätze lauten: 1) Die

Simonie zu Haus soll aufhören, d. h. die Frauen der Konsistorialräte sollen keine Geschenke nehmen von Leuten, die sich um eine Stelle bewerben. 2) Die Läufer und Stellenjäger sollen abgewiesen werden. 3) Es soll jedem Mitglied freigestellt werden, wofür es stimmen will. 4) Die Stimmenmehrheit soll entscheiden. 5) Es soll erlaubt sein, eine andere Ansicht auszusprechen, ohne daß es einem als Unrecht ausgelegt wird. 6) Es soll nicht erlaubt sein, daß ein einziger einen gefaßten Beschluß wieder aufhebe. 7) Bei Stimmengleichheit soll die Entscheidung dem Fürsten überlassen werden. 8) Frivole Gespräche, Spottreden und Zänkereien sollen unterbleiben.

Im Jahr 1645 durfte Andreä sogar den Beistand des mächtigen Geizigkoffer erfahren bei mehreren heilsamen Neuerungen. Es wurde ein vierter Kollege in das Konsistorium berufen, und zwar sein Freund Zeller. Das Gymnasium in Stuttgart war in Verfall geraten und wurde mit neuen Lehrern besetzt, auch die Stipendien vermehrt. In das Stift zu Tübingen wurden 10 weitere Zöglinge aufgenommen, bessere Kost und eine gerechtere Aufsicht eingeführt. Der einflußreiche Mann legte im folgenden Jahr seine Stelle freiwillig nieder. Andreä sagt von ihm, er habe die Sache der Kirche nicht wenig unterstützt, wenn er wollte.

Als der durch Kränklichkeit viel heimgesuchte Hofprediger in seinem 60sten Lebensjahr um seine Entlassung bat, denn auch die Heilquellen von Teinach und Liebenzell hatten ihm keine Besserung gebracht, ging der Herzog nicht darauf ein, sondern erklärte, Andreä solle, soviel seine Kräfte es erlauben, die Predigten in der Hofkirche halten,

aber von der Kanzlei und den Sitzungen solle er dispensiert sein, soviel es seine Gesundheit erfordere. Doch seinen frommen und heilsamen Rat solle er dem Kollegium nicht entziehen. Wie wenig ihm diese Sitzungen zusagten, ersehen wir aus der Äußerung, die er im Rückblick auf sein Konsistorialamt thut, er habe keinen wohlverdienten Mann durch seine Stimme zu einem Kirchenamt bringen und keinen lasterhaften durch Angabe seines Verbrechens davon vertreiben können. Wir werden im Blick auf das bisherige doch sagen müssen: Andreä sieht hier zu schwarz; sein Einfluß ist größer gewesen, als er sich denselben dachte, aber er mußte sein Leben lang „den schweren Karren ziehen."

Auf die Empfehlung des Herzogs August von Braunschweig wurde er in die 1617 von Ludwig Fürst von Anhalt gestiftete Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, einen Dichterorden, der 433 Mitglieder zählte. Jedes Mitglied gab sich dabei einen besonderen Namen und ein Sinnbild. Mit Rücksicht auf sein Alter und seine Dienstentlassung nannte er sich den Mürben und wählte sich zum Symbol ein an einem alten Baum gewachsenes Moos mit dem Spruch: Noch grünt es. Sein großer Wohlthäter, der ihm einen Jahresgehalt von 400 Thalern bestimmte, hatte ihn auch in den Stand gesetzt, in Stuttgart einen Garten und auswärts ein Landgut Kirchbach zu kaufen. Mit Sehnsucht wartete er auf den Friedensschluß, nachdem die Gesandten der kriegführenden Mächte in Münster und Osnabrück zusammengetreten waren, damit er einmal zu dem hohen Gönner reisen könne.

Das Jahr 1648 brachte endlich den heißersehnten

westfälischen Frieden, welchen der große Sänger der evangelischen Kirche, Paul Gerhard mit dem herrlichen Lied begrüßte:

Gott Lob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Und danke Gott und sprich:
Herr deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

Die württembergischen Gesandten Joh. Konr. Barnbüler und Dr. Andr. Burkhardt hatten es mit unermüdlicher Anstrengung durchgesetzt, daß das Versprechen Schwedens, „es solle bei der Restitution Württembergs nicht ein Bauer zurückbleiben", wirklich erfüllt wurde. Die Klöster und alle die losgerissenen Landesteile wurden dem Herzog wieder zugesprochen. Den 21. Oktober kam die Nachricht vom Friedensschluß nach Stuttgart, und am 2. November wurde in der Hofkirche und in der Stiftskirche das h. Abendmahl unter sehr zahlreicher Beteiligung als Dankfest gefeiert. Aber es kostete noch einigen Kampf, bis die Mönche wirklich abzogen, denn der Papst hat den westfälischen Frieden bis auf den heutigen Tag nicht anerkannt. Die Schweden mußten drohen mit Belassung der Besatzungen im Lande und mit Wiederergreifung der Waffen, bis der Konvent der Reichsstände in Nürnberg die Beschleunigung der Ausführung des westfälischen

Friedens als unumgänglich und unaufschieblich erklärte. Erst 1650 den 11. August alten, den 21. August neuen Stils konnte im ganzen Reich das Friedensdankfest gefeiert werden. Die Mönche hatten vor ihrem Abzug aus den württembergischen Klöstern noch die Seen ausgefischt, die Wälder gelichtet, die Mühlräder und Mühlsteine der Klostermühlen verkauft, eiserne Fenstergitter ausgebrochen, in Hirsau das Kupfer von den Dächern des Klosters herabgerissen und zu Geld gemacht und die Urkunden der Klöster beiseite geschafft.

Die katholische Reichsstadt Weilerstadt in der Nähe von Calw, welche 1634 die Soldaten der Liga ganz besonders auf die reichen Calwer Ketzer gehetzt hatte, mußte noch um die Zeit des Friedensschlusses, den 20. Oktober 1648, in Asche sinken.

Nach dem Friedensschluß, dessen Feier am 2. November Andreä nicht leiten konnte, weil er durch einen Fall sich am Bein verletzt hatte, schien auch für den Hofprediger ein Lebensabschnitt abgeschlossen zu sein. In friedlichen Zeiten konnte eine andere Hand sein Werk fortsetzen. Er wurde 1649 der Hofpredigerstelle enthoben und dieselbe seinem geliebten Christoph Zeller übertragen, aber Andreä selbst wurde noch nicht pensioniert, sondern sollte als Prälat noch einige Jahre dem Vaterland dienen.

Neuntes Kapitel.

Andreä Prälat in Bebenhausen und als Prälat von Adelberg Mitglied des Landschaftsausschusses in Stuttgart. Sein Lebensende.

Wir müssen nun den lebensmüden Greis begleiten über die Höhen, welche Stuttgart auf der Südseite begrenzen, über die fruchtbare, wellenförmige Hochebene der Filder nach den waldigen Bergen des Schönbuchs. Dort liegt in einem einsamen Thal, rings von Wäldern umgeben, eine Stunde von der Universitätsstadt Tübingen entfernt, das Kloster Bebenhausen. Man kann den schön durchbrochenen Turm der alten Klosterkirche nicht aus weiter Ferne sehen, denn die beiden Waldthäler, welche dort zusammenkommen, ziehen sich in vielen Windungen zum Kloster herab und nach Süden dem Neckar zu. Obgleich das Kloster schon alt ist, hat sich doch keine Stadt und kein größeres Dorf um dasselbe gebildet. Nur wenige Häuser umgaben in alten Zeiten die hohen Klostermauern. Aber das Innere war ohne Zweifel damals belebter als heutzutage, wo es stilgemäß und prachtvoll hergestellt, nur zu gewissen Zeiten als königliches Jagdschloß benützt wird. Denn bis zum Anfang unseres Jahrhunderts war Bebenhausen eine der vier Klosterschulen, in welcher die künftigen Theologen ihre Obergymnasialbildung bekommen. Der katholische Abt war noch nicht lange abgezogen, als diese Klosterschule wiederhergestellt und Andreä als Abt oder Prälat zum Vorstand derselben gemacht wurde. Aber er hatte nicht mehr die jugendliche Frische, um sich den jungen

Leuten viel zu widmen. Von Tübingen kamen wohl manche freundschaftliche Besuche in das stille Waldthal, und es wurden alte Zeiten besprochen, aber in Bebenhausen selbst herrschte kein guter Geist. Die Klosterpräzeptoren, mit denen der Prälat zunächst verkehren mußte, scheinen vom Schlag eines L. Osiander und Thumm gewesen zu sein, tote Orthodoxe, an denen die schweren Gerichtsjahre vergeblich vorübergegangen waren. Sie beschuldigten Andreä der Gemeinschaft mit dem Helmstädter Theologen Calixt, der eine Vereinigung der Lutheraner, Reformierten und Katholiken zu einer einheitlichen christlichen Kirche anstrebte. Es war ja freilich Andreäs innigster Wunsch, daß die gehässigen Streitigkeiten aufhören und alle Christen in herzlicher Liebe sich vereinigen sollten. Aber er sah wohl ein, daß eine Verbindung der Kirchen selbst, eine förmliche Union, in weitem Felde liege. Er war aus voller Überzeugung in der Abendmahlslehre Lutheraner und mißbilligte in seinen Briefen an Herzog August von Braunschweig Calixts Verfahren aufs bestimmteste. Allein gerade der Verkehr mit dem Herzog von Braunschweig konnte den Verdacht erregen, daß er auch an die theologische Richtung der Braunschweiger Universität sich anschließe, und die fürstlichen Geschenke mochten den Neid der Lehrer an der Klosterschule erwecken, so daß sie ihm bei seiner Kränklichkeit und nervösen Reizbarkeit manche schwere Stunde bereiteten. Darum sagt er: „Als ich schon in den ersehnten Hafen der Ruhe einzulaufen und am Ufer anzulegen glaubte, warf mich irgend ein Sturmwind in das Meer zurück, damit ich neue Erschütterungen erdulde.“

Den 25. April 1650 war er in Bebenhausen ein-

gezogen und außer den Tübinger Freunden stellten sich auch andere aus größerer Entfernung in den ehrwürdigen, für die evangelische Kirche neu gewonnenen Räumen ein. Die Tübinger Besuche wurden erwidert, und auch nach Calw zu den Kindern und Enkeln wurden Ausflüge gemacht; im Teinacher Bad suchte der müde Greis Erholung, und in der Nähe von Bebenhausen auf einer Höhe des Schönbuchs zogen ihn die Ruinen des Chorherrenstifts und des Schlößchens Einsiedel an. Dort hatte der hochbegabte Graf und nachmalige Herzog Eberhard im Bart, „der reichste Fürst“, nach seiner Rückkehr von Palästina einen Weißdorn gepflanzt und durch die kirchliche Stiftung seine Sinnesänderung bezeugt, denn in seiner Jugend war er ein leichtsinniger Fürst gewesen. An einem alten Turm fand Andreä die Inschrift: attempto, d. h. ich wags, und freute sich über dieses Losungswort des wackeren Fürsten. Durch den Landaufenthalt war auch seine Gesundheit wieder ein wenig gestärkt worden, so daß er im folgenden Jahr die Generalsuperintendenz übernahm, welche er bis dahin abgelehnt hatte. Aber die Sitzungen des Landtags und der feindliche Sinn, der ihm in der Stuttgarter Kanzlei entgegentrat, der Widerstand gegen eine strengere Kirchenzucht, griffen seine Gesundheit so an, daß er immer wieder krank nach Haus zurückkehrte. Besonders schwer wurde für ihn das Jahr 1652 durch die Angriffe seiner Kollegen und des Oberamtmanns, so daß er sich wie in einem Käfig eingeschlossen und den Schlägen seiner Feinde preisgegeben sieht. „Mir wurde diese Klause zu einer dürren Wüste, sagt er, wo der erzürnte Himmel alle Ungerechtigkeiten ausschüttet, zu einer Hölle, wo unter

dem trotzigen und unbeweglichen Rhadamanthus und dem bellenden Cerberus die Furien geißeln, Sisyphus den Stein wälzt, Prometheus dem Geier zur Nahrung dient, Tantalus schmausen will[1]), wo niemanden wohl ist, außer den Peinigern, die ungestraft bleiben.“ Doch tröstet er sich mit Ps. 2 V. 5 und 9, daß der Herr im Himmel als der gerechte Richter noch gewaltig eingreifen wird. Gerne hätte er an der Braunschweigschen Sonne sich ergötzt, denn der Herzog hatte ihm bereits eine Sänfte bis nach Bebenhausen geschickt, aber sein körperlicher Zustand erlaubte eine so große Reise nicht.

Als ein Lichtstrahl in die Finsternis, mit welcher nach seiner Anschauung das engere Vaterland bedeckt war, kam in demselben Jahr eine Kommission mit dem Herzog und dem ganzen Hof nach Tübingen, um die Universität zu reformieren oder wiederherzustellen, die Lücken, welche der Krieg unter den Lehrkräften gerissen, auszufüllen, unwürdige Leute zu entfernen und den Gehalt der Professoren zu regeln. So wurden namentlich weitere Professoren der Theologie angestellt. Andreä suchte bei dieser Kommission auch Hilfe gegen seine heimtückischen Kollegen, aber vergebens. So schaut er am Schluß seiner Selbstbiographie traurigen Herzens in die Zukunft. Er hatte gehofft, der Friede werde auch geordnete Zustände und aufrichtige Gottesfurcht bringen, aber er sieht nur das Dreigespann des Atheismus, der Barbarei und der Sklaverei durch die weit geöffneten Thore hereinfahren. Unter den vornehmen Personen kommt der Abfall vom evangelischen Glauben

---

[1]) Bilder der griechischen Mythologie aus der Unterwelt.

noch immer häufig vor, die Streitigkeiten der Theologen werden stets mit Erbitterung geführt, die Staatsgewalt unterdrückt die Kirche auf allerlei Weise. Von der lutherischen Kirche sagt er, ihre Theorie sei die reinste, aber die Praxis die schmutzigste, die Lehre sei die beste, aber das Leben das schlechteste, das Bekenntnis herzmäßig, aber die Anwendung herzlos. Daran sei hauptsächlich der Scheinglaube schuldig, der nirgends Früchte bringt, nicht der lebendigmachende Glaube, der auf Christi Verdienst gestützt, ohne Werke rechtfertigt und selig macht, und der gewohnheitsmäßige, unheilige, für verdienstlich geltende Abendmalsgenuß. Die Blinden und Lahmen (2 Sam. 5, 6) und vergötterte Personen seien die Wächter und Verteidiger der Mauern Jerusalems; mit Rücksicht auf die Familie werde das Wohl der Kirche vernachlässigt, verlassen und verraten; auf dem Papier sei alles recht, aber in Wirklichkeit dürfe man gegen alle Gesetze und Verordnungen ungestraft sich versündigen.

Das Jahr 1654 brachte die ersehnte Erlösung von Bebenhausen, aber noch immer keine Ausspannung vom Amt, bis der Herr selbst den müden Pilger ausspannte. Andreä wurde zum Prälaten in Adelberg ernannt, allein er bezog dieses auf der Höhe des Schurwalds im Angesicht des Hohenstaufens gelegene Kloster nicht mehr, denn zugleich wurde er Mitglied des engeren Landschaftsausschusses und mußte deshalb in Stuttgart wohnen. Den 27. März zog er wieder in der württembergischen Hauptstadt ein, aber seinem Beruf konnte er nicht mehr nachgehen, sein Leben war ein beständiger Kampf mit dem Tode, und nach wenigen Monaten war sein Lauf vollendet.

Als er sein Ende herannahen fühlte, zog er noch einmal seine geistliche Amtskleidung an und genoß mit den Seinigen das h. Abendmahl. Seinem Sohn Gottlieb, der seit 1650 auf die Pfarrei Wankheim bei Tübingen versetzt worden war, rief er zu: „Ja eine unbeschreibliche Ruhe erfüllt mein Herz und verbannt alle irdische Sorge. Mir ist so wohl, so unaussprechlich wohl.“ Sieben Stuttgarter Geistliche, darunter sein treuer Kollege Christoph Zeller, besuchten ihn an seinem Sterbebett, um mit ihm zu beten. Den Tag vor seinem Tode beauftragte er Zeller, er möchte dafür sorgen, daß bei seinem Leichenbegängnis alles Gepränge vermieden werde, und brach in die Worte aus: „Das ist unsre Freude, daß unsre Namen geschrieben sind im Buch des Lebens.“ Am folgenden Tag diktierte er noch einen Brief an den Herzog August von Braunschweig und ergriff die Feder, um ihn zu unterschreiben, brachte aber nur zwei Buchstaben zu Papier. Als sein Sohn Gottlieb das Ende herannahen sah, rief er ihm zu: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott!“ Da hob der Sterbende noch einmal sein Haupt empor, schaute nach oben und faltete voll Freude mehrmals seine Hände. Die Gattin mußte ihm die zwölf Artikel des christlichen Glaubens vorsprechen, und er sprach sie mit schwerer Zunge, jedoch vernehmlich nach. Mit diesem Bekenntnis auf den Lippen entschlief er sanft den 27. Juli 1654.

So erreichte der frühzeitig grau gewordene und kränkliche Mann doch ein Alter von beinahe 68 Jahren. Das geistvolle Auge und die mutigen Gesichtszüge auf seinem

Bilde lassen uns ahnen, daß er sich trotz seinen beständigen Klagen immer wieder aufraffen konnte zu neuer Arbeit, um für das Wohl seiner heimatlichen Kirche zu wirken, solang es Tag war, und die Folgezeit hat es bewiesen, daß seine Arbeit nicht so vergeblich war, wie er selbst es darstellte.

Den 30. März bewegte sich ein langer Leichenzug nach der Hospitalkirche und dem zu derselben gehörigen Gottesacker, wo die sterbliche Hülle des Mannes niedergelegt wurde, der nach so vielem Kampf und Leid nun zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen durfte. Zeller hielt die Leichenrede über Andreäs Losungswort Ps. 71, 1: „Herr, ich traue auf dich; laß mich nimmermehr zu schanden werden.“ Zur Grabschrift hatte der Verstorbene einen lateinischen Vers gedichtet, der auf deutsch heißt:

Wenn ich das göttliche Wohlthun schau, lobsinget die Seele,
Wenn ich mein Leben betracht, sprech ich: erbarme dich mein![1])

Zehntes Kapitel.

Aus dem Theophilus.

Wir haben von Andreäs Schriften aus der Vaihinger Zeit einige Auszüge gegeben und ein Büchlein erwähnt, das er in Calw geschrieben, um Joh. Arnds Wahres Christentum in Schutz zu nehmen gegen die Tübinger Fanatiker, das er aber erst 1649 durch den Druck veröffentlichte und seinem hohen Gönner Herzog August von

---

[1]) Magnificat canto, reputans benefacta Jehovae,
At vitam relegens: o miserere mei!

Braunschweig widmete. Wir müssen nun, nachdem wir das Leben des Gottesmannes bis zum seligen Heimgang begleitet haben, diesem Büchlein, dem Theophilus, noch einige Aufmerksamkeit schenken, denn es ist gleichsam sein Testament. Nicht mehr mit jugendlicher Ironie, sondern mit tiefem Ernst werden hier die Schäden der Zeit besprochen und die Heilmittel angegeben, und wir müssen uns manchmal verwundern, wie Andreä in prophetischem Geiste Schäden bespricht, die in unsrer Zeit in noch viel höherem Maße hervorgetreten sind, als damals. Darum verdient dieses Schriftchen, das durch W. Oehlers Übersetzung (Johann Valentin Andreä, Theophilus, herausg. v. W. Fr. Oehler. Heilbronn 1878) auch den Laien zugänglich geworden ist, die Beachtung unsrer Zeitgenossen in besonderer Weise.

Als Zweck des Büchleins wird in lateinischen Wortspielen angegeben: „Theophilus, in der Fremde daheim, in der Heimat fremd, muß erleben, wie die Religion relegiert, die Gesetze gesetzlos, die Wissenschaften aus dem Bereich des Wissens verschwunden. So möchte er zum Nutzen des Christentums dazu helfen, daß die Religion wieder eingebürgert, die Gesetze festgesetzt, die Wissenschaften wieder frei ausgeübt werden. Um diesen Wunsch zu befriedigen, stellt er der Verleumdung eine Säule der Wahrheit, dem neidischen Blick eine Warte zum Ausblick gegenüber, den Redlichen zu gefallen, zu des erwünschten Friedens Morgenröte unter fürstlicher Gunst, nur als eine Stimme.“

Das erste Gespräch handelt nun von der christlichen Religion. Theophilus klagt über den Zustand der lutherischen Kirche, wie der Gehorsam, die Liebe, das

gute Gewissen und der übrige Schmuck der wahren Religion, in welchem der wahre Glaube ehemals vor der Welt sich auszeichnete, verloren gegangen sei. Democides, mit dem er redet, kann das nicht verstehen und möchte sich bei der Herrschaft der Orthodoxie befriedigt fühlen. Theophilus hebt nun zwei Punkte hervor, deren Erneuerung oder Auffrischung er wünschte, damit die Kirche zum Sinn und der Einrichtung Luthers zurückkehre: 1) daß an die Regel des göttlichen Worts und an die Richtschnur des Gewissens sowohl die Gesetze als die Einrichtungen des Staats mehr angepaßt werden, und eine größere Übereinstimmung zwischen göttlichen und menschlichen Instituten zu Tage träte; 2) daß man sich mit der öffentlichen Verkündigung des Wortes Gottes nicht begnüge, sondern für einen gründlichen Privatunterricht der einzelnen besser sorge. Dadurch würde der Boden für die Predigt besser zubereitet und die Glaubensgewißheit, überhaupt die Erkenntnis der christlichen Religion befördert.[1]) Auf den ersten Punkt will sich Theophilus nicht näher einlassen, denn es ist das „schwieriger zu erforschen, auch mehr Sache unsrer Vorgesetzten." Aber die Notwendigkeit eines katechetischen Unterrichts für die Jugend begründet er, indem er einen 27jährigen Menschen hereinruft und über die einfachsten Heilswahrheiten fragt, aber in den Antworten die verschiedensten Stücke des Katechismus sinnlos durcheinandergeworfen bekommt. Sodann tritt ein Sohn des Theophilus auf, der von ihm unterrichtet wurde und die treff-

1) Oehlers Übers. S. 18.

lichsten Antworten aus allen Hauptstücken giebt, auch alle Irrlehren abweisen kann. Democides ist verwundert, mit welchen Maschinen und Schrauben Theophilus das an dem Knaben erreicht habe. Dieser aber antwortet: ganz einfach, spielend, durch tägliche Übung. Es sei ganz verkehrt, solche Dinge der Jugend vorzuenthalten, während die Fassungskraft noch in ihrer Lebhaftigkeit und das Gedächtnis noch in seiner Stärke vorhanden ist, gerade die Dinge, welche Wegleitung und Zierde für das ganze Leben werden können und sollen. Er rechtfertigt sich sodann darüber, daß er schon den Kindern den Gegensatz gegen die Sekten beibringe, mit einer Hinweisung auf die gefährlichen Folgen der Weigelschen Mystik und preist den gesunden Sinn Luthers als des Riesen, zu dem er hinaufschaue.

Der zweite Teil des Theophilus handelt von der christlichen Zucht. Theophilus fragt, wie es denn komme, daß gerade diejenigen, welche es mit dem Christentum ernst nehmen und um ihr Seelenheil bekümmert seien, von seiten derer, die als Herren und Besitzer der Religion gelten, sich Haß und Verachtung zuziehen, daß man sie Wiedertäufer und Schwenkfelder nenne. Democides meint, weil es eine Eigentümlichkeit aller Sekten sei, unter dem Deckmantel der Tugend und Frömmigkeit ihr Gift einzuführen und einzuschwärzen, während sie prahlerisch ihre Heiligkeit zur Schau stellen. Darauf sagt Theophilus, dann gäbe es ja gar keine bestimmte Merkmale, um die christliche Wahrheit von dem Schein der Sektierer zu unterscheiden. Democides meint, das Falsche liege so nahe bei dem Wahren, daß Luchsaugen dazu gehören,

um es nur einigermaßen zu unterscheiden. Theophilus entgegnet: „Aber auch die, welche mit Luchsaugen sehen, wie oft sind auch sie Sinnentäuschungen preisgegeben, wie unbesonnen urteilen sie, wie anmaßend werfen sie weg, wie giftig verdammen sie, so daß man von Christi Geist auch nicht einmal eine Spur mehr antrifft!“ Auf die Einwendung, es geschehe das aus Furcht vor dem trügerischen Wesen der Sektierer, antwortet er: „Was werden wir aber thun, wenn einmal aus Furcht vor Ketzereien wir unsern Glauben nicht mehr bekennen, nicht mehr im Leben darstellen dürfen, so daß Christum hören wohl rechtgläubig heißt, aber ihm nachfolgen für ketzerisch gilt?“ Als Ursache dieses Übelstandes bezeichnet er nun den Verfall der christlichen Zucht. „So lange wir diese vernachlässigen, erwarten wir vergeblich ein Heilmittel in der Auslegung oder Verteidigung der christlichen Religion. Denn wie der Zweck der Medizin ein doppelter ist, die Gesundheit im menschlichen Körper zu erhalten, und wenn sie dahin ist, sie wiederherzustellen, so erkennt die Theologie in bezug auf die Seelenkrankheiten eine doppelte Aufgabe: sie zeigt nicht nur, wie wir von der Sünde frei werden, sondern auch, wie wir in der Gnade befestigt werden können. Wie daher die Heilkunst, wo sie in ihrer Ausübung vernachlässigt wird, wenig zu unsrer Gesundheit beiträgt, so kann auch alle Thätigkeit des Gottesgelehrten, wenn sie, wie heutzutage, überall verdächtigt wird, der christlichen Kirche keinen Nutzen gewähren und dem Verderben der Zeit nicht erfolgreich entgegenarbeiten.“ — „Es ist ganz gut, daß die Rechtgläubigkeit in Büchern, Disputationen, Predigten und

auf allerlei Weise verteidigt wird; aber darauf muß man doch auch dringen, daß das Leben dem christlichen Bekenntnis entspreche, daß nicht allenthalben viel Wissen, aber wenig Gewissen, eine Menge von Worten und keine Spur von Thaten zu Tage trete. Daher kommt es, daß viele sich erwärmen für das Studium der christlichen Lehre, aber kalt bleiben bei der Sorge für das christliche Leben, sehr viele ängstlich darum sorgen, daß keine falsche Lehre aufkomme, aber sehr wenige sich darum bekümmern, daß kein schlimmes Leben überhandnehme. Alle wollen das Bekenntnis mit dem Munde mit allen Kräften festhalten, aber kaum der zehnte Teil bemüht sich, das Evangelium mit der That zu bekennen." — „Auch mir ist ein geordnetes Leben bei ungeordneter Lehre verdächtig und das Benehmen jener heiligen Leutlein nicht unbekannt, die im Grunde von Zorn, von Hochmut, von Verleumdung und allen möglichen Flecken nicht frei sind, während sie ihr Gesicht schminken. Daher ist es gar nicht nötig, solche Leute von mir fernzuhalten, deren innere und äußere Hohlheit ich kenne, und ich will, daß die Kirche sich vor ihnen hüte. Aber deswegen dürfen wir nicht alles Bestrebens für eine Besserung des Lebens uns schämen, die Versuche dazu verwerfen, ein Lob derselben anfeinden und sie als verdächtig und aufrührerisch brandmarken. Was müssen nicht diejenigen denken, welche einen aufrichtigen Sinn, die reine Lehre und den besten Willen haben, wenn sie aus dem einen Grund übel angeschrieben sind, weil sie von der Gottlosigkeit des großen Haufens sich ferne halten, die Predigten fleißiger besuchen, mit den Dienern Gottes vertraulicher zusammenkommen,

die Zunge besser im Zaum halten, reichlicher Almosen geben, in Nahrung und Kleidung einfacher sind, das Irdische weniger schätzen, die Widerwärtigkeiten des Lebens geduldiger tragen, nach der himmlischen Speise und nach dem Himmel selbst begieriger trachten und alles ruhig hinnehmen? Wahrlich, wenn das Sektiererei ist, dagegen ein zügelloses, mit allen Lastern beflecktes Leben Luthertum, so treiben wir das Christentum selbst hinaus. Ich behaupte im Gegenteil: das ist das wahre und echte Luthertum, welches nicht die verstümmelte, sondern die vollständige Reformation des Mannes darstellt, der mit möglichster Gewissenhaftigkeit und mit heiligem Feuereifer zu Werke ging, der nicht nur der Unwissenheit, sondern vielmehr der Gottlosigkeit steuern und ebensowohl die Sinnenlust als den Aberglauben austreiben wollte. Weil wir davon abgehen, weil wir dies vergessen und statt der Sache nach einem Schatten greifen, ist es nicht zu verwundern, wenn wir uns gegenseitig mit Schmähungen überhäufen und den Ketzern auf beiden Seiten zum Spott werden." — „Wir rühmen uns Luthers; vielleicht würde er uns kaum als die Seinigen anerkennen, oder daß ichs noch freimütiger ausspreche: wir brüsten uns mit Christo, während er uns niemals für die Seinigen erklären würde. — Wenn ihr Männer seid, warum greift ihr nicht die herrschenden Laster mit demselben Mut an, wie die verborgenen Irrlehren? Warum hebt ihr die Stirne nicht empor, so wie ihr finster abwärts blickt? Jene streichelt ihr, diesen gebt ihr eine Ohrfeige, jenen streut ihr Weihrauch, diese speit ihr an; jenen leistet ihr Gehorsam, diesen leget ihr ein Joch auf; eure Kirchenzucht läßt die Raben los und plagt

die Tauben, ihr alle, die ihr mit dem Munde die Religion, mit dem Herzen das Regieren begehret!"

Nun fragt Democides nach den Heilmitteln für diesen Schaden; er fragt, bei wem man denn Hilfe suchen soll, und Theophilus verweist ihn vor allem auf die Obrigkeit. „Wir müssen Gott bitten, daß die Obrigkeit Christum wahrhaftig ergreife, von ihm erfüllt sei und ihn in alle Bande der menschlichen Gesellschaft einfüge. Wenn das nicht geschieht, wird sie von einer heidnischen oder barbarischen Obrigkeit sich in nichts unterscheiden. — Will sie Christum darstellen, so muß der Himmel ihr Ziel sein, ihre Richtschnur das Evangelium, ihre Werkzeuge die Freunde Gottes, ihre Losung die Liebe, ihr Schutz die Ehrbarkeit, ihre Krone der Friede, ihre Belohnung die öffentliche Wohlfahrt. — Es giebt götzendienerische Regenten, die gegen die Christen wüten; es giebt andere mildere, nicht in bezug auf die Religion, aber durch Sittenreinheit. Es giebt christliche Regenten, die sich um die Religion nicht bekümmern, es giebt andere, die derselben sehr ergeben sind, nicht nur in Rücksicht auf ihre Länder, sondern wirklich im Blick auf den Himmel. So liegt viel daran, welchen Geistes die sind, welche am Steuerruder sitzen. Ists nicht so, daß unter einem gelehrten Fürsten alles schreiben will, unter einem musikalischen alle singen, unter einem baulustigen alle bauen, unter einem kriegslustigen alle kämpfen? Warum sollten nicht unter einem christlichen Fürsten mehr Leute Christum bekennen, als jetzt nur leise von ihm reden? Warum sollten nicht viele ihre Stimme erheben, die jetzt nur flüstern? — Wäre nicht die Obrigkeit deiner Stadt, wenn sie Gott

fürchtete, seinem Wort gehorchte, gewissenhaft wäre, Geschenke verschmähte, die Armen unterstützte, für die Seele sorgte und nach dem Himmel trachtete, eine gemeinsame Zufluchtsstätte? Würde sie nicht wie ein günstiges Gestirn euch allen erglänzen?" — Daran knüpft sich nun das Verlangen nach einem Sittengericht, wie es Andreä in Genf gesehen hatte, und es wird dasselbe beschrieben, wie in jedem Quartier zwei oder drei Männer von unbescholtenem Ruf gewählt werden, die einiges Ansehen genießen, um über die Nachbarschaft Aufsicht zu führen, so daß Würfel und Kartenspiel, Fluchen und Schwören, unzüchtige Lieder, Händelsucht, Müssiggang, Ehedissidien, leichtfertiges Leben der Dienstboten, Ungehorsam der Kinder u. dgl. gerügt wird, und die Sittenrichter selbst jeden Anstoß vermeiden; wie dann schwerere Fälle vor eine höhere Instanz, die schwersten vor die Obrigkeit gebracht werden. Theophilus vergleicht nun mit den Zuständen in Genf das Leben in den vaterländischen Kneipen, Gesellschaften, Versammlungen und all den Stätten, welche das Leben der Christenheit beflecken. Die Gesetze verbieten wohl auch hier solche Dinge, aber das Gesetz wird zum Spott, wo kein Gehorsam gegen dasselbe vorhanden ist. „Du siehst ja wohl, wie wir durch die besten Gesetze gebildet, aber durch die schlechtesten Gesetzvollstrecker verbildet werden, und daß wir wohl wissen, was sich schickt, das Thun aber andern überlassen." — Auf die Frage, ob denn gar niemand mehr übrig sei, der noch über die Gesetze und ihre Handhabung wachte, antwortet Theophilus, es gebe allerdings noch solche Männer, aber bei dem schlimmen

Zeitgeist können sie nicht durchdringen; man brauchte einen christlichen Herkules, um diesen Stall zu reinigen, wie einst die Reinheit der Lehre, so nun die Reinheit des Lebens wiederherzustellen. Inzwischen müssen im Volke Gottes die Gerechten aus dieser Verwirrung sich flüchten und in der Stille Christo dienen, im Wandel dies beweisen und es den Ihrigen einschärfen, damit dieselben nicht in Übereinstimmung mit dem Zeitgeist für erlaubt halten, was zu allen Zeiten als eine Entfremdung von Gott angesehen wurde. Es wird nun besonders besprochen, was die Geistlichen zur Wiederherstellung einer christlichen Zucht thun können, und die Zulassung von offenbar unbußfertigen Leuten zum h. Abendmahl scharf gerügt. „Man scheut sich mehr bei den Reichen und Fetten dieser Welt anzustoßen, als man sich vor Gottes Zorn fürchtet. Man fürchtet für seine Haut, wenn man die Laster der Zeit und der Zeitgenossen schelten soll." Gegen die Einwendung, man könne doch keine andere Zustände herbeiführen, wird auf Luther verwiesen, der anfangs nachgeben wollte, aber vergeblich, denn Satan war einmal gereizt, und „als man nun mit Gewaltmaßregeln, mit Lug und Trug, mit Verleumdungen aller Art antwortete, so fing er im Vertrauen auf Gott und seine gute Sache an, die eitle Furcht zu verlernen, die Ehrfurcht abzulegen und sich mit Kraft aus der Höhe ausrüsten zu lassen, so daß er alle Tiaren, Kronen, Infuln und Kaputzen mit Heldenmut niedertrat, nicht auf Antrieb eigenen Hochmuts, sondern auf göttliches Geheiß und Befehl. — Mit Gott muß man wagen, wo er treibt; mit Gott muß man vorgehen, wo er vorzieht.

Es wird nun der leider bereits verstorbene Joh. Arnd hervorgehoben als einer, der die Reformation des Lebens im rechten Sinn angestrebt habe und dafür so schändlich verketzert worden sei, aber auch darauf hingewiesen, daß der bedeutendste Theologe der damaligen Zeit, der Professor Johannes Gerhard in Jena, in dieses Verwerfungsurteil nicht einstimme.

Der dritte Teil des Theophilus handelt von der christlichen Gelehrsamkeit. Democides verwundert sich über die schönen Kenntnisse und die Fassungskraft der Knaben des Theophilus und meint, sie müssen mit Unterricht überladen werden. Dieser aber versichert ihn, sie lernen um die Hälfte weniger und wissen doch um die Hälfte mehr als andere. Die Methode sei nicht eine neue, sondern sie gelte schon seit alter Zeit bei den wahren Christen. „Als Grundlage eines besseren Unterrichts, d. h. eines christlichen, stelle ich die Frömmigkeit auf. — Ich meine nicht den bekannten Eifer für die Frömmigkeit, der bloß obenhin geht und nur außerordentlicherweise zu Tage tritt, der bei vielen zu den Nebenbeschäftigungen gehört, sondern den beständigen, heiligen und gründlichen, der das ganze Leben begleitet und einnimmt und die ganze Jugend beseelen soll. — Dem zarten Alter muß schon eingeprägt werden, den allmächtigen und allgütigen Gott mit reinem Herzen zu verehren, nicht etwa durch äußere Gebärden, die den Schein der Demut und Frömmigkeit an sich tragen, sondern mit voller Hingabe des Herzens, das dem Auge und dem Urteil Gottes offen steht, da man des Glaubens lebt, daß er durch keine Heuchelei getäuscht, und daß seine Liebe durch keinen

scheinbaren Gehorsam erworben werden könne, da er alle Gedanken des Herzens kennt, die Heuchler haßt und die, welche ihn lieben, wieder liebt. Wie aber Gott geliebt oder verehrt werden will durch genaue Beobachtung seiner Gebote, das wird nicht sowohl im Hause, als von gläubigen Lehrern gelehrt werden durch das Studium des göttlichen Wortes, durch fleißiges Lesen und frommes Nachdenken über dasselbe. Das stelle ich als das Hauptstudium oben an. Die h. Schrift muß als Same der Frömmigkeit der Jugend eingepflanzt werden, daß sie in ihr heimisch werde, sie muß dem Gedächtnis anvertraut und verständlich gemacht werden, so daß sie die Thaten Gottes und der Heiligen besser weiß, als die Fabeln von Aeneas und die Verwandlungen Ovids, daß sie die heiligen Sprüche sichrer aufsagen kann, als die Verse Vergils, und öfter in geistlichen Liedern Gott ihr Opfer darbringt, als der Venus mit schmutzigen Gedichten, daß sie endlich die Wahrheit der christlichen Religion sich fester einpräge als die reizenden Buhlereien heidnischer Eitelkeit. Dies wäre die Hauptaufgabe für alle Jünglinge, besonders aber für diejenigen, welche ihre ganze Lebensarbeit Gott und der Kirche widmen sollen, die freilich oft mehr weltliche Gelehrsamkeit als himmlische Weisheit (um nicht zu sagen: keines von beiden) in das Amt mitbringen." Damit will Theophilus die klassischen Studien nicht verwerfen, sondern ihnen nur die richtige Stellung anweisen, daß sie zum Dienst Gottes verwendet werden, zur Liebe des Nächsten, zur Förderung des Lebens, des guten Namens, überhaupt alles dessen, was gut heißt. „Jeder Geist soll hinter Christo zurückstehen. Es sind verderbte Ohren, denen

Plato süßer tönt als Johannes, ein blindes Urteil, das den Aristoteles dem Mose vorzieht, es ist eine schlechte Zunge, welcher Cicero besser schmeckt als Paulus, ein hölzernes Herz, das bei Seneka mehr Kraft findet als bei Christus."

Es wird nun genauer dargestellt, wie Theophilus den Unterricht in weltlichen Fächern sich denkt, damit er in kürzerer Zeit doch mehr leiste und den Religionsunterricht nicht überwuchere. Dafür werden namentlich vier Regeln gegeben:

1) Es soll nichts in einer den Schülern noch fremden Sprache gelehrt werden, während man damals schon den Kleinen in lateinischer Sprache die Regeln über das Lateinische beibrachte. Sie sollen nichts lernen ohne Dolmetscher.

2) Es soll nichts gelehrt werden, was sie noch nicht fassen können und worüber sie kein Urteil haben. Es sollen also nicht philosophische Spekulationen, Logik und Physik so frühzeitig der Jugend beigebracht werden. Sie soll nichts lernen ohne Erklärer.

3) Es soll nur das beigebracht werden, was für das Alter paßt, und wofür es ein Interesse hat. Die Jugend soll nichts lernen ohne Führer.

4) Es soll nicht zu vielerlei auf einmal getrieben werdeu; auf ein Studium sollen die Kräfte konzentriert sein. Abwechslung darf wohl stattfinden, aber nicht nach Stunden und Tagen.

Theophilus weist zum Schluß darauf hin, in welcher Gefahr die evangelische unfruchtbare Pädagogik steht gegenüber den Jesuiten, „die schneller Paläste aufbauen, als

wir Ställe im Stand halten. Wie nehmen jene sich der Jugend an, um sich des Staates zu bemächtigen und ihn zu beherrschen! Wie gering achten wir die Jugend, daß wir in allen Stücken Zaum und Gebiß aus den Händen lassen! Sie üben die Herrschaft aus in der Wissenschaft, wir bleiben in unsrer papierenen Werkstätte, während sie die Kabinette der Könige durchwühlen."

Elftes Kapitel.

Die Früchte von Andreäs Arbeit.

Das Weizenkorn mußte in die Erde fallen und ersterben, um viele Frucht zu bringen. Andreä hat bis an sein Lebensende kämpfen, dulden und klagen müssen; sonnige Tage waren ihm nicht beschieden. Gleichwohl hat er auf seinem Posten ausgehalten, er ist seinem engeren Vaterlande treu geblieben, obgleich er sowohl in Nürnberg als in Braunschweig vermutlich eine angenehmere Stellung bekommen hätte. Als eine Rose unter Dornen erscheint er in seiner Zeit, aber vergeblich ist seine Arbeit nicht gewesen, obgleich er von den Früchten nur wenig sehen durfte. Wenn man von Luther sagt, er sei ein durchaus deutscher Mann gewesen und habe deshalb auf das deutsche Volk so mächtig eingewirkt, so wird man auch Andreä als einen durchaus schwäbischen Mann bezeichnen dürfen. Tholuck zeichnet sein Bild mit großer Liebe in seinen „Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus dem siebzehnten Jahrhundert" und sagt, er habe in seinem Wesen etwas Weibliches gehabt. Dahin rechnet er namentlich das

Interesse für allerlei Kleinigkeiten, für Sammlungen, das Gedächtnis vieler einzelnen Personen, die in seiner Selbstbiographie vorkommen u. dgl. Wir möchten das eher als eine Eigentümlichkeit des schwäbischen Charakters betrachten, den Andreä niemals abgestreift, obgleich er die Welt gesehen hatte mehr als die meisten seiner Landsleute. In den Jahrhunderten nach der Reformation bewegte sich das kirchliche Leben großenteils innerhalb der einzelnen deutschen Fürstentümer, und besonders die württembergischen Theologen waren dadurch, daß sie nur in Tübingen studierten, etwas abgeschlossen vom übrigen Deutschland. Aber in dem kleinen Kreise der württembergischen Landeskirche beginnt doch bereits mit Andreä eine neue Zeit, in der man auf das christliche Leben mehr achtete, als auf die Form der Lehre.

Fromme Fürsten, was Andreä so sehnlich gewünscht hatte, sind leider auch in den folgenden Jahrzehnten selten, ja mit Herzog Eberhard Ludwig riß am Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine Sittenverderbnis nach französischem Muster am württembergischen Hof ein, wie man sie vorher nicht gekannt hatte, und behauptete sich fast ein Jahrhundert lang. Aber merkwürdig! Wie von einer höheren Hand gehalten, mußten die leichtsinnigen Fürsten Hofprediger berufen, welche den alttestamentlichen Propheten gleich, ihren Fürsten die Wahrheit sagten und dem Volk als lebendige Zeugen des Evangeliums mit dem Wort Gottes voranleuchteten. Christoph Zeller haben wir bereits als einen würdigen Nachfolger Andreäs kennen gelernt. Er lebte noch bis 1669. Auf ihn folgte Jo-

hannes Schübel, ebenfalls ein Freund, ja Hausgenosse Andreäs († 1671), bekannt als freimütiger Strafer auch fürstlicher Sünder. Bartholomäus Haage, der als Findelkind in den Schreckensjahren nach dem Tod seiner Eltern in Ulm Aufnahme gefunden und dann, nachdem seine württembergische Heimat konstatiert war, im Stift ungemein rasch studiert und mit 19 Jahren eine Pfarrei bekommen hatte, so daß ein Bauer seiner Gemeinde ihn weinen sah über der vor ihm liegenden Aufgabe und ihn anredete: „Büble, was greinst?" — dieser Bartholomäus Haage wirkte als Hofprediger in demselben Geist bis 1692 († 1709). Bald darauf folgte der feurige Joh. Reinhard Hedinger († 1704), der seine Antrittspredigt begann mit den Worten: „Wer fromm sein will, meide den Hof, ist ein auch den Politicis und Hofleuten selbst bekanntes Wort," und bekennt, daß „einen treuen Propheten, der in die jämmerliche Zerrüttung des Hoflebens nach dem gemeinsamen Schrot mit erleuchteten und betrübten Augen öfters eingesehen, ein herzliches Grauen ankommen müsse, um so viel mehr, weil der Ernst, Babel zu heilen, großenteils übel und fruchtlos angewandt, auch die Religion als für den Pöbel gehörig, der selbstgenommenen und geliebten Freiheit zu sündigen für gar zu unanständig erachtet, damit die Hoffnung einer erklecklichen Besserung durch Buße und Bekehrung völlig abgeschnitten wird." Er tröstet sich mit seinem Text Jer. 17, 16: „Ich bin nicht vor dir geflohen, mein Hirte! so habe ich Menschentage nicht begehret; das weißest du." Am Schluß der Predigt wendet er sich an den Herzog Eberhard Ludwig mit derselben Bitte, die einst ein Mönch an den Kaiser

Otto III. gerichtet hatte: Fürst, bewahre deine Seele! Das solle die größte Gnade sein, welche er sich von seinem Fürsten erbitte.

Unter den folgenden Hofpredigern nennen wir noch Malblanc, der dem Herzog und seiner Buhlerin das h. Abendmahl verweigerte und vom Konsistorium darüber gerechtfertigt wurde, Urlsperger, der von seiner Stelle abgesetzt wurde, als er in einer Karfreitagspredigt gegen die Sünden des Hofs ein mutiges Zeugnis abgelegt hatte, und als Senior in Augsburg starb, Grammlich, Hiemer, Weißmann, Joh. Chr. Storr.

Diese Hofprediger hätten sich nicht gegenüber den Launen der Fürsten behaupten können, wenn sie nicht am Konsistorium meistens einen festen Rückhalt gehabt hätten, wie auch an den Prälaten. Andreäs Geist wirkte fort, wenn gleich mancher Widerstand überwunden werden mußte. Wir könnten noch manche Konsistorialräte aufzählen außer den Hofpredigern, denen die Förderung des christlichen Lebens die wichtigste Herzens-Angelegenheit war, und Andreäs Schüler fanden bald auch außerhalb Württembergs Anklang, als durch Philipp Jakob Spener in Frankfurt, in Sachsen und in Berlin neues Leben geweckt wurde. Wie sehr Spener selbst seine Geistesverwandtschaft mit Andreä fühlte, geht aus der Äußerung hervor: „Ich vor meine Person achte seine Schriften so hoch, daß, wenn ich einen Mann zur Besserung unserer Kirchen aus dem Grabe wieder erwecken und hervorbriugen könnte und sollte, es vielleicht viel Nachdenkens bedürfen würde, ob ich einen andern vor ihm dazu zu erwählen hätte“ (Spener, Wahrhaftige Erzählung dessen, was wegen

des sogenannten Pietismi vorgegangen, S. 18). Während Spener von andern Konsistorien mit Gift und Galle verfolgt wurde, baten ihn in Württemberg Konsistorium und Staatsmänner um Gutachten, die gedruckt sind in seinen „Theologischen Bedenken“. Fast alles, was damals die württembergische Kirche bewegte, wurde mit Spener verhandelt: die Aufnahme der um ihres Glaubens willen vertriebenen reformierten Waldenser, die Behandlung einzelner Irrlehrer, die Reisen der jungen Theologen zu ihrer weiteren Ausbildung u. dgl. Auch in Tübingen trat kein Lukas Osiander mehr auf, sondern ein Professor der Theologie Reuchlin hielt selbst Erbauungsstunden in seinem Hause. Im Jahr 1694 wurde ein herzogliches Edikt erlassen, von dem Konsistorialrat Georg Heinrich Häberlin bearbeitet, wonach die Lehre von einem besseren Zustand der Kirche auf Erden vor dem Ende der Welt, wie Spener sie aufstellte, nicht als eine ärgerliche Ketzerei zu bezeichnen sei, denn es handle sich hier nicht um ein Fundament des Glaubens, sondern um zukünftige Schicksale der Kirche, worüber man verschiedener Ansicht sein könne. Es wird in diesem Edikt ferner hervorgehoben, daß man unterscheiden müsse zwischen bloß historischem und lebendigem Glauben, zwischen bloß buchstäblichem und geistlichem Schriftverständnis, zwischen wiedergeborenen und unwiedergeborenen Predigern, wenn auch das Amt der letzteren darum nicht als unfruchtbar zu erklären sei. Aber es soll den Theologiestudierenden wohl und eifrig vorgemalt werden, daß sie, wenn sie auch äußerlich gute Predigten halten, dabei aber mit ihrem Herzen der Welt anhangen, dem Stolz, der Kleiderpracht, der Übermaß im

Essen und Trinken, der fleischlichen Wollust u. s. w. sich ergeben, sie noch nicht zur wahren, seligmachenden Erkenntnis Gottes erleuchtet seien, sondern in Finsternis wandeln. Darum sollen auch die Professoren „ihre Lektionen, Disputationen und übrigen Amtsverrichtungen also einrichten, daß die Furcht des Herrn als aller Weisheit Anfang, und also die Pietät oder Gottseligkeit bei der studierenden Jugend gepflanzet, erhalten, vermehret und dem Widrigen bestmüglich fürgebogen, und folglich nicht nur Gelehrte, sondern fürnehmlich fromme, gottselige Leute, bei Kirchen und Schulen hinkünftig zu gebrauchen, auf Unserer hohen Schul und in Unsrem Fürstlichen Theologischen Stipendio daselbsten erzogen werden." Redet da nicht Andreäs Geist, der durch Speners Mund noch einen schärferen Ausdruck bekommen hat?

Wir haben gehört, wie sehr Andreä sich um eine katechetische Unterweisung der Jugend bemüht hat. Auch darin wurde seine Arbeit fortgesetzt durch den älteren Bruder seines treuen Kollegen, den Prälaten Johann Konrad Zeller († 1683), der die noch jetzt nach einigen Überarbeitungen gebräuchliche Württembergische Kinderlehre, eine katechetische Ausführung des Brenzschen Katechismus, geschrieben hat. Er konnte dazu neben Andreäs Büchlein bereits auch Speners Erklärung des lutherischen Katechismus benützen. Derselbe Joh. Konr. Zeller beteiligte sich auch an einem andern Werk, welches zur Einführung des Volks in die Bibel dienen sollte, an den Württembergischen Summarien, einer fortlaufenden Bibelerklärung, welche in den Vesperlektionen (damals Samstag Nachmittag, später Sonntag nach der Kinderlehre) vorgelesen werden sollten.

Der Arbeit Andreäs ist es also vorzugsweise zu verdanken, wenn Speners Saat in Württemberg einen fruchtbareren Boden gefunden hat, als in den Ländern, in welchen der Gottesmann selbst gewirkt hat. Wir wollen dabei nicht vergessen, was Andreä noch fehlte, worin Spener und namentlich Joh. Albr. Bengel über ihn hinausging, der dem württembergischen Pietismus sein eigentümliches, selbständiges Gepräge gegenüber dem Halleschen gegeben hat: Andreä hat wohl zu einer Vereinigung aller wahren Christen aufgefordert, aber gemeinsame Erbauungsstunden außerhalb der Kirche hat er nicht eingeführt, und eine tiefere selbständige Schriftforschung dürfen wir noch nicht bei ihm suchen. Seine Sprache ist noch nicht so rein biblisch, wie Speners und besonders Bengels, sein Gedankengang ist noch vielfach von Bildern aus dem klassischen Altertum beherrscht; aber er ringt sich aus der Anschauung, in welcher er aufgewachsen war, hindurch zu einem das ganze Denken und Leben wirklich beherrschenden Christentum.

Es wäre übrigens einseitig, wollten wir Andreä nur als Vorläufer oder Bahnbrecher des württembergischen Pietismus betrachten. Sein umfassender Geist suchte zur Belebung der Kirche auch Mittel, die bei Spener zurücktreten, wie die Korrespondenz zwischen Christen aus verschiedenen Gegenden, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von dem Sohn des genannten Hofpredigers Urlsperger organisiert wurde, in der Deutschen Christentumsgesellschaft. Er suchte auch solche Leute, die noch kein tieferes, christliches Leben hatten, aber

aufrichtig vor Gott wandelten, heranzuziehen zu den Werken der inneren Mission; er war unermüdlich, die im Amte Stehenden an ihre Pflicht zu mahnen; er wollte noch nicht, wie Spener, zunächst von der Kirche auf das Kirchlein sich zurückziehen, um die Kräfte zu konzentrieren; er erwartete von der Kirche im ganzen und von der Obrigkeit noch besseres, eine Rückkehr zu Gottes Wort. Die Absicht war dieselbe wie bei Spener, nur die Mittel zum Teil andere. Andreäs humoristische Ader und der große Apparat von weltlicher Bildung, der ihm zu Gebote stand, die dem Geschmack der damaligen Zeit mehr angepaßte Schreibweise konnten Kreise anziehen, die von Spener unberührt blieben, aber es hatte dies zur Folge, daß Andreä mehr bei Gebildeten, als beim gemeinen Volk bekannt wurde, und seine Anregungen erst durch andere Männer gleichsam ins Deutsche übersetzt werden mußten, um für die württembergische Landeskirche den Segen zu bringen, den sie wirklich gestiftet haben.

In weiteren Kreisen ist Andreä gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu Ehren gekommen, durch eine bedeutende Größe in unsrer deutschen Litteratur, durch Herder, der ihn fast ebenso hoch schätzt, wie Spener, wenn er sagt: „Valentin Andreä gehört so eigentlich für unsre Zeit, daß ich in vielem, vielem ihr jetzt einen Andreä wünschte“ (Herder, Nachlese zur schönen Litteratur und Kunst, Cottasche Ausg. S. 225); und wiederum: „Wahrlich, Andreä ist ein seltener und lieber Geist, sowohl am Verstande, als am Herzen. Seine Organisation muß so fein gewesen sein, wie sein moralischer Sinn es ist: denn sein Witz, seine Bemerkungen, die ganze Rich-

tung seiner Empfindungen im Leide und in der Freude, selbst seine schärfsten Urteile, seine bitterste Satire sind allemal aufs feinste moralisch. Der unermeßliche Vorrat von dem, was er wußte, die sonderbare Biegsamkeit seines Geistes für alle Kunst, für alles Wissenswürdige und Schöne, noch mehr aber die zerstreuende Geschäftigkeit, in der er lebte, sein früher Zusammenhang und Umgang mit so mancherlei Menschen, die die Gärung des vorigen Jahrhunderts hervorbrachte; nichts von alle diesem konnte ihn von jenem einen Wahren entfernen, das allenthalben der Geist seiner Schriften ist, und aus jeder Einkleidung wie eine Blüte emporsteigt (S. 223)."

Was ist wohl das gemeinsame, das so verschiedene Geister wie Spener und Herder gleichmäßig zu Andreä hingezogen hat? Es ist die Macht der Wahrheit, die durch seine Schriften hindurchstrahlt. Möge diese Macht der Wahrheit auch in unsrem Jahrhundert noch viele erleuchten und ihnen aufrichtige Liebe zu diesem Mann und zu unsrer evangelischen Kirche, für die er gestritten und gelitten, einflößen und erhalten! Das walte Gott!

Anhang.

Stiftung des sogen. Färber-Gestifts zu Calw.

d. d. 1621. 12. November.

In dem Namen der Allerheiligsten unteilbaren Dreifaltigkeit, Gott Vaters, Sohns und Heiligen Geists, als Eines wahren, Ewig und Dreieinigen Gottes, der Himmel und Erden, auch alles, was lebt und schwebt, durch sein Allmächtiges Wort erschaffen und gemacht hat. Amen.

Wir nachbenannte, mit Namen M. Johann Valentinus Andreä, Pfarrer und Spezial-Superintendens zu Calw: Desgleichen Christoph Demmeler, Ludwig Kleinbueb der Junger: Peter Walther der älter: Johann Jakob Dörtenbach: Jakob Schill: Jakob Zahn: Hans Schauber, Michels Sohn: Gregorius Demmeler: Hans Jakob und Hans Georg, die Stuber beide Gebrüder: Joseph Geisel: und Jakob Israel Metzger, Stadtschreiber, alle Burger zu besagtem Calw, bekennen und thun kund mit diesem offenen Instrument allermänniglich, so selbiges selbsten oder hören lesen.

Nachdem wir von unserm obersten Haupt, Erlöser und Seligmacher Jesu Christo, welchem samt dem Vater und dem heiligen Geist darum ewiges Lob, Preis und Dank gesagt, so hoch geadelt und gewürdiget, daß wir seinen Namen auf Erden tragen, und nach ihm Christen,

das ist, begnadete und gesalbte Gottes geheißen werden sollen, solcher Nam aber das beste, vernünftigste, ehrbarste, und gleichsam vollkommenste Leben erfordert, da nicht nur die Erkenntnis und Bekenntnis Gottes und seines heiligen Wortes, rein und lauter, der Gebrauch beider Sakramenten, Geheimnissen, Verbindungs- und Gnadenzeichen, in Übung und Verehrung, wie nicht weniger die Absonderung von allem Irrtum und Ketzerei, offenbar, sondern auch das Leben und Wandel also angestellt, daß Christus durch den Glauben in und außer uns, sich hören, sehen und greifen lasset, daß in Christo und durch Christum, wir lieben, leiden, fasten, beten, hoffen, glauben, und über auch wider alle Vernunft Gott gehorsamen, der Welt zuwider gehen, unser Fleisch bezäumen, dem Geist Platz und Raum in unsern Herzen machen: So will ja eine unvermeidliche Not sein, daß wir zuerst unserer Schuldigkeit nimmer vergessen, nachmal auch einander zu einer solchen Christenzucht aufmahnen, abrichten, fürtreiben und erhalten, wider die listige Anschläge des Teufels, die spöttische Nachreden der bösen verkehrten Welt, die hartnäckische Ungeschicklichkeit unseres Fleisches, Behutsamkeit, Großmütigkeit und emsige Übung untereinander treiben. Dann so die Weltkinder, in ihrem Geschlecht, wissen einander in aller Bosheit und Weltgriffen abzurichten, warum wollten die Kinder des Lichts, und rechte Brüder Christi unterlassen, eines dem anderen zu rechter himmlischer Geschicklichkeit, himmlischer Klugheit, himmlischer Beständigkeit, himmlischer Ergötzlichkeit, und dergleichen zu vermahnen und aufzumuntern und die Nachfolgung Christi in solchen Gang und Schwang zu bringen, daß die Welt darüber die Zähn zusammen zu beißen, die

lieben Engel aber im Himmel samt dem ganzen heiligen Heer sich zu erfreuen haben? Wann nun dieser Grund gelegt, daß wir aus Schein- und Maul-Christen zu rechten wahren lebendig thätigen Christen gezogen werden und also Gottes Wort, mit seinem Saft, Kraft und Nachdruck unter uns wohnet, daß wir anfangen nicht nur Gott zu hören, sondern auch ihm zu folgen, da darf es kein Kunst- und Nachsinnens, wie man das äußerlich und zeitlich also anlege, damit die Liebe des Nächsten allenthalben den Vorzug habe: Dann, wo ein Christ des andern bedürftig, da ist ein jeder, der die hiezu notwendigen Mittel von Gott empfangen, schuldig und auf das höchste verbunden, alles nach äußerstem Vermögen dahin zu richten, damit Gott durch uns möge wirken und gutes schaffen, und wir diejenige seien, deren sich Gott will gebrauchen, die Seinige zu speisen, tränken, kleiden, trösten, beschützen, unterichten, oder auf andere Weg zu begnadigen. Dann wahrlich dieses ist des Menschen größte Ehr, so er Gottes Spenditor und Austeiler werden kann, und er in solchem Amt getreu, willig, mild, freudig und arbeitsam erfunden wird. Sintemalen nichts in dieser Welt unser, alles aber Gottes Eigentum ist, und anderer Gestalten nicht zu Nutzen und beständigen Schatz kommen kann, es werde dann durch den Willen und Verordnung Gottes, an gebührend und rechtmäßigen Ort beigelegt und verwahret.

Wir bezeugen allervorderst vor Gott und der ganzen Welt, daß wir mit nachfolgender unserer Disposition und Verordnung, nicht uns selbsten oder unser eigne Ehr und Nutzen, sondern einig und allein Gott und was göttlich [illegible]hen, meinen und begehren, auch allen Fortgang und

ersprießlichen Nachdruck Gott und seiner Liebe, gegen uns armen unwürdig und untüchtigen Kreaturen heimschreiben. Darum auch wir über unser weniges, gehorsames und willfähriges, in uns keine Gedanken, außer uns kein Wort machen, auch Gottes Werk und Trieb bei uns williglich in Stille und Demut behalten, und gewiß wissen, daß Ruhm, Ehr und laut Geschrei des Teufels Art und Gemächt, so alles guts und löblichs darmit beschmeist, und uns gern die Ehr abstähle, so dermaleins allen rechten und wahren Dienern Christi vor dem Angesicht der heiligen Dreifaltigkeit, uns als auserwählten vorbereit und behalten ist. Wohl dem Menschen, dessen man nicht achtet und bei aller Welt vergessen, in Gottes Gnadenregister aber, vor vielen andern aufgezeichnet und eingeschrieben.

Hierauf nun in dem Namen der hochgelobten Dreifaltigkeit, an unserm intent und Vorhaben, einen gottseligen Anfang zu machen, haben vorderst zu Fortpflanzung der Ehr und Kirchen Gottes, Erhaltung und Beförderung guter Polizei uud Ehrbarkeit, mitleidenlicher Hilfe und Handreichung der Armen und Kranken, Ratschaffung und Aufmunterung der lieben Jugend, wie auch Continuierung und Fortpflanzung derselben Studien und freien Künsten, wir uns sämtlich, für uns, unsere Erben und Nachkommen in eine vertraut, christliche, gottliebende, unvergreifliche Gesellschaft und Vereinigung mit Mund, Herzen und Hand verbunden und eingelassen. Zu dem End auch in Kraft derselben freiwillig, wissend- und wohlbedächtlich disponiert, fundiert, gestiftet und verordnet, mit bedingter Abred nach unserm freien Belieben mit Weis, Maß und Gestalt, wie mit guter Ausführung unterschiedlich hernach folgt:

Nämlich, weil zu immerwährender Erhaltung dieser unser Fundation ein starks Hauptgut von barem Geld erfordert wird, daneben aber der allmächtige Gott uns ohne unser Nahrung, deren wir seiner Allmacht billig unvergeßlich, dankbar, teils reichlich und wohl, teils aber ziemlich und doch uns insgemein also gesegnet, daß wir uns damit billig contentieren und ersättigen lassen, und dafür dem getreuen Gott, bis an unser End, Lob, Ehr und Preis sagen und von Herzen danken sollen, als haben wir: nämlich ich Christoph Demmeler, von meinem mir bescherten göttlichen Segen, für mich selbsten 1200, sodann im Namen weiland Veit Demmelers, meines lieben, nunmehr in Gott ruhenden Sohns, welchen der allmächtige Gott durch unversehene geschwinde Krankheit in dem Magstatter Wald, nächst bei dem Bruderhaus, in brünstiger Anrufung unsers Herrn und Heilandes zu seinen göttlichen Gnaden abgefordert, also in Gedächtnis seiner, 600 Gulden an barem Geld, aus freiwilligem getreuen Herzen dargeschossen und hergegeben. Desgleichen ich M. Johann Valentinus Andreä, Pfarrer, aus meinem mir durch den Segen Gottes anvertrauten Vermögen, 200 Gulden: Ferner ich Ludwig Kleinbueb der Jünger, 600: Weiter ich Peter Walther, der älter 400. Nicht weniger ich Jakob Schill 400 Gulden, also auch Jakob Zahn 400: gleichfalls Hans Schauber 600. Ich Gregorius Demmeler 400, Johann Jakob Stuber 100: Hans Georg Stuber 400: und ich Joseph Geisel 500 Gulden: So dann ich Jakob Israel Metzger, Stadtschreiber von meinem Armutlin 100, und also wir allerseits samentlich von unserm vermittelst göttlicher Gnaden erlangten zeitlichen Vermögen mit den bereits

vor diesem von etlichen aus unsern Mitteln hergeschossenen 500, wie auch seithero von obangeregten Hauptgütern gefallenen Zinsen, in Vorrat erwachsenen 200: an guter genehmer in diesem Herzogtum Württemberg gangbarer Währung, 7100 Gulden, freiwillig contribuiert, spendiert und hergeben.

Dergestalten und also, daß diese Summa Gelds alsobalden, wo möglich, an ein gewiß Ort um landläufige Verzinsung gegen genugsamer Assekuration, daß man selbiger jederzeit habhaft und gesichert sein möge, hievon alle Jahr, auf die bestimmte Zeiten durch die insonderheit verordnete Pfleger, derenwegen hienach unterschiedlich und ausführlich Meldung beschehen, der gefallend landläufige Zins eingezogen, verrechnet und selbiger an keinen andern Ort, als wo sie Pfleger dessen von einer ganzen Gesell- und Brüderschaft, insonderheit befehligt, darum gleichfalls hienach weiteres zu sehen, verwendt und ausgeteilt, da auch angeregtes Hauptgut, zum Teil oder gar von denen Gültreichern würde erstattet und abgelöst, dasselbig alsbalden an andere richtige und sichere Ort, daß man dessen ohne Gefahr und Schaden getröstet, um landsgebräuchige Pension wieder angelegt und ausgeliehen, damit also continue zu ewigen Zeiten prozediert und fortgeschritten, solches Hauptgut auch, da man des jährlichen Zinses zu denen notwendigen Ausgaben, nicht allwegen bedürftig, wo möglich von Jahr zu Jahr gestärkt, inmassen zu dem End von den Pflegern oder Verwaltern alle Jahr, oder auf jedesmal Erfordern einer ganzen Gesellschaft oder deren Nachkommen, ehrbare, aufrichtige und redliche Rechnung erstattet, auch gleichbalden auf dem Rechentag verbleiben Remanet

in barem Geld erlegt. Hierauf aber bei dieser unser wohlgemeinten getreuen Fundation, folgende Punkte und Artikel von uns, unsern Erben und Nachkommen, zu ewigen Zeiten und Tagen, in stetig immerwährender Observanz und Obacht gehalten, und selbige unserm Nächsten zu Nutz, dahin dies unsere Disposition vornehmlich intendiert und angesehen, continue praktiziert, propagiert und fortgepflanzet werden solle.

1. Kapitel.

Und folget anfangs die Erhaltung der Kinderlehr.

Die Ersten und fürnehmsten Thaten des Schatzhaus Gottes sein die liebe zarte und blühende Jugend, an welche alles künftig Heil und Wohlfahrt gesetzt, auf die auch unser inner- und äußerliche Kleinod erblich fallen, und obwohl die thörichte Welt selbige mehrertheils nur mit zeitlichem Vermögen, Hab und Gut auszustaffieren, und damit vor allem Unfall zu versichern sich unterstehet, so werden sie doch darüber nur in große und äußerste Gefahr gesteckt. Derowegen uns am höchsten und mehsten daran gelegen sein solle, wie vorderst in unsere Kinder die reine Evangelische Lehre des heiligen Evangelii, wie die von dem teuren Mann Gottes Dr. Martin Luthero wieder an das Licht gebracht worden, von Jugend auf gepflanzet, derselben die Christliche Zucht und Ehrbarkeit eingebildet, die fleischliche Unarten abgeschnitten, und also solche zarte Gewächslein Christi rechtschaffen gesäubert und aufgericht werden, damit Glaub, Liebe, Hoffnung, Geduld, Demut, Scham, Furcht, Nüchterkeit und andere Christliche Tugenden, bei Ihnen fortgepflanzet und fortgetrieben, und also das wahre Christenthum, wie das in unserm Christlichen

Katechismo kürzlich begriffen, und durch die Predigt Göttlichen Worts ausgeführet und erkläret wird, gegründet und bei der Kirchen erhalten werden möge, daß wir unseren und der unserigen Kindern keinen köstlich und beständigen Schatz sammeln können, als so sie mit unser Fürsorg mit göttlichem Wort, und reiner unverfälschter Religion, neben allen guten und Christlichen Tugenden ausgerüstet, und also wider die Welt versehen und verwahret: Damit aber diese Katechismus Lehre und Examen fürderhin zu ewigen Zeiten beständig erhalten, und daran unserm endlichen Willen nach nichts versaumt, so wollen wir von obvermeldtem, aus unserm zusamen kontribuierten Hauptgut gefallenden Zins, in Ansehung sich nach Beschaffenheit der Sachen kein gewisses Geld bestimmen, noch setzen lasset, jährlich so viel zu spendieren und auszuteilen bewilliget und geordnet haben, damit alle Sonntag, zu welchen Tagen Sommerszeit in der Kirchen, Winterszeiten aber in den Schulen, die Kinderlehr zu halten denen Kindern, die sonntäglich unter gemeiner Bürgerschaft an der Zahl um so viel, daß man selbige jedesmals bis zur Abend-Predigt abzufertigen, um und abzuwechslen, je einen nach Gelegenheit seiner Qualität, zwei, drei oder vier Heller zu mehrer Aufmunterung und Anreizung, zur Ergötzlichkeit möchte gegeben und zugestellt werden. Darbei wir dann die jedesmal in Diensten sich habende Pfarrer, Prediger und Diakonos, wie auch beide Schulmeister und Provisorn, durch Christum bitten, erinnern und ersuchen, sich in Unterrichtung der lieben Jugend, und Anweisung in dem Christlichen Katechismo, Psalmen, Sprüchen und geistlichen Liedern, auch Ersuchung, was sie aus der Predigt Göttlichen Worts erlernt, willig,

unverdrossen, eiferig und emsig gebrauchen zu lassen, auch insgemein zu beständiger Fortsetzung derselben hierin also Christlich und getreulich zu verhalten, daß man derselben Eifer und Fleiß, an der zarten und blühenden Jugend, wirklich abnehmen und verspüren möge; darob ich Spezialis, so lang ich durch Gottes Gnad bei dieser Vokation verharre, meine fleißige Inspektion zu haben, mich erbietig mache, des unzweifellichen Versehens, es werd auch auf der Gesellschaft bittlich Ersuchen, mein künftiger Successor, seiner vernünftigen Diskretion nach, solches gleichfalls ins Werk zu setzen nicht unterlassen; und weil wir sie die Kirchendiener und Schulmeister also umsonsten zu bemühen nicht gemeint, so solle aus dem Einkommen dieser Fundation, ihren Jedem, neben dem, daß sie den rechten Lohn von dem Allmächtigen zu erwarten, sonntäglich, oder so oft sie mit solcher Kinderlehr bemüht, acht Kreuzer zur Besoldung gegeben und zugestellt werden.

2. Kapitel.

Von mitleidenlicher Hülf und Handreichung gegen den Armen.

Nachdem in dieser Welt nichts verlasseners und mehr hilflos, als arme Wittib, Waisen und erlebte kraftlose Leut, denen zumal Nahrung, Trost, Schutz, Ehr und fast alles zeitliche entfallen, beneben aber unser Christlicher Glaub und Liebe, außer Gottes ernstlichem Gebot erfordert, daß wir uns der betrübten, geängstigten und verlassenen nach unserer Möglichkeit solcher gestalten annehmen sollen, damit Wir, wenn ein gleiches, so der Allmächtige mit Gnaden verhüten wolle, unsern lieben Weib und Kindern

wider verhoffen begegnen sollte, ihnen auch nicht anderst mitleidenlich erfolgt zu sein, wünschen und begehren möchten; wiewohl auch zu Teurung und Hungerszeiten, eine weise vernünftige Obrigkeit, der Armen halber, gebührende Anordnung verfügt, damit man sich unter einander betragen, und so viel möglich die äußerste Not entfliehen möge; Hierin aber allerlei Ungleichheit schwerlich verhütet werden mag und doch gemeiniglich bei so schwierigen und trübseligen Zeiten der Mangel so groß, daß er sich eigentlich nimmermehr berechnen lasset, als wollen wir, die wir durch Gottes Geist und Prediger dessen unterrichtet, daß wir eher alles, was in unserm Vermögen, als der Christlichen Liebe, entraten können oder dürfen, entweder selbsten, oder aber durch etliche aus unserm Mittel, welche wir genugsam zu bevollmächtigen gesinnt, des Jahres etlich mal, und so oft die Notdurft erfordert, bevorab zu teuren und klemmen Zeiten, reiflich erwägen und beratschlagen, was für Arme von Wittib, Waisen, alten betagten Leuten, Kranken, Notdürftigen, Sechswöchnerinnen und dergleichen, denen um Gottes und Armut willen, Hilf und Handreichung zu leisten, allhie sich halten, und was einem und dem andern, nach Beschaffenheit der Person, Alters oder Armut zu erteilen, oder aber je nach Gelegenheit der Sachen, einen oder zweien aus unsern Mitteln, von dieser Fundation Einkommen, (jedoch mit unserm jedesmals vorhergehenden Einwilligen) eine gewisse Summa Gelds, unter die Hand zu ordnen, welche selbige an notleidenden Orten nach Befindung des Mangels, und Beschaffenheit der Personen, nutzlich und wohl austeilen und anlegen, dabei dann insonderheit vor andern unserer nächsten Ver-

wandten und Befreundten, auf dem Fall eines oder das andere dessen bedürftig und würdig (dahin dies unsere Fundation vornehmlich gemeint), in bestem soll gedacht, dieser Punkt auch zu Erhaltung von uns, unsern Erben und Nachkommen, (so wir ihnen hiemit, bei Beschwerung ihrer Gewissen ernstlich befohlen haben wollen) beständiglich gepflanzt und fortgesetzt werden.

3. Kapitel.

Wie gegen Armen Kranken mitleidenlich zu verfahren.

Demnach auch manchmal bei Leuten, so sonsten von ihrer Handarbeit der Nahrung nicht ungewiß, jedoch wann sie mit Krankheit und Leibesschmerzen von Gott heimgesucht werden, großer Mangel, entweder an notwendiger Pfleg oder taugenlicher Arznei und Hilfsmittel, erscheinet, solches aber, wie mir Speziali und denen Predigern ingemein am besten bewußt, vor andern ein elender Anblick und äußerste Not ist, vor welcher ein jeder Mensch Gott treulich zu bitten, daß er ihn in seinen letzten Nöten, ohne Linderung und Labung nicht lasse, und ein solches desto eher zu erlangen bei noch gesundem Leib und gutem Vermögen, anderer Not, Anliegen und Beschwerden billig beherzigen, und selbige, so viel an ihm, mildern helfen solle: als wollen wir vermittelst göttlichen Beistandes, auch hierin unser christlich Mitleiden und Erbarmung erzeigen, und so lang uns Gott das Leben verleiht, jedesmals diese Anordnung verfügen, daß nach Gelegenheit der Zeiten und Armut, sonderlich da durch Gottes Verhängnis die Erbsucht Pestis regieren, grassieren und einreißen würde, von dem aus vorgemeldetem Hauptgut jährlich gefallenden Zins

(denn die Hauptsumma, zu ewigen Zeiten und Tagen, ungeschwächt und geschmälert verbleiben, ja, wo möglich von Jahren zu Jahren noch gestärkt werden solle) durch etliche aus unserm Mittel, denen armen Kranken, zu notwendiger Pfleg und Arznei, ein gebührendes Ergiebiges darreichen, hiemit auch vermittelst der Gnade Gottes manch durstig, hitzig, geängstet Herz erquicken und erlaben lassen, dahin dann wir unsere Kinder und Nachkömmling, daß sie zu dessen wirklicher beständiger Fortsetzung, an ihrem getreuen möglichen Fleiß im geringsten nichts wollen ermangeln, sondern vielmehr ihnen des Nächsten Not und Anliegen, um Christi unsers Erlösers willen, wollen angelegen sein lassen, durch Gott treuherzig erinnern, bitten und flehentlich ersuchen, da ihnen dasselbig bei Verlust und Entsetzung dieser wohlgemeinten Fundation, so einem jeden ungetreuen kargen und filzigen begegnen solle, mit allem Ernst befohlen und auferlegt haben wollen.

4. Kapitel.

Von Anrichtung eines besonderen Stipendii, zu Erhaltung der studierenden Jugend, welcher gestalten derselben von dieser Fundation geholfen, und was hingegen ein jeder, so angeregtes Stipendium genießen will, zu leisten schuldig sein solle.

Zur Erhaltung und Fortpflanzung, beider geist- und weltlichen Regiments, ist allervorderst vonnöten, daß die Jugend zu Erlernung der Hauptsprachen und guten Künsten fleißig angehalten, und hierzu die notwendige Kosten und Unterhaltung verordnet werden. Dannenhero unsere gnädige Herrschaft in deren hohen und niedern Schulen mit hoch-

rühmlicher Liberalität solche Anstellung gemacht, daß dergleichen bei deutscher Nation kaum zu finden, und gleichwohl wegen großer Menge der studirenden Jugend nicht einem jeden taugendlichen Ingenio solches Benefizium gedeihen mag, derentwegen haben wir zu Ehr und Beförderung der Kirchen Gottes, und Erbauung seines h. Worts, uns brüderlich, christlich und einhellig miteinander entschlossen (dahin auch wir unsere Erben und Nachkommen, solches unser wohl gemeintes Vorhaben zu ewigen Zeiten und Tagen beständig zu pflanzen und fortzusetzen hiemit ernstlich ermahnen) und derengleiche sonderbare gute Ingenia, welche wir vor allen andern auf unsere Kinder, Befreundte und von unsern Stammen her nächste Verwandte, und in Mangel der Befreundten, erst auf andere in Stadt nnd Amt Calw zwar jedesmal nach unser, unserer Erben und Nachkommen wohlgefällig Wahl und Willkür, wollen gemeint und verstanden haben, uns lassen wohl rekommendiert und befohlen zu sein, sonderlich aber deren zwei oder drei, nachdem es uns und unsern Nachkommen jederzeit gefällig und angenehm, mit einem ziemlichen Stipendio, welches in den Partikular-Schulen, seinen Anfang erreichen, und hernach, da sie zu Universitäten und hohen Schulen gelangen, erhöht werden solle, zu versehen, anjetzo auch bis auf unser ferner Verordnen zweien Knaben in den niedern Schulen, jedem fünf oder zehn Gulden, alles nach Beschaffenheit der Sachen und derselben Qualitäten, sodann einem so zu der Universität tüchtig und tauglich, und allbereit seine Studia daselbst fortsetzen kann, 30 Gulden, oder nach Gelegenheit und der Gesellschaft Erkenntnis, noch mehr erstatten uud reichen zu lassen, und hierin die Zeiten

und Lauf, auch andere Umständ wohl in acht zu nehmen, der getrosten Hoffnung und Zuversicht, wie wir Propheten und Gottes-Diener zu erziehen gedenken, also solle uns auch, der Zusag Christi gemäß, Prophetenlohn erteilet werden, und von denjenigen selbsten, so hierdurch der christlichen Kirche einverleibt werden, zu Nutzen und Auferziehung unserer Kinder und Jugend dankbarlich angelegt; Es soll aber ein jeder, so sich dergleichen Subsidien teilhaftig zu machen gedenkt, geloben und versprechen, seine Studia vermittelst göttlicher Gnaden, einig uud allein auf die Theologie und H. Schrift zu richten, und sich zu dem H. Predigt-Amt zu widmen und gefaßt zu machen, damit er in demselben Gottes Wort predigen und lehren, und viel tausend Seelen den Weg zur ewigen Seligkeit weisen und führen möge. Dann im widrigen Fall, da sich einer oder der ander auf eine andere Fakultät begeben sollte, sollen der oder dieselbe allen auf sie gewendeten Unkosten zu refundieren und abzulegen schuldig und verbunden sein.

5. Kapitel.

Von angerichter wohlanständiger Bibliothek, derselben Vermehrung und Erhaltung.

Auf dieser unbeständigen und vergänglichen Welt ist, unter vielen nützlichen Sachen, auch die Erfahrung desselben Laufs und allerhand vergangener alter und neuer Geschichten, einem jeden Menschen, bevorab, so derselbig dazu Lust und Anmutung trägt, beides in geist- und weltlichen Händeln, sehr vorständig, erbaulich und erspießlich: Damit dann auch wir selbsten aller vernünftigen Anleitung und Unterrichts, inmaßen selbige in vielen geist- und weltlichen Büchern

begriffen, teilhaftig würden, und unser ganzes Leben durch Beschreibung allerhand Sachen, auch ganzen Verlaufs menschlichen Thun und Lassens zu informieren wissen, haben wir allbereit eine reine, nützliche und kunstreiche Liberei, für uns, unsere Erben und Nachkommen, dergestalten gesammelt, daß wir und die Unsrige uns deren zu allen Fällen gebrauchen, Gottes Geschöpf und Weltwunder mit schärferem Gesicht versehen, und uns selbsten besser und eigentlicher erkennen mögen; und sein zu dem End bedacht, angeregte Bibliothekam jährlich zu den Straßburger und Frankfurter Messen, mit 30 oder 40 Gulden Wert Büchern zu vermehren, also jederzeit mit dem besten, so durch menschliche Scharfsinnigkeit an Tag gebracht werden möchte, zu bereichen, und über solche Liberei einen der Sachen verständigen Bibliothekar aus unserm Mittel zu deputieren, welcher eine ordentliche Registratur aller Bücher, so auf diesmal in der Sakristei sich finden, fleißig halten, der Gesellschaft auf Begehren, einem etwa eins oder zwei, gegen Vonsichgebung einer Rekognition, verfolgen lassen, hernach auch solche Bücher, so jedesmal in einem oder zwei Monaten, wiederum in die Registratur zu liefern, wieder in die Verwahrung nehmen; da auch einer oder der andere, so dieser Stiftung nicht fähig, sich angeregter Liberei mit Lesung der Bücher teilhaftig zu machen, begehren würde, solle solches denselben, mit Verwilligung der Gesellschaft, gegen jährlicher Reichung vier Gulden, bis auf angeregter Gesellschaft jederzeit wieder Abkünden, vergönnt und zugelassen sein. Und wollen wir hiemit unsern Nachkommen, insgemein und künftig einem jeden insonderheit, bei Verlust dieser Stiftung, mehr berührte Bibliothek zu ewigen Zeiten und Tagen, in ihrem Esse

und Wesen beständig zu erhalten, auch solche fürder continue fortzupflanzen, ernstlich auferlegt und befohlen haben.

6. Kapittel.

Von Hülf und Handreichung der armen Bedürftigen, die entweder ihre Handwerker vollkommen erlernt und Armut halber selbige nicht treiben können, oder aber ehrliche Handwerker zu lernen kein Vermögen haben.

Nachdem vielfältig geschieht, daß ein fromm, redlich, arbeitsam Gemüt, wegen obliegender Armut seiner Eltern sich in die Fremde begeben, daselbst allerlei Ungemach, Hunger und Kummer erdulden und ausstehen, auch hierüber seinen Angstschweiß und Rückenschmalz anwenden muß, nachmal aber, von dem allreichen Gott, vermittels seines Gebots und angewendter Mühe und Arbeit mit Gnaden angesehen, zu Nahrung, Ruh und Segen gebracht, und also seines vielfältigen Seufzens und Flehens väterlich erhört worden, da es dann billig und recht, auch vor Gott die höchste Schuldigkeit, andere in gleichen Riegeln steckende aufrichtige Gesellen in gut Obacht zu ziehen, ihres Mangels vernünftig sich anzunehmen: und diesen so unverdrossenen und wohlgemuten Arbeitern die Händ zu bieten. Als haben wir aus treuherzig christlichem Gemüt solches alles reiflich zu erwägen, und ersprießliche Mittel an die Hand zu nehmen, für hochnotwendig erachtet, des endlichen Vorhabens hierin, sowohl vorgemeldter Maßen den ledigen Personen, die obgehörter Gestalt qualifiziert oder disponiert, als auch verheirateten Gesellen, so ihre aufrichtig redlich und wohl erlernte Handwerker gleichwohl gern treiben wollten, jedoch aber großer Armut halber mit demselben

nicht fortkommen können, und zu dem End, unserer Beförderung zu ihrem Glück bedürftig, in Erinnerung unsers hievor mehrmals erlittenen Mangels und schuldiger Dankbarkeit, gegen allen unsern Gutthätern und Befördern, mit Zusprechen und Zusetzung eines bestimmten Geldes, so jederzeit in unserm und unserer Nachkommen, freien, wohlgefälligen Willkür stehet, nach Gelegenheit der Personen solche Gutherzigkeit zu erweisen, daß sie dessen wirklich zu Nutzen empfinden, und verhoffentlich uns und den Unsern unvergeßlichen Dank zu sagen verbunden werden sollen, des unzweifentlichen Verhoffens, es werde unser geliebte Posterität, auch dieses unser Vorhaben, in beständiger Obacht zu halten, nicht ungeneigt sein, dazu wir dann sie treuherzig erinnern und bittlich ersuchen.

7. Kapitel.

Von Aussteurung und Verheirathung armer gottseliger Waisen, und anderer verlassener unvermöglich lediger Personen.

Wir haben auch dem Allmächtigen, zu schuldiger Dankbarkeit, nicht sollen unterlassen, wo ledige Personen, in Zucht und Ehren, auch allerseits gutem Leumund und Gezeugnis, einander ehrlich suchen und begehren, und sie zu Vollziehung ihres christlichen Vorhabens, auch Aufrichtung einer gottseligen Haushaltung, an Ehr- Redlich- und Arbeitsamkeit keinen, jedoch an Hab und Gut, großen Mangel erleiden würden, da ihnen dann etwan mit wenigem Geld, nicht nur ein guter Anfang, sondern auch ein rechter Grund zu künftig nützlichem Hauswesen gemacht, und hergegen viel schädliche Einbußen, und große Versteckungen, auch

dannenhero erfolgende Hinlässigkeit, verhütet werden möchte, daß alsdann unsere christliche Meinung, zu Aufrichtung alles dessen, was der leidige Teufel gern verhindert, abermalen erscheinen und solchen jungen Leuten, nach Beschaffenheit ihres Abgangs, auch Gelegenheit dieser Stiftung, mit einem genannten Geldlin, von sechs, acht, oder zehn Gulden, weniger oder mehr, entweder lehnungsweis oder um Gottes willen, dergestalten geholfen werde, damit sie in künftiger Zeit, nicht allein unser im besten zu gedenken, sondern vermittelst göttlichen Segens, noch andern ihresgleichen, in ebenmäßigem Zustand zu helfen und beizuspringen Ursach haben.

8. Kapitel.

Von Erhaltung der Kirchen und anderer zum Gottesdienst gehörigen Gebäuen.

Wie wohl die Einkommen der heiligen Spitäl und Armenkästen, von unsern in Gott ruhenden Vorfordern, unter andern Ursachen auch gestiftet, daß hievon vornehmlich die Kirchen, Begräbnisse, und andere zu Gottesdienst gehörige Gebäu in beständigem Wesen erhalten werden sollen, dannenhero unsers Verhoffens, bei allhiesigem Staat- und Kirchen-Wesen einer weitern Kontribution nicht bedürftig sein sollte, jedoch aber, weil jederzeit gottselige Personen, zu dem Gottesdienst solche Zuneigung, Freud und Ergötzlichkeit getragen, daß sie denselben nicht nur eifrig, gern und fleißig beigewohnt, sondern auch zu dessen Anrichtung, Ordnung und Zierung keine Kosten ermangeln lassen, inmaßen unsere in Gott ruhende Voreltern mit unmeßlichem Geld, Kirchen, Schulen, und anders, der Religion beförderliches, erbauet und gestiftet, so sie dann ohne Zweifel

wollen erweisen, wie hoch ihnen der Himmel und ihr ewige Seligkeit angelegen, daß sie auch manchmal, wie mit vielen herrlichen Exempeln beizubringen, ihr Hab und Gut freiwillig dahin aufgeopfert, ja vielmal in Zeit der Verfolgung, ihr Leib und Leben darüber gelassen, so will demnach uns solches auch nicht zu verachten, sondern wann Gottes lebendigen Tempeln ihr Recht und Gebühr geschehen, unser Vermögen nach Gelegenheit der Sachen, dahin ebenmäßig zu verwenden, in allweg gebühren und wohlanstehen, damit wie David, Salomon, Serubabel und andere Freunde Gottes, hierin sich willig und freigebig erwiesen, auch darüber zu derselbigen ewiger Gedächtnis, von dem heiligen Geist hohen Ruhm erhalten, also auch wir, nach unserm Ringfügen nicht unterlassen, dem Herrn, zu seinem geistlichen Schmuck, unser Gab und Hebopfer zu bringen, und dabei ihn demütig bitten, er wolle uns in seinem Hause, noch lang zusammen kommen, die schöne Gottesdienst beschauen und also Fried und Freud über Israel erleben lassen, zu welchem Ende auch wir und unsere Nachkommen, uns mit freiwilliger Dargebung einer Beisteuer, da man deren auf einen oder andern Fall bedürftig, nach unserer Diskretion, so weit uns der getreue Gott ermahnen wird, ohn jemands Einred, werden zu erzeigen wissen.

9. Kapitel.

Wie der Kirchen- und Schul-Diener bei dieser Fundation solle gedacht werden.

Obwohlen auch durch die Gnade Gottes unter so vieler Hinlässigkeit und schläfriger Hut der Herd Christi, sich getreue, unverdrossene und wachsame Hirten, bei Kirchen

und Schulen befinden, so wird doch derselben getreue Arbeit und Fleiß, nach Art und Brauch der Welt, wenig in acht genommen, sondern ein Mietling und Bauchsknecht einem rechtschaffenen Stab- und Statthalter Christi gleich gehalten, und also der getreuen, sorgfältig und fleißigen Kirchen- und Schuldiener anwendete Arbeit, Sorg und Fleiß, von ihren Zuhörern, gering und schlechtlich besoldet, solches aber der groben, unachtsamen und undankbaren Welt nimmermehr zu Gemüt und Herzen geführt werden kann, so haben auch hierin die Kinder Gottes reiflich zu bedenken, wie sie für geistliche Gaben, und heilsame Unterrichtung ihrer Kinder, die äußerliche Unterhalt und Nahrung solchen getreuen Arbeitern, so viel möglich zu Lieb und Freud lassen gedeihen; oder auch nach Beschaffenheit der Personen kein Mangel gestatten, sondern mit williger Handreichung, solche ungläubliche Mühe und sauren Schweiß errungen, und hiebei lieber Gottes Taglöhner, als des leidigen Teufels Scherganten, erhalten und hinbringen, derowegen unsere wohlgemeinte Intention auch dahin fundiert, daß von dem Einkommen dieses unsers Stifts, denen notleidenden Kirchen- und Schuldienern auf begebende Gelegenheit, mitleidenlich und ergiebig geholfen werde.

10. Kapitel.

Wie fromme Gottsfürchtige Kinder, so durch Armut oder Unachtsamkeit ihrer Eltern von den Schulen enthalten, aus dieser Stiftung mit dem Schulgeld begabt werden sollen.

Weil auch bei jetziger bösen, verkehrten Welt leider sich befindt, daß viel fromme Kinder durch Armut oder

Unachtsamkeit ihrer Eltern, Pflegern und Befreundten, von den Schulen enthalten werden, welche destoweniger von Christo und dem Ewigen hören und erfahren, auch dessen hernach die Tage ihres Lebens zu entgelten, wir aber unserm getreuen Erlöser viel, und so viel möglich, ohne Zahl, zu dem Reich Gottes zu befördern und bringen verpflichtet, so wollen wir, vermittelst der Gnaden Gottes, auch in diesem Stück das Werk der Liebe erscheinen lassen, und diese Verordnung thun, daß dergleichen Kinder, da wir deren in Erfahrung bringen, auch ohne ihrer unbesonnenen Eltern oder Verwandten ansuchen, zu der Schul gewiesen und des Schulgelds, so von dem Einkommen dieser unser Fundation zu reichen, überhebt werden, dessen Nutzen sie dann nachmal bei mehreren Jahren und vollkommenen Alter empfinden, und zu schuldiger Dankbarkeit sich einstellen, oder vielmehr in dem ewigen Leben mit Freuden und Ehren unaufhörlich genießen mögen. Welches auch unsere Erben und Nachkommen zu ewigen Zeiten und Tagen, werden zu kontinuieren, und in getreuer Obacht zu halten wissen.

11. Kapitel.

Wie unvernünftigen, mit Wahnsucht, Blödigkeit, oder schweren Leibs-Gebrechen beladenen Personen von dem Einkommen dieser Stiftung mitleidenlich zu helfen.

Wann nach dem unerforschlichen Rat Gottes, ein Mensch mit Unvernunft, Wahnsucht, Blödig- oder sonst anderer schwerer Leibsgebrechlichkeit belegt und also zur Gemeinschaft anderer verständiger und gesunder Menschen untauglich wäre, welches dann sowohl für sich selbsten ein beschwerlich mitleidenlicher Zustand, als auch den Eltern

und Anverwandten eine besonder schmerzliche Bürde ist: So soll hierin, zu schuldiger Erkenntnis der hohen Gaben unsers Verstandes, Sinn und ganzer wohlgestalteter Gliedmaßen, auch gebührender Danksagung, gegen dem milden Schöpfer und Erhalter, wie nicht weniger christlicher Erbärmd über dergleichen Elend von dem Einkommen dieser Stiftung eines heiligen Dankopfers und Hilfhands nicht vergessen, solches auch zu begebender Notdurft, von uns oder unsern Nachkommen, jedesmal reiflich und wohl bedächtlich beratschlagt, und also diesen Personen entweder jährlich, wochentlich, oder aber ein für allemal mit einem bestimmten Geld, mitleidenlich geholfen werden, damit der getreue Gott uns, unsere liebe Kinder und Nachkommenschaft, als seine liebe und werte Geschöpfe bei rechter Ordnung und Harmonie der Natur erhalte, der Seelen ein tauglichs, formlichs, gesund und ganz Gehäus vergönne, und uns vernünftiger Beschauung und Gebrauchs dieses schönen Weltgebäus in kindlicher Furcht und Liebe genießen lasse.

12. Kapitel.

Was zu Gedächtnuß mein, Christoph Demmelers, verstorbenen, in Gott ruhenden jungen Sohns Veiten, mit Erhaltung seines, in dem Stuttgarter Wald aufgerichten Bildstocks oder Mahlzeichen zu Ewigen Zeiten in beständiger Observanz und Obacht solle gehalten werden.

13. Kapitel.

Bericht und Anzeig, daß diese Stiftung vornehmlich auf die Fundatores selbsten, derselben Nachkommen, Kinder und Kinds-Kinder, gemeint und angesehen.

Dieweil bei dieser wandelbaren Welt, und unbeständig zeitlicher Wohlfahrt, kein Mensch seiner Nahrung und Ver-

mögens immerdar vergewissert und versichert ist, da dann einer durch Feuer, Wassersnot, oder andere unzahlbare unglückliche Zuständ in kurzer Zeit, ja in einem Augenblick, aller Hab und Guts, unversehens verlustiget werden, und hernacher ihme, seinem Weib und Kindern, in Mangel gutherziger Leut Handreichung weder raten noch helfen kann, beneben auch die Vernunft und natürliche Billigkeit erfordert, daß einem solchen ohne sein Ursachen beschädigten, mitleidenlich zugesetzt werde: So ist bei dieser unser wohlgemeinten Disposition und Ordnung unser endlicher, gesamter Will und Meinung, wann durch Verhängnis des allmächtigen, einem unter uns, ohne Verschulden, ein solcher Zustand und Unglückfall (darvor der Allmächtige einen jeden mit Gnaden beschützen wolle) begegnen sollte, daß solche verarmte und beschädigte Personen, nicht allein zu ihrer Angab und Interesse, einen Wiederkehr und Zuspruch haben, sondern auch dieselben von dem Einkommen dieser Fundation durch eine christliche Gesellschaft, vor all andern Ausgaben, noch weiteres angesehen, und also besteuert werden solle, daß selbiger, unserer geliebten Posterität, Kindern und Kindskindern, in allen dergleichen Nöten, Zuständen mit Beisteur, Hilf und Handreichung, nach der Gesellschaft Erkenntnis, solle gedacht werden. Und weil uns nichts werteres und teureres, auch höher angelegen sein solle, als unsere liebe, von Gott vertraute Kinder, damit selbige der Welt und dem leidigen Teufel entzogen, hergegen Gott und dem Himmel zugezogen und eingehändiget werden, wir aber durch den zeitlichen Tod, ihnen manchmal zu frühe entfallen, also mit großen Sorgen und Ängsten, ihres Heils und Wohlfahrt halber, sie hinter uns

lassen, oder auch selbsten auf sie nicht allwegen, genugsames Aufsehen haben, und ihr Meister werden können: So wollen wir in Kraft unser, gegeneinander geleisten Pflicht und bei dieser Gesellschaft und vertrauten Vereinigung, gethanen Versprüchs, je einen gegen dem andern, also auch alle Mitglieder insgemein, untereinauder zu christlichem Aufsehen, und nutzlicher Verpflegung, unserer Jugend verbunden und angehalten, dabei auch unsern Nachkommen, Kindern und Kindskindern solches zu thun, gleichfalls auferlegt und befohlen haben, ermeldter unserer Kinder thun und lassen wohl zu bestellen, derselben Nutzen zu befördern, Nachteil und Schaden zu warnen und zu wenden, und hiemit alle gemeine väter- und mütterliche Sorg zu tragen, welches dann sowohl dem lebenden als sterbenden eine Erleichterung, Trost und Sicherheit, der Jugend aber ein festes Band zu allem guten sein, und verhoffentlich, soviel Nutzen bringen wird, daß um dieses einigen Stücks willen, ein solch Vorhaben, wie allbereit durch Gottes Gnade bei uns geschehen, zu billigen und hoch zu wünschen wäre.

Sollte auch eins der Gesellschaft zugehörigen Mitglieds, derselben Erben und Nachkommen Kind, zu Herzleid und Nachteil seiner Eltern, sich mutwillig, halsstarrig und ungeraten (das doch Gott gnädiglich verhüten solle) erzeigen, auch in solchem Frevel fürfahren und keine Besserung annehmen wollen, wird gleichwohl die Obrigkeit gebührenden Ernst und Strafe zu erweisen wissen. Es kann aber die christliche Gesellschaft ohne Zweifel auch hiebei große Beförderung und hoffentliche Besserung verursachen, so ein solch ungefolgig Kind mit Warnen, Drohen, Strafen,

Vermahnen, auch nach Gelegenheit der Sachen, ernster Zuchtschul, unaufhörlich angesehen und je nimmermehr dem Vater allein über den Hals gelegt wird; dann wo man sich manchmal bei Zeiten eines verführten jungen Menschen annähme, wäre ihm noch leichtlich wieder zu helfen, so nachmal, wann das Böse erlernt und gewohnt, nimmermehr abgestellt werden kann, wie dann wir alle insgesamt uns hiezu obligieren und verbinden, auch unsern Nachkommen ihrer Kinder, in solchen und andern Zuständen, getreulich abzunehmen, befehlen und auferlegen.

14. Kapitel.

Von Jährlicher Erwählung und Erkiesnung der Sachen berichten, Casten-Vögt, oder Pfleger, derselben Uffnahm und Erstattung Ihrer Rechnung.

15. Kapitel.

Von Zusammenkünften der Gesellschaft, und wer derselben umsagen oder gebieten solle.

Auch wie dieselbe Gesellschaft oder Brüderschaft, von denen Fundatorn, ihren Kindern und Kindskindern zu ewigen Zeiten und Tagen in ihrem beständigen Wesen zu erhalten und fortzupflanzen 2c. — An diese unser verhoffentlich Gott wohlgefällige Stiftung, soll niemand als wir und unsere Nachkommen, weder wenig noch viel, von Rechtswegen zu suchen, noch zu sprechen haben, sondern alle Verordnung bei uns und unsern Nachkommen, in Betrachtung unser Freiwilligen, von Gott eingegebenen Kontribution und Zusammenschießung, ohne männigliche Hinderung und Eintrag, beständig sein und verbleiben.

Jedoch wollen wir durch diese unsere Verordnung,

unser von Gott vorgesetzten Obrigkeit, einigen Eingriff oder Hinderung nicht gethan, sondern hiemit einig und allein ein Privatverglich, und christlich-brüderliche Vereinigung und Abred, selbige unverbrüchlich und mit besten Treuen ohne einiges Menschen Schaden oder Nachteil, hingegen zu vieler Nutzen und Frommen zu halten und fortzutreiben, in gutem einfältigem Willen und christlichem Vorhaben gemeint und verstanden haben.

Dieweil wir auch uns einig und allein zu der reinen und wahren Religion, wie die in Augsburgischer ungeänderter Konfession und Formula Concordiae, dem Wort Gottes gemäß, begriffen, bekennen und dabei bis an unser seliges End mit göttlichem Beistand zu verharren gedenken, als wollen wir auch unsere geliebte Nachkommenschaft, dahin nicht allein gewiesen, sondern auch durch diese Fundation soferr obligiert haben, daß im widrigen Fall, den der allmächtige Gott gnädig verhüten wolle, selbige unkräftig und von uns oder den unsrigen, sofern sie zu irriger Lehr oder falschen Gottesdienst sollte dienstlich sein, verweigert, verbessert oder nach Gelegenheit gar aufgehebt werden solle.

16. Kapitel.

Gemeiner Schluß, und der Gesellschaft zusammen Verpflichtungen.

Hierauf haben wir unserer Seelen und künftig verhoffender Seligkeit wahrzunehmen, unser Christentum und gottseligen Wandel zu erbauen, unsern Kindern und Nachkommenschaft auf das beste und gewisseste Rat zu schaffen, unsern Neben-Menschen und Mit-Christen nach Möglichkeit dienst- und verhilflich zu sein, und solches mit großem

Ernst, Eifer und Fleiß, wie sonsten die Welt pflegt in den Argen zu thun, anzurichten, fürzutreiben, und mit Gottes Hilf rühm- und seliglich zu enden, für uns, unsere Kinder und Nachkommen, die wir hiermit zu dieser Stiftung festiglich verbinden, obgenannte Verordnung und Disposition, mit dargeschossenem Kapital, einträchtig einhellig und einmütig zusammen verfaßt und getragen, der getrösten Hoffnung und Zuversicht, wir, unsere Kinder und Nachkommen, werden uns untereinander herzlich lieben, getreulich meinen, vernünftig unterbauen, sanftmütig übertragen, gutherzig unterrichten, freundlich verwarnen, eifrig anmahnen, also alles zu rechten himmlischen Nutzen und Beförderung des Reichs Christi verwenden, da dann die Predigten göttlichen Worts ihren rechten gehörigen Nachdruck, Kraft, Saft und Furcht werden gewinnen, und ein jeder Christ seines Mit-Christen, ein jeder Hausvater seines Gesinds und Kinder Prediger sein wird, damit eines dem andern die Hand biete, eines dem andern das Herz bereite, alles aber nach dem wahren Vaterland und himmlischen Bürgerrecht sich lenke, richte und sehne.

Demnach versprechen wir obgenannte, M. Johann Valentin Andreä, Pfarrer und Spezialis etc., uns gegen einander, mit Mund, Herzen und Gedanken, zu verbinden, auf obgemeldte Weise und Maß, in ein christlich, verhoffentlich Gott liebende Verein und Gesellschaft, obligieren uns zu herzlicher treu Beständigkeit und Verschwiegenheit, gereden und zusagen hierauf mit Hand gegebenen Treuen, so wir allerseits aneinander an Eidsstatt geleistet, für uns, unsere Kinder, Erben und Nachkommen, allem demjenigen was diese Stiftung und Fundation in sich hält, getreulich

zu geleben und nachzukommen, darwider zu ewigen Zeiten und Tagen, nimmermehr zu sein, zu thun, noch schaffen gethan zu werden, weder mit noch ohne Recht, Geist- oder Weltlichen, gar und gänzlich in keine Weis noch Weg, dann wir uns für unsere Erben und Nachkommen, aller hierüber dienender Schirm, Mittel und Behelf, so wir immer fürwenden oder erdenken können oder möchten, samt dem Rechte gemeiner Verzeihung widersprechend, gänzlich renunziert, verziehen und vergeben haben.

Bitten hiemit den Vater des Lichts, im Namen Jesu Christi, in Kraft des heiligen Geistes, er wolle alle unsere und unserer Nachkommen Gedanken, Rat und Anschläg, in alle Wahrheit und Gerechtigkeit leiten, daß wir willig und von Grund unserer Herzen, seinen Willen thun und vollbringen, unser Lebens-Zeit zu gutem und nutzlichem anlegen, der Seelen ihr Heil, dem Leib sein Teil, Jedermänniglich sein Recht und Gebühr lassen zukommen und zu lieb werden, damit wir unter Christo, als rechtschaffene, gutthätige und vernünftige Christen erfunden, und zu allem lieblichen gebraucht werden, und endlich nach vollendetem Lauf dieses mühseligen Lebens, bei Gott ein Vermügen, in unserm Gewissen Ruh, bei unser Nachkommenschaft ein gut Gerücht, auf unsere Kinder und Kinds-Kinder Segen, Glück, Ehr, Vermehrung und Leben erhalten und verlassen mögen, das gebe und verleihe nochmals die heilige Dreifaltigkeit, Gott Vater, Sohn und heil. Geist, hochgelobter Gott, in alle ewige Ewigkeit, Amen! Amen! Amen!

So geben zu Calw, Montags nach Martini den 12. Novembris, als man zählt nach Christi Jesu Geburt, 1621.

Inhalts-Übersicht.

Kap.		Seite
1.	Deutschland und Württemberg vor dreihundert Jahren	7
2.	Joh. Val. Andreäs Geburtsort, seine Eltern und seine Jugend	22
3.	Die Wanderjahre	33
4.	Das Diakonat Vaihingen. Verheiratung. Die Vaihinger Feuersbrünste. Reise nach Oberösterreich	45
5.	Schriftstellerische Arbeiten aus der Vaihinger Zeit	57
6.	Der dreißigjährige Krieg. Andreäs praktische Wirksamkeit in Calw	108
7.	Die Schreckensjahre nach der Nördlinger Schlacht während der Vertreibung des Herzogs Eberhard III. Die Zerstörung von Calw	134
8.	Die Rückkehr des Herzogs Eberhard III. Andreä Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart	161
9.	Andreä Prälat in Bebenhausen und als Prälat in Adelberg Mitglied des Landschaftsausschusses in Stuttgart. Sein Tod	184
10.	Aus dem Theophilus	190
11.	Die Früchte von Andreäs Arbeit	203
	Anhang. Stiftung des Färberstifts	212

9/25/92

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Call Number

WURM, Paul
AUTHOR
Johann Valentin
TITLE
Andreä.

BR
350
.A5
W8

BR
350
.A5
W8

WURM, Paul
Johann Valentin
Andreä.

Barth, Dr. C. G., Tausend biblische Fragen und Antworten. 5. Aufl. 96 S. In Leinw. M. 1., brosch. 60 Pf.

— **Biblische Poesieen für Kinder.** 3. Aufl. 192 S. In Leinwand M. 1. 70, brosch. M. 1.—.

Handbüchlein der Weltgeschichte. Verfaßt von Pfarrer Blumhardt. Mit Abbild. 8. Aufl. Leinw. M. 1. 70, brosch. M. 1.—.

Christliche Kirchengeschichte. Für Schulen und Familien. Mit Abbild. 21. Aufl. 300 S. In Leinw. M. 1.70, brosch. M. 1.

Biblisches Handwörterbuch illustriert. Unter Mitwirkung von Prof. **Delitzsch, Godet, Orelli, Schlatter,** Diak. **Hermann, Köstle, Oeßler** und andern Theologen, redigiert von Diak. Lic. th. **P. Zeller** (Waiblingen). 1040 S. mit 514 Illustr. und 3 Karten. In Halbfranzband M. 10.—, brosch. M. 8.—.

Handbuch der Bibelerklärung. Band I. **Das alte Testament.** Band II. **Das neue Testament.** Je mit 2 Karten. Sechste vermehrte u. teilweise umgearbeitete Auflage. Preis für beide Bände: in Einen Halblederband gebunden M. 7.50; in zwei Halbfranzbänden M. 9.—; brosch. M. 6.—.

Die biblische Geschichte zum Gebrauch für Lehrer. Von **Dr. C. Gundert,** Seminarrektor. 572 Seiten. Gebunden in Hlbfrzbd. M. 5.—, brosch. M. 4.—.

Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn. In Bildern dargestellt von **W. Steinhausen.** Mit Worten von **H. Steinhausen.** gr. 4⁰. Mit 20 gr. Init. u. 18 Schlußvign. auf feinstem Kupferdruckpapier. Eleg. kart. M. 6, fein geb. M. 8.

Erzählung biblischer Geschichten des Neuen Testaments für Schule und Haus. Von **C. Otto Schäfer.** gr. 8⁰. 450 Seiten. In Leinwand kart. M. 4. 50.

Die Psalmen. Aus dem Grundtext übersetzt und durch eine fortlaufende Besprechung erläutert von **B. Andreae,** Dr., Lic. theol. gr. 8⁰. 580 Seiten. In Leinwand kart. M. 4. 20.

Frohnmeyer, J., Biblische Geographie. Zehnte umgearbeitete Aufl. Mit 62 Bildern und Karte des heiligen Landes. In Leinwand M. 2. 25, brosch. M. 1. 50.

Kinzler, A., Die biblischen Altertümer. 6. Auflage. Mit 83 Abbild. 596 S. In Leinwand M. 2. 75, brosch. M. 2.

— **Biblische Naturgeschichte.** Mit 60 kolor. Abbild. und 61 Holzschn. 9. verb. Aufl. Leinwand M. 2. 25, brosch. M. 1. 50.

BR350.A5W8
Johann Valentin Andrea,
Andover-Harvard 001751060
3 2044 077 972 412

Von der Liebe. Ein Zeu
von General-Superint. Dr. th
388 S. Eleg. gebunden M.

Beicht- und Kommunion
Zehnte Auflage. Brosch. M.

Dr. M. Luther's Evangelien-Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres aus seiner Haus- und Kirchenpostille herausgegeben von **G. Schlosser.** 4. Aufl. gr. 8°. 651 S. mit Luther's Porträt nach Cranach. Geb. M. 2.—.

— — **Betbüchlein des sel. Gottesmannes Dr. M. Luther.** 2. Aufl. Kart. 70 Pf., gebunden M. 1.—.

Fragen der Seele und die Antworten des Herrn. Ein Vergißmeinnicht auf jeden Tag des Jahres, mit weißem Papier durchschossen. Min.-Form. i. Lwd. M. 1.20, m. Goldschn. M. 1.50.

Immanuel. Christliches Gedenkbuch auf alle Tage des Jahres. Feinste Ausstattung. Elegant geb. M. 4.—.

Gedenkbuch. 366 S. mit je einem Spruch für jeden Tag des Jahres, 12 gemalten Monatsblättern, Titel u. Widmungsblatt in Chromolithographie ausgeführt. Kl. 4°. Eleg. geb. in Kal. mit Goldschnitt M. 13.50. **Prachtwerk ersten Ranges.**

Habermann's, Dr. Joh., Christliches Gebetbüchlein. 53. Aufl. Kart. 35 Pf., geb. 60 Pf., fein gb. m. Goldschn. 80 Pf.

Starck's, Joh. Fr., tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen. 55. Aufl. **Einzige vollständige Originalausgabe.** 696 u. 77 S., einfach geb. M. 1.60., geb. in Halbfrzbd. M. 2.—, eleg. geb. m. Goldschn. M. 3.—. Konfirmandenausgabe (ohne das Gebetbuch für Wöchnerinnen). 696 S. geb. in Halbfz. M. 1.80.

— **Morgen- und Abendandachten** frommer Christen auf alle Tage im Jahre. 11. verbess. Aufl. M. 6, eleg. geb. M. 7.60.

Kurze Seelenlehre gegründet auf Schrift und Erfahrung, für Eltern und Erzieher, von **C. H. Zeller,** † Insp. in Beuggen. 6. Aufl. 190 S. In Leinwand M. 1.40, brosch. M. —.70.

Stille Stunden vor dem heiligen Abendmahl. Von **R. Wenger,** Pfarrer in Heinrichsbad. 2. Aufl. 350 S. In Leinw. M. 3.50, mit Goldschnitt M. 4.—, brosch. M. 2.40.

Von demselben: **Die Frauen des Neuen Testaments.** 400 Seit ... brosch. M. 3.—.

Das Ev ... **Hausgemeinde ausgelegt.** 3. Aufl. ... brosch. M. 2.—.

